Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen

von

Viktor Kiy

Zweiter Teil

Weidmannsche Buchhandlung Berlin

Themata und Dispositionen

zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen

im Anschluß an die deutsche Schullektüre

für die

oberen Klassen höherer Lehranstalten

von

Viktor Kiy,
Professor am Realgymnasium zu Elberfeld.

Zweiter Teil.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1895.

Vorwort.

In dem zweiten Teile meines Buches, der außer einigen schwierigen Gedichten diejenigen Dramen Schillers behandelt, welche vorzugsweise in den höheren Schulen gelesen werden, habe ich dieselben Grundsätze wie in dem ersten Teile befolgt.

Ich beschränke mich deshalb darauf, auf das Vorwort zu diesem hinzuweisen, und bemerke nur, daß die Angabe der Verse in den einzelnen Citaten sich stets auf die betreffende Scene, nicht auf das ganze Drama bezieht.

Zugleich kann ich nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß auch dieser zweite Band dieselbe freundliche Aufnahme und Beurteilung finden möge, die dem ersten zuteil geworden ist.

Elberfeld, 1. Juni 1895.

Viktor Kiy.

Inhalt.

Schiller. Seite.

Schiller.

1.

Schillers Stellung zum Vaterlande.

Einleitung. Wie vielen unserer Geistesheroen ist auch Schiller der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit gemacht worden, den man sogar durch zahlreiche Belegstellen aus seinen Werken aufrecht zu erhalten versucht hat.

Ausführung. Ist dieser Vorwurf gerechtfertigt? — Er scheint berechtigt, ist es aber dennoch nicht.

I. Schillers Kosmopolitismus.

1. Dieser zeigt sich bei ihm in seiner frühen Jugend; denn der neunjährige Knabe konnte begeistert ausrufen: „Vater! ich muß in die Welt!“ Wenn ihn dann die Mutter ermahnte, im Vaterlande zu bleiben, erwiderte er: „Vaterland, Vaterland! Haben wir denn ein anderes, als die ganze Welt! Wo es Menschen giebt, da ist mein Vaterland!“
2. „In späterer Zeit ist Posa, der Herold der Gedankenfreiheit und des Weltbürgertums, das Gefäß, in welches Schiller seine Begeisterung für Menschenglück und Menschenwürde in vollem Strome ergoß.“

II. Die sittliche Wandlung im Mannesalter. Sie tritt zu Tage

1. in dem Gedichte: Die Antiken in Paris, einem „Zornwort gegen die siegreichen Franken, welche damals (1800), weniger aus Kunstliebe als Nationaleitelkeit, die Kunstschätze der überwundenen Völker nach Paris schleppten;“
2. in den Ottaverimen: An Goethe und dem Gedichte: Die deutsche Muse, worin Schiller die Wahrnehmung ausspricht, daß die deutsche Dichtkunst nicht an der Sonne der Fürstengunst ihre Blüten entfaltet hat;
3. in den in seinem Nachlaß gefundenen Bruchstücken eines größeren patriotischen Gedichtes,
   a) in welchem Schiller auf die große Vergangenheit Deutschlands und eine noch größere Zukunft hinweist und so dem Ver-

zagen der Vaterlandsfreunde zu steuern sucht („Schwere Ketten drückten alle — Völker auf dem Erdenballe, — Als der Deutsche sie zerbrach, — Fehde bot dem Vatikane, — Krieg ankündigte dem Wahne, — der die ganze Welt bestach. — Höhern Sieg hat der errungen, — Der der Wahrheit Blitz geschwungen, — Der die Geister selbst befreit. — Freiheit der Vernunft erfechten, — Heißt für alle Völker rechten, — Gilt für alle Ewigkeit.“);

b) worin es an einer Stelle heißt: „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke (Friede zu Basel 1795, zu Campo Formio 1797 Lüneville 1801), wo er ruhmlos aus einem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Glück bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampf; aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge;“

c) worin er sagt, in dem Charakter der deutschen Nation wohne eine sittliche Größe, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig sei, und worin er

d) prophezeit, daß dem geistbildenden und geistbeherrschenden Deutschland dereinst auch die äußere Herrschaft zufallen werde;

4. in seinem Drama „Wilhelm Tell“, welches allein mit seiner von patriotischer Begeisterung getragenen Gesinnung „das deutsche Volk aus seiner Lethargie zu dem Werke von 1813 aufwecken konnte“, und von welchem Gervinus sagt: „Das Stück ist ganz von Vaterlandsliebe durchdrungen und mahnte in schweren Zeiten an ernste Pflichten; trefflich weht darin die freie Luft der Volksbewegung.“

Schluß. Welchen Ausdruck hätte Schiller aber nach solchen Zeugnissen seines Patriotismus den Wünschen und Hoffnungen gegeben, die seine freiheitsdurstige Seele erfüllten, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, die Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1813 zu erleben!

2.

Die Wirkung der Schönheit und der Kunst auf den Menschen.

Nach Schillers Gedichten: „Die Künstler" und „Das Ideal und das Leben."

Einleitung. Schönheit ist Wahrheit in milderer Form. („Die, eine Glorie von Orionen — Ums Angesicht, in hehrer Majestät, — Nur angeschaut von reineren Dämonen, — Verzehrend über Sternen geht. — Geflohn auf ihrem Sonnenthrone, — Die furchtbar herrliche Urania, — Mit abgelegter Feuerkrone — Steht sie als Schönheit vor uns da. — Der Anmut Gürtel umgewunden — Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn. — Was wir als Schönheit hier empfunden, — Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn."

Übergang. Die Wirkung der Schönheit auf die ersten Menschen. („Das Herz, das sie an sanften Banden lenket, — Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit; — Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket — Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit. — Die ihrem keuschen Dienste leben, — Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick; — Wie unter heilige Gewalt gegeben — Empfangen sie das reine Geisterleben, — Der Freiheit süßes Recht, zurück.")

I. Die Wirkung der Schönheit und der Kunst auf den Menschen überhaupt

1. in seiner Kindheit; die Kunst bereitet den Menschen, noch bevor er fähig ist, mit Bewußtsein sittlich zu handeln, in früher Jugend durch „leichte Rätsel" d. h. leichtverständliche Mythen, Parabeln und Märchen zur Liebe des Guten und Edeln vor;
2. im späteren Leben.
   a) Sie macht ihn empfänglich für die Erkenntnis der Wahrheit („Nur durch das Morgenthor des Schönen — drangst du in der Erkenntnis Land") d. h.
      α) die Erkenntnis eines Weltgeists (V. 33—41),
      β) die Erkenntnis der Grundgesetze der Moral, des Unterschiedes von gut und böse, recht und unrecht (V. 42—49),
      γ) die Vorahnung der Unermeßlichkeit des Weltalls. (V. 50—53.)
   b) Die Kunst verschönt das Dasein des Menschen, „malt mit lieblichem Betruge Elysium auf seine Kerkerwand" (V. 66—67),

α) so daß er sein Leiden und seine Sorge bei der Anschauung des Schönen vergißt („Werft die Angst des Irdischen von euch! — Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben — In des Ideales Reich!");

β) so daß er sich zu neuem Kampfe stärkt und sammelt. („Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken, — den Erschöpften zu erquicken, — Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz. — Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten, — Reißt das Leben euch in seine Fluten, — Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz. — Aber sinkt des Mutes kühner Flügel — Bei der Schranken peinlichem Gefühl, — Dann erblicket von der Schönheit Hügel — Freudig das erflogne Ziel.")

II. Der Künstler als Priester des Schönen.

1. Sein erhabener Beruf. Er allein schaut das Ideal hüllenlos und übermittelt es der Menschheit als Kunstwerk. („Glückselige, die sie — aus Millionen — Die reinsten — ihrem Dienst geweiht, — In deren Brust sie würdigte zu thronen, — Durch deren Mund die Mächtige gebeut, — Die sie auf ewig flammenden Altären — Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren, — Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint.")

2. Seine Pflichten.

a) Er soll eingedenk sein, daß von ihm die Würde der Menschheit abhängig ist, und deshalb das Unedle und Gemeine nicht zum Gegenstande seiner Darstellung machen. („Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, — Bewahret sie! — Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben.")

b) Er soll vielmehr der Menschheit die Wahrheit in der Hülle der Schönheit offenbaren d. h.

α) die Kunst und insbesondere die Dichtkunst zum Horte der verfolgten Wahrheit machen („Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte — Die ernste Wahrheit zum Gedichte — Und finde Schutz in der Camönen Chor. — In ihres Glanzes höchster Fülle, — Furchtbarer in des Reizes Hülle, — Erstehe sie in dem Gesange — Und räche sich mit Siegesklange — An des Verfolgers feigem Ohr.");

β) nicht der Menschheit schmeicheln, sondern ihr in einem schönen Spiegelbilde die Zukunft vorhalten. („Erhebet euch mit kühnem Flügel — Hoch über euren Zeitenlauf! Fern dämmre schon in eurem Spiegel — Das kommende Jahrhundert auf.")

Schluß. Der Künstler in diesem Sinne ist der wahre Mensch; er bildet „der Menschheit erste Stufe in die erhabene Geisterwelt."

3.

Idee und Ideal.

Einleitung. Wir sprechen oft von Ideen und Idealen, ohne uns ihre Bedeutung sowie ihr gegenseitiges Verhältnis klar zu machen.

Ausführung. Erklärung beider Begriffe. Die Idee ist die Einheit des Begriffs und seiner Realität, d. h. die Vorstellung eines Vollkommenen, dessen Begriff in der Wirklichkeit ganz und völlig zum Ausdruck kommt. Solche Vorstellungen haben sich alle Menschen von Urzeiten her gemacht. Ideen sind also ewige, allen Menschen gemeinsame Vorstellungen des Vollkommenen. Ideale sind sich verändernde Abbilder, wandelbare Gestaltungen der Ideen.

I. Das Verhältnis der Idee zum Ideal, veranschaulicht an den wichtigsten Beispielen.

1. Die Idee der Wahrheit ist die allgemeine Vorstellung vollkommener Erkenntnis, in der sich Erkennen und Sein völlig deckt. Das Idael der Wahrheit ist dasjenige philosophische System, das die ganze Wirklichkeit zu umfassen und zu begreifen scheint.
2. Die Idee der Schönheit ist die allgemeine Vorstellung vollkommener Harmonie des geistigen Inhalts und der materiellen Form, der Vernunft und der Sinnlichkeit. Das Ideal der Schönheit ist das Kunstwerk, indem diese Harmonie am vollkommensten zum Ausdruck kommt.
3. Die Idee der Sittlichkeit ist die allgemeine Vorstellung der Verwirklichung des vollkommen Guten. Das Ideal der Sittlichkeit ist diejenige Moral, durch welche das Gute am vollkommensten von den Menschen bethätigt wird.

II. Die Wandelbarkeit der Ideale.

1. Sie wechseln nach Zeiten und Völkern. Das Ideal der Wahrheit war für die Griechen die Sokratische, später die Aristotelische Philosophie, für die Deutschen zu Anfang dieses Jahrhunderts die Lehre Kants, in den dreißiger und vierziger Jahren die Philosophie Hegels, später Schopenhauers u. s. w. Ähnlich verhalten sich, was die Schönheit anbetrifft, die Götterbilder der Assyrer und Ägypter zu denen der Griechen, die Werke Goethes und Schillers zu denen der Modernen. — Die sittlichen Ideale der Wilden sind verschieden von denen der civilisierten Völker.
2. Sie sind verschieden bei den einzelnen Individuen. Nicht alle Individuen derselben Zeit, desselben Volkes u. s. w. haben dieselben Ideale. Das Ideal der Schönheit ist dem einen der Apoll von Belvedere, einem andern die Madonna Rafaels u. s. w.
3. Sie ändern sich in der Vorstellung eines und desselben Menschen, sind also vorübergehend. Goethes Ideal war in der Jugend die Gotik, später die Kunst der Griechen.

Schluß. Ein Idealist ist deshalb ein Mensch, in dessen Geiste solche Abbilder des Vollkommnen gleichsam als des Vorbildes und Zieles seines Strebens vorhanden sind; idealisieren aber heißt, sich ein solches Musterbild erdenken oder etwas Unvollkommenes, das in Wirklichkeit mangelhaft ist, verklären und für sich und andere als vollkommen darstellen.

Nach Leuchtenberger.

4.

Erklärung und Gliederung von Schillers: „Das Ideal und das Leben."

Einleitung. Schiller ging hier von Kant aus, der in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" gelehrt hatte, daß Pflicht und Neigung, Vernunft und Sinnlichkeit in einem unvereinbarten Gegensatz zu einander ständen. Schiller überbrückte diesen, indem er in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" nachwies, daß die Schönheit die Bedingung der wahrhaften Freiheit sei, daß in der

ästhetischen Anschauung, der Anschauung des Schönen sich die Einheit des Denkens und Empfindens, der Vernunft und der Sinnlichkeit, der Pflicht und der Neigung, der Form und der Materie darstellen.

Ausführung. Gliederung und Erklärung des Gedichtes. Das Gedicht zerfällt in eine Eingangsstrophe, zwei Hauptteile und den zwei Strophen umfassenden Schluß.

Die Eingangsstrophe behandelt den Gegensatz zwischen dem Leben der Götter und der Menschen. Neigung und Pflicht, Vernunft und Sinnlichkeit stehen im Leben der Götter in schönem Einklange, während die Menschen wählen müssen „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden." Daran schloß sich ursprünglich folgende, später von Schiller weggelassene Übergangsstrophe, welche recht angemessen zu dem ersten Hauptteil hinüberleitete: „Führt kein Weg hinauf, hinauf zu jenen Höhen? — Muß der Blume Schmuck vergehen, — Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll? — Wenn sich Lunens Silberhörner, füllen, — Muß die andere Hälfte Nacht umhüllen? — Wird die Strahlenscheibe niemals voll? — Nein, auch aus der Sinne Schranken führen — Pfade aufwärts zur Unendlichkeit; — Die von ihren Gütern nichts berühren, — Fesselt kein Gesetz der Zeit."

I. Beantwortung der Frage, wie es auch dem Menschen gelingen könne, zu der Seligkeit zu gelangen, welcher sich die Götter erfreuten, und Schilderung des Lebens im Reiche des Ideals. (Str. 2—5.)

1. Um zu einem solchen Zustande zu gelangen, muß der Mensch an den Dingen kein sinnliches Interesse nehmen, nicht nach ihrem Besitz und Genuß streben, sondern sie zum Gegenstande einer rein ästhetischen Betrachtung machen und daraus ein freies Wohlgefallen schöpfen. Dabei mag er sich vergegenwärtigen, daß nur das Körperliche, der Gegenstand des sinnlichen Triebes der Vergänglichkeit (der Macht der Parzen) unterworfen, daß aber die Gestalt (das Ideal), worauf die Vernunftthätigkeit des Menschen sich richtet, unvergänglich, keinem Wechsel ausgesetzt und göttlich (nicht irdischer Natur) ist. (Str. 3.)

2. Schilderung des Lebens im Reiche des Ideals. Der Mensch fühlt sich hier den Göttern gleich, frei und leicht wie die körperlosen Abgeschiedenen, wie die Seele, als sie noch mit der Gottheit eins war, er fühlt sich als Sieger in dem Kampfe zwischen Vernunft und Sinnlichkeit. (Str. 4.) Daran knüpft

der Dichter in Str. 5 die Mahnung, daß der Mensch nicht den Kampf meiden und für immer in das Reich des Ideals flüchten, sondern darin nur, wenn er erschöpft sei, Kraft zur Fortsetzung des Kampfes suchen solle.

II. Ausführung des Gegensatzes zwischen der Wirklichkeit und dem Reiche des Ideals. (Str. 6—13.)

1. In dem wirklichen Leben herrscht ein stetes Ringen, der eine sucht dem andern wie in der Rennbahn zuvorzukommen; im Reiche des Ideals, der „Schönheit stillem Schattenlande", ist tiefer Friede. (Str. 6 u. 7.)
2. Während in der Wirklichkeit der Künstler mit dem widerspenstigen Stoff, der sich nur schwer in die Form fügt, ringen muß, der Forscher nach Wahrheit durch die Schranken der Sinnlichkeit gehemmt wird, — tritt im Reiche des Ideals das Bild in vollendeter Form vor das geistige Auge des Künstlers, gelangt der Forscher hier mit Sehergabe ganz plötzlich zu der angestrebten Erkenntnis. (Str. 8 u. 9.)
3. In der Wirklichkeit besteht eine unübersteigbare Kluft, ein Mißverhältnis zwischen der Höhe und Heiligkeit der Sittengesetze und der schwachen sittlichen Kraft des Menschen; im Reiche des Ideals ist dieser Gegensatz aufgehoben; hier genügt es, daß der Mensch das Gute will, daß er seine Neigung mit dem göttlichen Sittengesetz (der „Gottheit") in Einklang bringen will; dann hat dieses seine Furchtbarkeit verloren. Sowie der Widerstand der sinnlichen Natur im Menschen aufhört, wird dem Menschen das Sittengesetz vertrauter; es verliert für ihn seine abschreckende Hoheit. (Str. 10 u. 11.)
4. In der Wirklichkeit ist dem gequälten Menschen vergönnt zu klagen; hier ist auch der Platz für das Mitleid mit andern; im Reiche des Ideals ist der Mensch erhaben über Schmerz und Jammer; die Thräne, die hier fließt, ist eine Thräne der Bewunderung, die dem mutigen Widerstande gegen das Leiden, der tapferen Gegenwehr des Menschen, nicht dem Leiden selbst gilt. (Str. 12 u. 13.)

In den beiden Schlußstrophen schildert der Dichter die Erhebung des Menschen von der Sinnenwelt zum Ideal unter dem Bilde des sterbenden Herkules.

Schluß. Die metrische Form. Das Gedicht ist geschrieben in zehnzeiligen Strophen mit trochäischem Rhythmus; der zweite Vers enthält vier Füße, der letzte eine Silbe weniger, die übrigen fünf Trochäen. Es reimen Vers 1 u. 2, 4 u. 5, 3 u. 6, 7 u. 9, 8 u. 10.

Nach Viehoff.

5.

Die Entwicklung der menschlichen Kultur.

Nach Schillers „Spaziergang."

Einleitung. Die Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung", in der Schiller den Gegensatz von Natur und Kultur erörtert, legte ihm den Gedanken an eine poetische Darstellung nahe, welche die verschiedenen möglichen Beziehungen zwischen beiden behandle. Es geschah dies in seinem Gedichte: Der Spaziergang, indem er in Erinnerung an einen Spaziergang, den er bei seinem Besuche in der schwäbischen Heimat durch die Hohenheimer Gartenanlagen von Stuttgart nach Hohenheim gemacht hatte, an einen fingierten Spaziergang ähnlicher Art eine Betrachtung der aufeinander folgenden Kulturstufen anknüpfte.

Ausführung. Das Bild, das Schiller in seinem „Spaziergang" von der Entwicklung der menschlichen Kultur giebt.

In der Landschaft ist zunächst keine Spur vom Dasein des Menschen zu finden. Nur friedliche Tiere, umsäuselt von balsamischen Lüften, beleben sie, Bienen und Schmetterlinge, die von Blume zu Blume flattern, und Lerchen, deren Gesang „wirbelt in heiterer Luft." (V. 1—34.) Die Wiese geht über in einen Wald, wo der „geländerte Steig", der an dem Bergabhange hinaufführt, die erste Spur der bessernden Menschenhand ist. (V. 35 u. 36.)

I. Die erste Stufe in der Entwicklung der menschlichen Kultur — Ackerbau und Viehzucht (V. 37—58.); ihre Anzeichen sind:

1. Die Grenzraine, „die des Landmanns Eigentum scheiden."
2. Die Länder verknüpfende Straße.
3. Die Flöße, die auf dem Strome dahingleiten.
4. Der Herden Geläut und der Hirten Gesang.
5. Die Dörfer, in denen der Mensch noch mit dem Acker nachbarlich zusammenwohnt.

II. Die zweite Kulturstufe — die Stadt (der Staat). (V. 59—100.)
1. Ihre Umgebung, der der ordnende Menschengeist sein Gepräge aufgedrückt hat.
2. Der erste Aufbau der Staatsverbindung, die Entstehung der Stadt, über welche gleichsam alle Götter ihre Gaben ausstreuen.
3. Der Wetteifer der einzelnen, der Großes, und das Zusammenwirken der „eifernden Kräfte", das Größeres schafft.
4. Die Entwicklung hoher Tugenden, der Vaterlandsliebe, der Gerechtigkeit und der Tapferkeit, die sich in der Verteidigung des eigenen Herdes offenbart.

III. Die dritte Stufe — die Blüte, die die Kultur im Frieden im geordneten Staatsleben erreicht. (V. 101—140.)
1. Das Emporblühen der Schiffahrt, des Handels und Gewerbes.
2. Die Entstehung der Künste („Da gebiert das Glück dem Talente die göttlichen Kinder, — Von der Freiheit gesäugt wachsen die Kinder der Lust.") und der Wissenschaften. So hat der Mensch die höchste Stufe der Kultur erreicht. („Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes, — Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht. — Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriss' er — Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!")

IV. Die Überkultur und die Sittenverderbnis, die zur Auflösung der staatlichen Ordnung führt. Der Dichter schildert diese Epoche unter Anlehnung an die Geschichte der französischen Staatsumwälzung. „Zuerst ist der Mensch mit der Natur eins; dann macht er, ohne sich von ihr loszureißen, seinen eigenen Geist dadurch geltend, daß er ihre Produkte zu seinen Bedürfnissen benutzt, ihre Stoffe ästhetisch umbildet und ihre Gesetze wissenschaftlich erforscht. Nun will er sich aber auch endlich als moralische Person über die Natur erheben, er will an die Stelle des Staates der Not und der Natur den Staat der Vernunft und Freiheit treten lassen. Der gefährliche Versuch mißlingt, weil die Sittlichkeit noch nicht stark genug ist, daß er sich ihrer alleinigen Führung überlassen könnte, und seine menschliche Natur noch nicht edel genug, daß er auf dieser Laufbahn von ihr unterstützt würde." (Vergl. V. 141—172.)

1. Der Glaube an alles Edle, Religiosität und Sittlichkeit, verschwinden aus dem Herzen der Menschen, und selbst die mahnende Stimme des Gewissens schweigt.
2. Der flutende Strom der sinnlichen Begierden beherrscht die Menschen und verleitet sie zu Lüge, Untreue und Verrat; selbst die Liebe wird verkäuflich, der Betrug hat sich die heiligen Zeichen der Wahrheit angemaßt, sodaß sich das wahre Gefühl nur durch Verstummen kundgiebt.

V. Die Rückkehr zur Natur, zu der sich der Mensch aus der zur Vernichtung der ganzen staatlichen Ordnung führenden sittlichen Entartung flüchtet. (V. 173—200.)

Schluß. Jede Unterbrechung der Kulturentwicklung endet deshalb niemals mit dem Untergange der Kultur überhaupt; die Menschheit schreitet vielmehr trotz des scheinbaren Rückschritts doch immer vorwärts; die Kultur der christlichen Welt steht höher als die griechisch-römische, die der neuesten Zeit höher als die der vorigen Jahrhunderte.

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

6.

Die Wirkungen des Ackerbaus.

Im Anschluß an Schillers Gedicht: „Das eleusische Fest."

Einleitung. Das eleusiche Fest gehört zu den kulturhistorischen Gedichten Schillers und ist ein Gegenstück zu seinem Spaziergang. Während uns hier nämlich die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit bis zu ihrer Verwirrung und der Rückkehr zur Wahrheit vorgeführt wird, faßt Schiller in dem Gedichte: „Das eleusische Fest" den Ackerbau als Ausgangspunkt aller menschlichen Kultur auf.

Ausführung. Die segensreichen Wirkungen des Ackerbaus

I. Auf sittlichem Gebiete.
1. Der Mensch, der vorher Jäger, Fischer oder Nomade gewesen war, wird als Ackerbauer seßhaft und lernt den Segen der Arbeit und einer regelmäßigen, geordneten Thätigkeit kennen.
2. Die Pflege, die er dem Boden, den Pflanzen des Bodens und den Tieren angedeihen läßt, erweckt
   a) eine freundliche und friedliche Gesinnung und

b) die Vaterlandsliebe, die aus der Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle und der Dankbarkeit für den Segen entspringt, den sie ihrem Bebauer spendet.

3. Die Zurückgezogenheit des Lebens und die Beschränkung auf sich selbst und auf seine eigene Kraft

a) führt den Menschen zur Einführung der religiös und staatlich geheiligten Ehe, die durch die gegenseitige Liebe der Gatten verschönert wird, und damit zum Familienleben und

b) bewahrt ihn dadurch vor der Sittenverderbnis überhaupt. (Str. 26.)

4. Die Bewunderung der Wunderwerke der Natur und die Einsicht, daß menschliche Kraft nicht ausreiche, um dem mütterlichen Boden seinen Segen abzuringen, führt den Menschen zur Erkenntnis Gottes, zur Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer und Ergebung in seinen Willen. (Str. 14.)

II. Auf materiellem Gebiete.

1. Aus der Ansiedelung des Menschen uud der Bestellung des Ackers, den der Landmann mit seinem Schweiße düngt, ergiebt sich der Unterschied von Mein und Dein, woraus sich die Rechtsbegriffe entwickeln. (Str. 15.)

2. Die Bearbeitung des Bodens erfordert eine Verbesserung der Ackergeräte und giebt dadurch den Anlaß zur Entstehung der Gewerbe u. s. w. und der Teilung der Arbeit. (Str. 16.)

3. Die Gemeinsamkeit der Interessen erweckt darauf den Gemeinsinn und bewirkt eine Vereinigung der Menschen zum Schutz gegen ihre Feinde, wodurch der Grund zu dem Staate gelegt wird. (Str. 17.)

4. Der Überfluß der Erzeugnisse führt zu einem Austausch der Erträge und dadurch zur Entwicklung des Handels, der Schiffahrt und zur Verbesserung der Verkehrsmittel überhaupt.

III. Auf geistigem Gebiete. (Der Spaziergang: „Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder, — Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Kinder der Lust.“) Eine Folge des durch eigene Arbeit gewonnenen Wohlstands ist:

1. Die Entwicklung der Künste, mit deren Erzeugnissen der Mensch sein Heim zu schmücken, sein Dasein zu verschönern sucht (Str. 22), und

2. der Wissenschaften, die ihm die Rätsel des eigenen Lebens lösen, die Wunder des Weltalls erklären sollen.

Schluß. Den Segen des Ackerbaus faßt Schiller in seinem Rätsel über den Pflug, zusammen, indem er fragt: „Wie heißt das Ding?" und indem er es dann folgendermaßen beschreibt:

„Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hats gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut."

7.

Gliederung und Erklärung des Prologs zu „Schillers Wallenstein."

Einleitung. Der Zweck des Prologs. Er wurde von dem Schauspieler Voß im Kostüm des Max vorgetragen als am 12. Oktober 1798 das von dem Baumeister Thouret aus Stuttgart umgebaute weimarische Theater mit „Wallensteins Lager" wiedereröffnet wurde.

I. Die Bühne und die Schauspielkunst. (V. 1—31.)
  1. Die Bühne.
    a) Die Wiedereröffnung des in edlem Geschmacke ausgeschmückten Theaters. (V. 1—9.)
    b) Hinweis auf die Bedeutung der alten Bühne, welche die Wiege mancher jugendlicher Kräfte gewesen war, und auf der Iffland 1796 vierzehn und im Anfange des Mai 1798 sechs Gastrollen gegeben hatte, die Goethe ein „belehrendes, hinreißendes, unschätzbares Beispiel" nennt. (V. 10—17.)
    c) Hoffnungen und Wünsche für die neue Bühne (V. 18—31.), auf der
      α) Schröder bald auftreten sollte*), und
      β) auf der auch jedes Talent vor einem auserlesenen Zuschauerkreise seine Kräfte prüfen konnte.
  2. Die mimische Kunst. (V. 32—49.)

---

*) Goethe hatte ihn dazu aufgefordert; diese Erwartung erfüllte sich jedoch nicht.

a) Ihre Flüchtigkeit im Gegensatz zu den Gebilden des Meißels und den Gesängen des Dichters.
b) Ihre Beschränkung auf die Gegenwart und Mitwelt.
c) Ihre Wirkung aber auch über diese hinaus in die Ewigkeit, wenn es dem Mimen gelungen ist, dem „Besten seiner Zeit genug gethan“ zu haben.

II. Der Dichter und sein Werk.

1. Das höhere Ziel des Dichters. (V. 50—69.)
   a) Er will die alte Bahn verlassen und die Zuschauer aus „des Bürgerlebens engen Kreis“ (d. h aus den damals noch allgemein beliebten bürgerlichen Dramen Ifflands und Kotzebues) auf einen höheren, weltgeschichtlichen Schauplatz versetzen.
   b) Dazu fühlt er sich veranlaßt durch den Ernst der Zeit, „wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird“, wo (infolge der französchen Revolution und des Auftretens Napoleons) um der Menschheit höchste Güter, „um Herrschaft und um Freiheit“ gerungen wird; sonst würde seine Kunst durch das Leben beschämt werden.
2. Die Dichtung. (V. 70—118.)
   a) Sie knüpft an die Gegenwart an, in der die alte feste Form des deutschen Reiches zerfällt, die es einst vor 150 Jahren durch den Westfälischen Frieden erhalten hat.
   b) Ihren Hintergrund bildet der dreißigjährige Krieg; denn sie versetzt uns in das 17. Jahr seit seinem Beginn.
   c) Der Held der Dichtung soll Wallenstein sein, ein verwegener Kriegsmann, „der, von der Zeiten Gunst emporgetragen, — Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg — Und, ungesättigt immer weiter strebend, — Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.“ In der Dichtung jedoch soll
      α) ihn die Kunst veredlen d. h. ihm edle Beweggründe für seine Handlungen unterschieben und
      β) „die größere Hälfte seiner Schuld“ auf die „unglückseligen Gestirne“ wälzen.

   So wird er dem Herzen der Zuschauer menschlich näher geführt.
3. Der Gegenstand der heutigen Aufführung ist aber nicht diese Dichtung, sondern nur ein Vorspiel dazu, in dem nicht Wallenstein selbst auf der Bühne erscheinen wird, doch sein

„Schattenbild in den Scharen, die sein Befehl gewaltig lenkt, sein Geist beseelt.“

Schluß. Des Dichters Bitte um Verzeihung (V. 119—138.), wenn er den großen Gegenstand in einer Reihe von Gemälden vor den Augen der Zuschauer „abzurollen wagt“ und sie durch die Reimverse des „Lagers“ über die düsteren Bilder jener Zeit in das heitere Reich der Kunst hinüberspielt, in denen sich der Ernst des Lebens nur verklärt wiederspiegelt.

8.

Bestimmung und Verteilung der Zeit, in der sich die Handlung des „Wallenstein“ abspielt.

Einleitung. Die Handlung des „Wallenstein“ umfaßt die geschichtlichen Ereignisse aus der Zeit zwischen dem 12. Januar und 25. Februar des Jahres 1634. Schiller hat diese jedoch auf die vier Tage verlegt, die unmittelbar seinem Tode vorangehen.

Ausführung. Wie verteilt sich die Handlung in Schillers „Wallenstein“ auf diesen Zeitraum?

I. Der erste Tag, ein Sonntag im Februar, umfaßt
   1. die Handlung des „Lagers“ und, wie aus den Worten: „Die Herzogin kommt ja heute herein“ hervorgeht, auch
   2. die Akte I., II., III. und IV. der „Piccolomini“, d. h.
      a) die Ankunft der Generale in Pilsen und ihre Unterredungen mit Questenberg (Akt I);
      b) den Bericht der Herzogin über ihren Wiener Aufenthalt, die Unterredungen Wallensteins mit Thekla, Max Piccolomini, Terzky und Illo und mit Questenberg, der ihn der Unthätigkeit anklagt und ihm die Forderungen des Kaisers überbringt (Akt II);
      c) die Mitteilung der List Illos und die Anknüpfung der Liebesintrigue durch die Gräfin Terzky (Akt III);
      d) die Unterschrift der Eidesformel nach dem Gastmahl beim Grafen Terzky, welches geschichtlich am 12. Januar 1634 stattfand. (Akt IV.)

II. Der zweite Tag, Montag, umfaßt
   1. den Akt V der „Piccolomini“ d. h. die Enthüllungen, die

Oktavio seinem Sohne über Wallensteins Absichten macht, die Mitteilung von der Gefangennahme Sesinas und Maxens Entschluß, sich bei Wallenstein selbst Licht über seine Pläne zu verschaffen;

2. die Akte I. und II. von „Wallensteins Tod".

a) Die Mitteilung Senis über den günstigen Stand der Gestirne, die Unterredungen Wallensteins mit Terzky und Illo, Monolog Wallensteins, in dem er sich zu rechtfertigen sucht, sein Gespräch mit dem schwedischen Unterhändler Wrangel und mit der Gräfin Terzky, die ihn zu dem Abschlusse des Bündnisses mit den Schweden bestimmt. (Akt I)

b) Wallenstein betraut Oktavio mit der Gefangennahme der Grafen Gallas und Altringer und übergiebt ihm die Führung der welschen und spanischen Regimenter. Max sucht den Herzog vergeblich umzustimmen. Wallensteins erneutes Schwanken und seine Erzählung, weshalb er dem Oktavio vertraue. Abfall Isolanis und Buttlers. Abschied Oktavios von Max. (Akt II)

III. Der dritte Tag umfaßt den Akt III von „Wallensteins Tod", d. h.

1. die Schilderung der weiteren Thätigkeit der Gräfin Terzky, und zwar

a) ihr Gespräch mit Thekla, durch welches diese bestimmt werden soll, auf Max einzuwirken und ihn an Wallenstein unauflöslich zu fesseln („Pflicht und Ehre! — Ihr sollt sie ihm auslegen; seine Liebe — Soll seine Ehre ihm erklären. — Erhaltet dem Vater einen Freund, Euch den Geliebten, — So kann noch alles gut und glücklich werden.");

b) die Mitteilung, die die Gräfin dem Herzoge über das Liebesverhältnis zwischen Max und Thekla macht, Wallensteins ablehnendes Verhalten und die ehrgeizigen Pläne, mit denen er sich bei der Wahl des Eidams trägt;

2. den Abfall der Truppen; dahin gehört:

a) Das Bekanntwerden des Abfalls der Generale,

b) des Verrats Oktavio Piccolominis und des Verlustes von Prag.

c) Die Verhandlungen Wallensteins mit den Pappenheimern Buttlers Mitteilung, daß Terzkys Regimenter die kaiserlichen

Adler von den Fahnen gerissen hätten, und der dadurch veranlaßte Abzug der Pappenheimer.

d) Maxens Abfall von Wallenstein, sein Gespräch mit Thekla, die ihm rät, seinem ersten Gefühl zu folgen. Die Trennung der Liebenden.

Am Abend des dritten Tages reist Wallenstein nach Eger ab.

IV. Der vierte Tag spielt in Eger und umfaßt die Akte IV und V von „Wallensteins Tod“.

1. Akt IV, d. h.

a) das Selbstgespräch Buttlers, dessen Zwiegespräch mit Gordon und sein Entschluß, Wallenstein gefangen zu nehmen, Gordons Eintreten für Wallenstein und die Meldung von dem Nahen der Schweden;

b) Buttlers Entschluß, den Feldherrn zu ermorden, und seine letzten Befehle für die Sicherheit der Festung;

c) Die Nachricht von dem Tode Maxens, die Thekla durch den schwedischen Hauptmann erhält und Theklas Entschluß, gleichfalls zu sterben.

2. Akt V, d. h.

a) die Befehle Buttlers an Geraldin, Deveroux und Macdonald über die Ermordung Illos, Terzkys und Wallensteins;

b) Wallensteins letzte Gespräche mit der Gräfin Terzky und mit Gordon, Seni und seinem Kammerdiener;

c) Gordons Bitte um Aufschub;

d) Wallensteins Ermordung und die Ankunft Oktavio Piccolominis.

Schluß. Nach der Geschichte langte Wallenstein nachmittags 4 Uhr am 24. Februar 1634, einem Freitage, krank in Eger an. In der darauffolgenden Nacht drang Deveroux mit 6 Hellebardieren in seine Wohnung ein und sprengte eine verriegelte Thür seines Schlafzimmers. Wallenstein wurde dadurch aus dem ersten Schlafe geweckt und stürzte ans Fenster, um die Wache zu rufen. Aber schon stand Deveroux vor ihm, der sich, nur mit dem Hemde bekleidet, an einen Tisch am Fenster anlehnte. Er empfängt, die Arme weit ausbreitend, den tödlichen Stoß vorn in die Brust und fällt, ohne einen Laut auszustoßen.

9.

Inwiefern ist „Wallensteins Lager“ die erste Exposition der ganzen Trilogie?

Einleitung. In dem Gesamtdrama soll Wallenstein als ein geistig bedeutender Mann geschildert werden, der, vom Glücke begünstigt, eine große Macht erlangt hat, aber durch seinen Ehrgeiz und die Auflehnung gegen die herkömmliche staatliche Ordnung zu Grunde geht.

Übergang. Die Darstellung des gewaltigen Stoffes mit dem bedeutsamen Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges hat Schiller nicht in einem Drama bewältigen können und deshalb in einer Trilogie behandelt.

Ausführung. Welche Stellung nimmt in dieser „Wallensteins Lager“, das erste der drei Stücke, ein?

Es bildet insofern die erste Exposition des Gesamtdramas, als es uns bekannt macht

I. mit dem Ort und der Zeit der Handlung und dem Einflusse des verheerenden Krieges auf Land und Leute (Verödung des Landes, Verwilderung der Bevölkerung, Bauer, Rekrut, Soldatenschulmeister);

II. mit dem Haupthelden des Stückes, Wallenstein, und zwar

1. mit seiner Persönlichkeit,
   a) seiner Laufbahn (7, V. 69 u. ff.), seinen Eigentümlichkeiten (6, V. 186, 199 u. 9, V. 5 u. ff.),
   b) seiner Größe und seinem Ehrgeiz („Ihm schlägt das Kriegsglück nimmer um — Der führt's Kommando nicht wie ein Amt, — Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt! — Es ist ihm nicht um des Kaisers Dienst, — Was bracht' er dem Kaiser für Gewinnst? — Was hat er mit seiner großen Macht — Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht? — Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen, — Die Welt anstecken und entzünden, — Sich alles vermessen und unterwinden.“);
2. mit seiner Machtstellung, welche beruht
   a) auf seinem ihm zum größten Teil begeistert ergebenen Heere, dessen einzelne Führer uns in den Vertretern der verschiedenen Regimenter geschildert werden;

b) auf dem unbeschränkten Oberbefehl, den ihm der Kaiser zugesichert hat („Absolute Gewalt hat er, müßt ihr wissen, — Krieg zu führen und Frieden zu schließen, — Geld und Gut kann er konfiszieren, — Kann henken lassen und pardonnieren, — Offiziere kann er und Obersten machen.“), und seiner reichsfürstlichen Würde („Er ist ein Unmittelbarer und Freier, — Des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer . . . — Ist er nicht Fürst so gut als einer? — Schlägt er nicht Geld wie der Ferdinand?“);

3. mit der Mißstimmung, die man bei Hofe gegen Wallenstein hegt („Sie trauen uns nicht, — Fürchten des Friedländers heimlich Gesicht. — Er ist ihnen zu hoch gestiegen, — Möchten ihn gern herunterkriegen.“ — Vergl. 11, 112 „Ja, und wie lang wird's stehen an, — So nehmen sie uns noch den Feldhauptmann. — Sie sind ihm am Hofe so nicht grün.“), und die sich offenbart:

a) in der Sendung Questenbergs („Von Wien die alte Perücke, — Wieder so ein Spürhund, der die Jagd auf den Herzog macht.“);

b) in dem Befehle des Kaisers zur Schwächung des Heeres Wallensteins („Sie wollen uns in die Niederland' leihen; — Kürassiere, Jäger, reitende Schützen, — Sollen achttausend Mann aufsitzen.“);

c) in der Predigt des Kapuziners, des Vertreters der dem Feldherrn besonders feindlichen Jesuitenpartei, mit der es auch Oktavio Piccolomini hält;

4. mit einigen Gegenmaßregeln, die Wallenstein getroffen hat, um sich in seiner Machtstellung zu behaupten, und die auch seinen Truppen nicht entgangen sind, nämlich

a) der Abberufung seiner Gemahlin und Tochter aus Kärnten, die er nicht in der Machtsphäre des Kaisers lassen will,

b) der Versammlung seiner Befehlshaber in Pilsen,

c) der Austeilung einer doppelten Löhnung an die Soldaten. („Die Truppen, die aus fremden Landen — Sich hier vor Pilsen zusammenfanden, — Die sollen wir gleich an uns locken — Mit gutem Schluck und gutem Brocken, — Damit

sie sich gleich zufrieden finden — Und fester sich mit uns verbinden.")

Schluß. Selbst die Nebenhandlung des Gesamtstückes, die Liebesepisode zwischen Max und Thekla, und die Vertrauensstellung, die Max bei Wallenstein einnimmt, ist angedeutet. So fehlt kein Hauptzug der Gesamthandlung, und wir stimmen deshalb dem Trompeter zu, welcher sagt: „Ja, es ist wieder was im Werke. — Es ist gar nicht geheuer, wie ich merke."

10.

„Wallensteins Lager" als Drama für sich.

Einleitung. „Wallensteins Lager" bildet zwar die Exposition der ganzen Trilogie, kann aber auch als ein Drama für sich angesehen werden.

I. Die Exposition. Die Verwilderung der Bevölkerung in Deutschland im Gegensatz zu den festen einheitlichen Zuständen in dem Heere Wallensteins, einer Kriegszucht, die selbst die bunt zusammengewürfelte Masse der Abenteurer in festen Schranken hält, aus denen jenes zusammengesetzt ist. (Auftr. 1—6.)

Der Fall von Regensburg und die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Herzogin und ihrer Tochter. (Erregendes Moment.)

II. Die Schürzung des Knotens. (Steigende Handlung.)

1. Die Maßregeln Wallensteins zur Sicherung seiner Macht. (Ansammlung der Truppen und Einberufung der Generale nach Pilsen.)
2. Gegenwirkung. Die Bemühungen der Gegenpartei,
   a) des Kapuziners, (Auftr. 8.)
   b) der Anhänger des Kaisers im Heere. (Auftr. 10 u. 11.)

III. Der Höhepunkt. Der Befehl des Kaisers zur Schwächung der Macht Wallensteins. („Sie wollen uns in die Niederland' leihen; — Kürassiere, Jäger, reitende Schützen, — Sollen achttausend Mann aufsitzen.")

IV. Der Umschlag.

1. Der Widerspruch der Soldaten gegen den kaiserlichen Befehl. („Wir stehen alle für einen Mann — Laßt sie schicken und

ordenanzen, — Wir wollen uns fest in Böhmen pflanzen, — Wir geben nicht nach und marschieren nicht, — Der Soldat jetzt um seine Ehre ficht.")

2. Hinweis auf die Unrechtmäßigkeit des Befehls. („Ja, ja, ich hört's immer so erzählen, — Der Friedländer hab hier allein zu befehlen." — — „So ist's auch, das ist sein Beding und Pakt. — Absolute Gewalt hat er, müßt ihr wissen, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. u. s. w.)

V. Die Katastrophe. Der Beschluß, dem Oberfeldherrn durch Max Piccolomini eine Bittschrift überreichen zu lassen.

Schluß. Trotz aller Verschiedenheit in den Charakteren der Soldaten vereinigen sie sich mit Ausnahme des stumpfsinnigen Kroaten und des ehrlichen Deutschen in der Anhänglichkeit an Wallenstein und in dem Vorsatze, ihn nicht zu verlassen. Der Beschluß, die Bittschrift, daß die Regimenter nicht getrennt werden, zum Unterzeichnen in Umlauf zu setzen, kann denn auch als die Handlung betrachtet werden, auf die das Ganze trotz seines bunten Wechsels hinausläuft.

11.

Die Vertreter der verschiedenen Truppenteile in „Wallensteins Lager" als Abbilder ihrer in die Handlung des Gesamtdramas eingreifenden Anführer.

Einleitung. In „Wallensteins Lager" treten nur Soldaten der unteren Grade auf; dennoch bildet die Person Wallensteins, dessen Laufbahn und ehrgeiziges Streben uns geschildert wird, auch hier schon den eigentlichen Mittelpunkt des Ganzen.

Ausführung. Ebenso lernen wir in dieser Exposition der Trilogie die bedeutendsten seiner Unterfeldherrn in den Vertretern der verschiedenen Truppentheile kennen, und zwar:

I. Die Führer der Regimenter, die dem Herzog nicht unbedingt ergeben sind; zu diesen Truppen gehören:

1. Die Kroaten; ihr Vertreter läßt sich in seiner Dummheit leicht übertölpeln und hört gläubig „des Pfäffleins Sprüchel" an. Sie bilden den niedrigsten Heereshaufen, das Kanonenfutter; ihr Führer ist der verschuldete Isolani, der von Oktavio mit leichter Mühe gewonnen und seinem Wohlthäter entfremdet wird.

2. Die Dragoner; sie sind charakterisiert durch den Vers: „Der Irländer folgt nur des Glückes Stern.“ Damit wird zugleich auf die Unzuverlässigkeit ihres Anführers, des Obersten Buttler, hingedeutet.

3. Die Arkebusiere; sie sind treue Anhänger des Kaisers wie ihr Wortführer, der sich des betrügerischen Bauern annimmt und nichts von einer Auflehnung gegen seinen Landesherrn wissen will. („Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß, — S' ist des Kaisers Will' und Geheiß. — — Wir (aber) stehn in des Kaisers Pflicht, — Und wer uns bezahlt, das ist der Kaiser! u. s. w.) Eine ähnliche Rolle wie dieser unter den Soldaten, spielt unter den Generalen der Anführer der Arkebusiere Tiefenbach, ein etwas schwerfälliger, aber ehrlicher, „deutscher Herr“.

II. Den Anführer des „resolutesten Korps“, der böhmischen Regimenter, die dem Herzoge gleich jenem treu ergeben sind, von denen der Trompeter versichert: „Aber wir halten ihn aufrecht, wir“, und von denen, ihm beipflichtend, sein Landsmann, der Wachtmeister, bemerkt: „Unser Regiment und die andern vier, — Die der Terschka anführt, des Herzogs Schwager, — Sind ihm ergeben und gewogen, — Sind alle mit Leib und Leben sein.“ So haben wir auch diesen General des Herzogs kennen gelernt. Der Wachtmeister ist zugleich eine Karikatur des Oberfeldherrn selbst. (Vergl. 6, V. 25 u. ff.; 11, V. 54 u. ff. und V. 64 u. ff.)

III. Den Anführer der Pappenheimer, die die noble Seite des damaligen Kriegslebens vertreten und durch ihre Tüchtigkeit ein besonderes Ansehen im Heere genießen. Der Vertreter dieser Truppe, der erste Kürassier, charakterisiert uns zugleich deren Obersten, den edlen Max Piccolomini. („Wer's nicht edel und nobel treibt, — Lieber weit von dem Handwerk bleibt.“) Bemerkenswert ist dabei noch die schöne Steigerung, die sich vom Gemeinen und Geringfügigen bis zur höchsten Auffassung des Kriegerlebens erhebt.

Schluß. Ein einziger unter den Wortführern der Truppen, der erste Jäger, der Vertreter der Abenteurer und Glücksritter, dient allein zur Charakterisierung des Heeres im allgemeinen, da der Anführer der Jäger, Feldmarschall Holk, schon i. J. 1633 gestorben war.

12.

Die beiden Wachtmeister in „Wallensteins Lager“ und in „Minna von Barnhelm“.

Einleitung. Schiller wie Lessing geben uns in ihren Dramen eine Schilderung des Soldatenlebens, der erste auf dem Hintergrunde des dreißigjährigen, der zweite auf dem des siebenjährigen Krieges. In ihren Schilderungen nehmen die beiden Wachtmeister eine hervorragende Stellung ein.

Ausführung. Inwiefern können diese beiden Vertreter des Soldatenstandes miteinander verglichen werden?

I. Wir können sie miteinander insofern vergleichen, als sie beide eine gleiche Liebe zum Soldatenleben, eine gleiche Auffassung von ihrem Stande haben.

1. Schillers Wachtmeister meint: „Aus dem Soldaten kann alles werden — — Und wer's zum Korporal erst hat gebracht, — Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht . . . . Läßt sich ein Gefreiter mit sieben Mann — In einem Dorfe von weitem spüren, — Er ist die Obrigkeit drin und kann — Nach Lust drin walten und kommandieren.“

2. Paul Werner: „Gott sei Dank! Daß noch irgendwo in der Welt Krieg ist! Ich habe lange gehofft, es sollte hier wieder losgehen. Aber da sitzen sie und heilen sich die Haut. Nein, Soldat war' ich, Soldat muß ich wieder sein! Kurz, ich wandre nach Persien, um unter Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen.“ (Vergl. V, 1. Ende.)

II. Wir können sie miteinander insofern vergleichen, als beide wie echte Soldaten ihren Vorgesetzten, Schillers Wachtmeister seinem Oberfeldherrn, Werner seinem Major, die höchste Verehrung zollen.

1. Beide sind ihnen deshalb mit Leib und Seele ergeben.

a) Schillers Wachtmeister erklärt: „Unser Regiment und die andern vier — — Sind ihm ergeben und gewogen; — Hat er uns selbst doch herangezogen, — Alle Hauptleute setzt' er ein, — Sind alle mit Leib und Seele sein.“

b) Paul Werner, der für seinen Herrn freudig Hab und Gut hergiebt, erinnert den Major, der sein Schuldner nicht sein

will, daß er es doch schon ist: „Oder sind sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal den Arm vom Rumpf hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte?“

2. Beide haben von ihren Vorgesetzten eine hohe Meinung und sehen in ihnen ihre Vorbilder.

a) Schillers Wachtmeister: „Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand, — Den schnellen Witz und die feste Hand, — Die zerstückelten Heeresmassen — Zusammenzufügen und zu passen.“ Er lauscht ihm seine Worte ab: „So sagt er: ‚Das Wort ist frei, die That ist stumm, der Gehorsam blind‘. — Dies urkundlich seine Worte sind.“

b) Paul Werner zu Just: „Blitz! — Der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch schon seinen gewesenen Wachtmeister Paul Wernern nicht kennt. Unsere Affaire bei den Katzenhäusern —.“ Paul Werner zu Franziska: „Ist es nicht ein braver Mann? Ist Sie dem Manne wohl gut?“ Schließlich verlobt er sich mit Franziska, da sein Major ja der Gatte ihres Fräuleins wird.

III. Wir können beide insofern mit einander vergleichen, als sie sich besser und klüger dünken als ihre Untergebenen.

1) Schillers Wachtmeister belehrt die Soldaten im Gefühl seiner Überlegenheit über den Grund, weshalb ihnen heute die doppelte Löhnung gegeben wird: „Die Truppen, die aus fremden Landen — Sich hier vor Pilsen zusammenfanden, — Die sollen wir gleich an uns locken — Mit gutem Schluck und guten Brocken, — Damit sie sich gleich zufrieden finden — Und fester sich mit uns verbinden.“ Dem ersten Jäger, der sich seiner lustigen Abenteuer rühmt, erklärt er: „Nun, da sieht man's! Der Saus und Braus, — Macht denn der den Soldaten aus? — Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick, — Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.“ Als sich das Gerücht in dem Lager verbreitet, daß achttausend Mann den Infanten nach den Niederlanden begleiten sollen,

behauptet er: „Ich sehe weiter als ihr alle, — Dahinter steckt eine böse Falle.“

2. Paul Werner zu Just, der nicht die Bedeutung der kriegerischen Dispositionen einsieht, die Tellheim in der Affaire bei den Katzenhäusern getroffen: „Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen.“ Ebenso zu Just, als dieser ihm vorschlägt, dem schuftigen Wirte des Abends, wenn er aus der Tabagie käme, aufzupassen oder ihm das Haus über dem Kopfe anzustecken: „Des Abends? Aufpassen? ihrer zwei einem? — Sengen und brennen? — Kerl, man hört's, daß du Packknecht gewesen bist und nicht Soldat.“

IV. Beide sind deshalb auch insofern mit einander zu vergleichen, als sie wie echte Landsknechte auch der Prahlerei und Aufschneiderei nicht abgeneigt sind.

1. Schillers Wachtmeister zu dem ersten Jäger: „Dafür sind wir des Friedländers Regiment. — Man muß uns ehren und respektieren. — — Herr Jäger, ich muß Euch nur bedauern, Ihr lebt so draußen bei den Bauern: — Der feine Griff und der rechte Ton — Das lernt sich nur um des Feldherrn Person.“

2. Paul Werner behauptet zu Franziska, der Major habe Geld „wie Heu“, und sagt von dem versetzten Ringe: „Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los sein.“ Auch will er der Kammerzofe aufbinden, sein Major sei besonders in Sachsen so beliebt gewesen, daß, „wenn er zehn Finger an der Hand gehabt hätte, er sie alle zwanzig voller Ringe gekriegt hätte.“ — Selbst dem Major gegenüber nimmt er, um ihn zur Aufnahme eines Darlehns zu bewegen, zu der Lüge seine Zuflucht, daß die Rittmeisterin Marloff ihm durch ihn hundert Dukaten auf Abschlag ihrer Schuld schicke.

Schluß. Trotz dieser Schwächen sind die beiden Wachtmeister ein paar kernige, biedere Soldatennaturen, die einen treffenden Beitrag zu der Charakterisierung der Zeit liefern, in der sie gelebt haben, der eine unter dem östreichischen Ferdinand, der andere unter Friedrich dem Einzigen.

13.

Ein deutscher Landsknecht.

Nach Schillers „Wallenstein“.

Einleitung. Wallensteins Heer war eine Söldnertruppe, die aus Abenteurern bestand, welche aus aller Herren Länder zu seinen Fahnen zusammengeströmt waren.

Ausführung. Ein charakteristisches Abbild dieser ist der erste Jäger, ein deutscher Landsknecht, der jedem seine Dienste widmet, der ihn bezahlt.

I. Der Lebenslauf des ersten Jägers vor seinem Eintritt in den Kriegsdienst.

1. Sein Name und seine Herkunft. Er heißt Peter und ist gebürtig aus Itzehoe, einer Stadt in Holstein.
2. Seine Abneigung gegen ein bürgerliches Gewerbe. Er entlief aus der Schule und Lehre und hielt es auch nicht in der Schreibstube aus.

II. Sein wechselreiches Söldnerleben vor dem Eintritt in die Dienste des Friedländers. Er vertauscht die Feder mit der Kugelbüchse, weil er „seines Vaters goldene Füchse — — hat durchgebracht — Zu Glückstadt in einer lustigen Nacht“ und dient nun abwechselnd in den Heeren beider Parteien.

1. Zunächst nahm er bei Gustav Adolf in dem protestantischen Schwedenheere Dienste; doch da behagte es ihm nicht
   a) wegen der Frömmigkeit des Königs („Der machte eine Kirch' aus dem Lager, — Ließ Betstunde halten, des Morgens, gleich — Bei der Reveille und Zapfenstreich.“);
   b) wegen der Zucht, die er in seinem Heere aufrecht erhielt. („Dirnen, die ließ er gar nicht passieren, — Mußten sie gleich zur Kirche führen.“)
2. Deshalb lief er davon und trat in das Heer der katholischen Liga, das von Tilly befehligt wurde. („Alles da lustiger, loser ging“.) Nach der Schlacht bei Leipzig (Breitenfeld) 1631, wo Tilly von Gustav Adolf geschlagen wurde, hatte aber das liguistische Heer an Ansehen verloren.
3. Da nahm er Handgeld von den Sachsen; doch die „hatten für die Sach' nur ein halbes Herz, — Wollten's mit niemand

ganz verderben, — Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben." Schon war er im Begriff, das abenteuerliche Söldnerleben aufzugeben und zum Schreibpult in die Heimat zurückzukehren, „wenn nicht eben auf allen Straßen — Der Friedländer hätte werben lassen."

III. Der erste Jäger im Heere Wallensteins. Er trat in das Jägerregiment des Generals Holk, der auf seinen Raubzügen in Sachsen in den Jahren 1632 und 1633 das Land grausam verheerte. („Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande, — Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn, — — Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht, — Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht.") Hier fühlt er sich wohl und denkt an kein Entlaufen. Wallenstein erscheint ihm als das Ideal eines Söldnerführers, als Gründer eines Soldatenheeres, wo der Soldat alles gilt. („Es ist hier wie in den alten Zeiten, — Wo die Klinge noch alles thut bedeuten.")

1. Hier giebt es nur ein Verbrechen, „der Ordre fürwitzig widersprechen."
2. Im übrigen herrscht allgemeine Duldung, namentlich auch in Glaubenssachen. Er „darf flott leben und müßig gehn" und kann „alle Tage was Neues sehen".
3. Wenn man ihn deshalb sonst mit nichts weiter „inkommodiert", so ist er gern bereit, als wackerer Landsknecht überall im Kampfe seine Pflicht zu thun. („Führt mich ins Feuer frisch hinein, — Über den reißenden, tiefen Rhein, — Der dritte Mann soll verloren sein.")
4. Auf die Bürger und Bauern (S. 7.), wie auf Soldaten, die, wie die Tiefenbacher als „Gevatter Schneider und Handschuhmacher", nicht wissen, „was der Brauch ist im Krieg", sieht er mit Verachtung herab; sie sind nach seiner Meinung nicht wert, im Heere Wallensteins zu dienen.
5. Für den Oberfeldherrn tritt er dagegen stets ein
   a) dem Kapuziner gegenüber („Herr Pfaff! uns Soldaten mag er schimpfen, — Den Feldherrn soll er uns nicht verunglimpfen."); dennoch ist er aufgeklärt und glaubt nicht an das Wunder der höllischen Salbe. („Er trägt ein Koller von Elenshaut, da keine Kugel kann durchdringen.")

b) Die Schwächung des Heeres will er nicht leiden. („Nein, das darf nimmermehr geschehn! — Kommt, laßt uns alle für einen stehn.“)

Schluß. Trotz seines leichten Sinns hält er etwas auf seine Soldatenehre. („Ja, übers Leben noch geht die Ehr“.) So ist er uns mit seinem kecken Mut und seiner heiteren Sorglosigkeit eine sympathische Figur, wenn er spricht:

„Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut,
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.“

14.

Die Haupthandlung in Schillers „Wallenstein“.

Einleitung. Die Haupthandlung in Schillers „Wallenstein“ bildet Wallensteins durch Ehrgeiz und Rachsucht hervorgerufene Auflehnung gegen den Kaiser, durch die sein Untergang herbeigeführt wird.

I. Exposition. Wallensteins Heer und Machtstellung; seine Rüstungen und die Spannung mit dem Wiener Hofe (L. u. P. I, 1.) Erregendes Moment. Die Ankunft Questenbergs, sein Doppelauftrag. (P. I., 2—5.)

II. Schürzung des Knotens. Wallensteins Pläne.

1. Beginn der Kollision.
   a) Wallensteins Auflehnung gegen den Kaiser. Sie wird befördert
      α) durch die zweite schimpfliche Absetzung, die ihm bevorsteht (P. II, 2);
      β) durch die Drohung der Schweden, die Verhandlungen mit ihm abzubrechen (P. II, 5);
      γ) durch das Drängen der Generale, das Bündnis mit den Schweden abzuschließen (P. II, 6);
      δ) durch die Anklagen und Forderungen Questenbergs (P. II, 7).

b) Gegenwirkung. Sie wird ausgeübt

α) durch Wallensteins Zweifel an der unbedingten Treue der Generale — („Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich — sich meinem Dienst zu weihen, unbedingt.");

β) durch die ungünstige Stellung der Gestirne („Die Zeit ist noch nicht da.");

γ) durch Wallensteins eigene Unentschlossenheit. („Der Kaiser, es ist wahr, — Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte, — Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun. — Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen; — Ob ich sie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich — Weißt du nicht mehr zu sagen, als ein anderer.")

2. Fortdauer der Kollision.

a) Förderung von Wallensteins Plänen

α) durch die Vollziehung der Eidesformel, die alle Führer außer Max unterschrieben haben (P. IV.);

β) durch die günstige Stellung der Gestirne („Jetzt muß — Gehandelt werden, schleunig, eh' die Glücks- — Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt; — denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen". W. T. I, 1.);

γ) durch die Gefangennahme Sesinas und das erneute Drängen der Generale. (W. T. I, 2 u. 3.)

b) Gegenwirkung. Sie wird ausgeübt

α) durch Oktavios Gegenspiel, der dem Herzog ins geheime entgegenarbeitet und zunächst Max zu gewinnen sucht (P. V.);

β) durch Wallensteins reuevolle Selbstanklage, seine Furcht vor dem Urteil der Menge und seine Schauer vor dem Treubruch gegen den Kaiser. (W. T. I, 4.)

III. Höhepunkt.

1. Anbahnung der Entscheidung durch das Gespräch mit dem Obersten Wrangel. (W. T. I, 5.)

2. Die Herbeiführung der Entscheidung durch die Gräfin Terzky. (W. T. I, 7) Tragisches Moment: Wallensteins Befehl, Oktavio zu ihm zu rufen.

IV. Umschlag. Wendung in Wallensteins Schicksal.

1. Erste Stufe des Umschlags in drei Unterstufen:
   a) Wallensteins vertrauliche Mittheilung an Oktavio, durch die er sich ihm selbst ausliefert. (W. T. II, 2.)
   b) Max Piccolominis vergeblicher Versuch, Wallensteins besseres Selbst zu retten. (W. T. II, 1)
   c) Der Abfall Isolanis und Buttlers, veranlaßt durch Oktavio, der aber Max vergeblich zu gewinnen sucht. (W T. II, 4—7.)
2. Zweite Stufe des Umschlags, in vier Unterstufen.
   a) Besorgnis der Gräfin Terzky, ob Max treu bleibe. (W. T. III, 1 u. 2.)
   b) Der Abfall der meisten Generale. (W. T. III, 5—7.)
   c) Oktavios Verrat wird von Wallenstein erkannt. (W. T. III, 8 u. 9.)
   d) Der Verlust von Prag und Wallensteins Ächtung. (W. T. III, 10.)
3. Dritte Stufe des Umschlags in zwei Unterstufen.
   a) Der Abfall der Pappenheimer. (W. T. III, 13—16.)
   b) Max Piccolominis Abfall. (W. T. 18—23.)
4. Vierte Stufe des Umschlags in zwei Unterstufen.
   a) Buttlers Plan, Wallenstein zu verhaften. (W. T. IV, 1 u. 2.) Moment der letzten Spannung: Gordons Eintreten für Wallenstein (W. T. IV, 2, 4, 5, 7.) und das Nahen der Schweden. (W. T. IV, 4, 5, 7.)
   b) Buttlers Entschluß, Wallenstein zu ermorden. (W. T. IV, 6—8.)

V. Katastrophe.

1. Vorbereitung der Katastrophe.
   a) Geraldin übernimmt die Ermordung Illos und Terzkys. (W. T. V, 1.)
   b) Deverour und Macdonald verstehen sich mit Widerstreben dazu, den Oberfeldherrn zu ermorden. (W. T. V, 2.) Im Gegensatze dazu steht Wallensteins Ahnungslosigkeit und seine ruhige Zuversicht, die sich zu Größenwahn steigert (W. T. V, 3.) Der Umschlag in der Stimmung der Gräfin.
2. Die letzten Warnungen durch Seni, Gordon und den Kammerdiener. Gordons Bitte um Aufschub, die er an Buttler richtet.
3. Wallensteins Tod und Oktavios Ankunft.

Schluß. Wir verurteilen Wallenstein, doch entschuldigen wir sein Unternehmen, da der Dichter seinem Helden ideale Beweggründe (die Rettung des Vaterlandes) zugeschrieben und ihn in Abhängigkeit von den Gestirnen blind gegen den Verrat gemacht hat, der von seinem vertrautesten Freunde gegen ihn geübt wird.

15.

Die Liebesepisode in Schillers „Wallenstein".

Einleitung. Die Entwicklung einer innigen Herzensneigung zwischen Thekla, der einzigen Tochter Wallensteins, und Max, dem schwärmerischen Verehrer des ruhmgekrönten Feldherrn, bildet die Nebenhandlung in Schillers Drama.

I. Exposition. Die Entstehung der Liebe auf der zwanzigtägigen Reise, auf der Max Piccolomini der Reisebegleiter der Herzogin und ihrer Tochter Thekla gewesen war. Auf einem Jagdschloß zwischen Pilsen und Nepomuk hat Max ihr am letzten Tage seine Liebe gestanden.

Erregendes Moment: Die Ankunft der von Max begleiteten Frauen in Pilsen. (P. I, 2. V. 187—190.)

II. Schürzung des Knotens. Gegenströmungen:

1. Die Gefährdung der Liebe zwischen Max und Thekla durch die Wünsche und Pläne der beiden Väter.
   - a) Oktavios Bestürzung und seine Besorgnis, daß Max sich infolge seiner Liebe zu Thekla nur um so fester an Wallenstein anschließen werde. („O! ich fürchte alles. — Ich seh' das Netz geworfen über ihn, — Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.) (P. I, 4 u. 5.)
   - b) Wallensteins hochfliegende Pläne; er hofft Thekla eine Krone aufs Haupt drücken zu können. (P. II, 3. V. 32—37.)
   - c) Maxens Ablohnung durch Wallenstein. (P. II, 4.)
2. Der Mißbrauch, den die Gräfin Terzky mit der Liebe zwischen Max und Thekla treibt, indem sie diese zu begünstigen scheint und eine Zusammenkunft zwischen den Liebenden vermittelt, wodurch sie aber nur Max unwiderruflich an Wallenstein fesseln will. (P. III, 2 u. 3.)

III. Höhepunkt. Die Liebesscene.

1. Die Aussprache der Liebenden. (P. III, 4.)
2. Das Alleinsein der Liebenden. Theklas Ahnungen und Warnungen. („Doch glaub' mir, es ist nicht — Ihr Ernst, uns zu beglücken, zu verbinden. — Folge mir! Laß' nicht zu viel uns an die Menschen glauben." P. III, 5.)
3. Störung durch die Gräfin. („Trennt Euch!") Der Abschied der Liebenden. (P. III, 6.)

   Tragisches Moment: Theklas Lied. Ahnung eines kurzen Liebesglücks. (P. III, 7.)

Vorbereitung des Umschlags:

1. Der Zwist mit der Gräfin, wodurch Thekla ihre bösen Ahnungen bestätigt sieht. (P. III, 8 u. 9.)
2. Das Gespräch der beiden Piccolomini, worin Oktavio dem Sohne seine Wahrnehmung offenbart, daß Terzky und nicht er, der Vater, Maxens Vertrauter sei. (P. IV, 6.)

IV. Peripetie.

1. Die Entzweiung zwischen Vater und Sohn. („Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm, — Und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären, — Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren"). P. V.)
2. Max Piccolominis Kampf um Wallensteins besseres Selbst. (W. T. II, 2.)
3. Wallensteins hochmütige Zurückweisung der Bewerbung Maxens. („Er ist ein Unterthan, und meinen Eidam — Will ich mir auf Europas Thronen suchen; — Eine Krone will ich sehen — Auf ihrem Haupte oder will nicht leben." (W. T. III, 4.)
4. Maxens Abfall. (W. T. III, 18.)

V. Katastrophe.

1. Maxens Abschied vom Vater. (W. T. II, 7.)
2. Die letzte Zusammenkunft und die Trennung der Liebenden. (W. T. III, 21 u. 23.)
3. Der Bericht über Max Piccolominis Tod bei Neustadt. (W. T. IV, 9 u. 10.)
4. Theklas Aufbruch zu seinem Grabe in der Klosterkirche des Sankt Katharinenstifts bei Neustadt. Ihre Absicht, sich mit ihm im Tode zu vereinigen. (W. T. IV, 11—14.)

Schluß. Schillers Absicht mit dieser Liebesepisode ging dahin, zu zeigen, daß das ganze, volle Menschentum sich nur in der wechselseitigen Ergänzung des Realismus und Idealismus offenbare, während jede von diesen beiden Lebensauffassungen für sich einseitig sei. „Wallenstein, der große Realist, und Max, der edle Idealist, vermochten sich nicht festzuhalten und ihre Naturen auszutauschen; darin war ihr tragisches Geschick begründet.“ Das gleiche Ziel verfolgten Goethe und Schiller in ihrem Freundschaftsbunde; aber es gelang ihnen auch, es zu erreichen.

16.

Schilderung der Macht Wallensteins.

Einleitung. Der Wachtmeister schildert im „Lager“ den Soldaten die Macht des Oberfeldherrn, um ihnen zu beweisen, wie unberechtigt der Befehl des Kaisers zur Absendung von acht Regimentern nach den Niederlanden sei. Aus demselben Grunde giebt auch Buttler in den „Piccolomini“ (I, 2.) dem kaiserlichen Abgesandten eine Schilderung der Machtstellung Wallensteins. Beide Schilderungen ergänzen einander.

Ausführung. Worauf beruht die Macht Wallensteins?
Sie beruht:

I. Auf seinem Heere, und zwar
   1. auf der großen Anzahl seiner Truppen,
   2. auf der einheitlichen Schulung der vaterlandslosen Heeresmasse in seinem Dienste,
   3. auf ihrer Anhänglichkeit an den Oberfeldherrn,
      a) welche bewirkt, daß sein Befehl von den fernen Posten am Belt und der Etsch bis zu der Wache an der Kaiserburg herrscht, und
      b) welche sich nicht auf den ersten, besten verpflanzt; denn Wallenstein hat das Heer erst schaffen müssen. Er gab es dem Kaiser; er empfing es nicht von ihm.

II. Auf den besonderen Vergünstigungen, die ihm der Kaiser in einem Vertrage hat zugestehen müssen, nach welchem
   1. der Kaiser nichts bei der Armee zu sagen haben, sondern alle deutschen Truppen Wallenstein allein gehorchen sollten; (P. II, 27. V. 205 u. ff.);

2. der Herzog dagegen das Recht hatte, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, Geld und Gut zu konfiszieren, seine Offiziere und Obersten zu ernennen und abzusetzen; (W. L. 11. V. 85 u. ff.).

III. Auf Wallensteins Stellung als Reichsfürst, als welcher er gewisse Vorrechte besaß, die sein Ansehen erhöhten, nämlich

1. das Vorrecht, vor dem Kaiser das Haupt zu bedecken;
2. das Vorrecht, Münzen mit seinem Bildnis zu prägen.

Schluß. Die Größe dieser Machtstellung steigerte aber zugleich seinen Ehrgeiz, erweckte in ihm das Verlangen nach der Königskrone von Böhmen und führte dadurch seinen Untergang herbei.

17.

Welche Anklage erhebt Questenberg gegen Wallenstein, und wie sucht dieser sich zu rechtfertigen?

Einleitung. Als gewandter Diplomat spendet Questenberg den Erfolgen Wallensteins zunächst begeistertes Lob. (P. II, 7. V. 12—48.)

Ausführung. Welche Anklage erhebt er dennoch gegen Wallenstein, und wie verteidigt sich dieser?

I. Die Anklagen Questenbergs. Er wirft dem Herzog vor,

1. daß er nach der Schlacht bei Lützen nach Böhmen gezogen und trotz der Bitten des Kaisers aus „altem Haß und Groll" gegen den Bayernfürsten Regensburg preisgegeben habe (II, 7. V. 51—72.);
2. daß er in Schlesien die Grafen Thurn und Arnheim geschont habe (II, 7. V. 80—90.);
3. daß er nach dem Siege bei Steinau den gefangenen Grafen Thurn, „die fluchbeladene Fackel dieses Kriegs", reich beschenkt entlassen habe (II, 7. V. 101—112.);
4. daß er nach der Befreiung Schlesiens dem „hart bedrängten Bayern" nicht zu Hilfe geeilt, sondern unthätig in Böhmen geblieben sei und „des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer" bedrückt habe. (II, 7. V. 119—125.)

II. Die Rechtfertigung Wallensteins. Er erklärt,

1. daß die Befreiung Schlesiens notwendiger gewesen sei, als die Entsetzung Regensburgs;

2. daß er Thurn und Arnheim geschont habe, weil es ihm darauf ankam, das Bündnis zwischen Sachsen und Schweden zu lösen (II, 7. V. 91—100.);
3. daß er den schaulustigen Wienern, die begierig waren, den Grafen Thurn auf dem Armesünderkarren zu sehen, habe einen Streich spielen und dem gefangenen Führer zugleich großmütig diese Erniedrigung habe ersparen wollen (II, 7. V. 113—118.);
4. daß er wegen des durch Kälte und Nässe erschöpften Heeres die Winterquartiere in Böhmen habe beziehen müssen. (II, 7. V. 126—135.).

Übergang. Wallenstein schließt seine Rechtfertigung mit dem Gegenvorwurf, daß der Kaiser den Soldaten seit einem Jahre den Sold nicht ausbezahlt habe.

Schluß. Auf Questenbergs Einwendung, das klinge ganz anders, als der Fürst von Friedland vor acht Jahren sich vernehmen ließ, weist dieser auf den Undank hin, den er für alle seine Verdienste um den Kaiser geerntet habe und offenbart dabei dem Abgesandten seine wahre Gesinnung. („Vom Kaiser freilich hab' ich diesen Stab; — Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr, — Zur Wohlfahrt aller, zu des Ganzen Heil, – Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen!")

18.

Die Forderungen Questenbergs und seine Abfertigung durch Wallenstein.

Einleitung. Wallenstein empfängt in Gegenwart seiner Generale den kaiserlichen Abgesandten, der ihm zunächst Vorwürfe wegen seiner Unthätigkeit macht und dadurch schon den Unwillen der Unterfeldherrn erweckt.

Ausführung. Daran schließen sich seine Forderungen, die Wallenstein jedoch nachdrücklich zurückweist.

I. Questenbergs Forderung, daß Wallenstein ohne Aufschub Böhmen räume und Regensburg vor Ostern (1634) von dem Feinde zurückerobere; zu diesem Zwecke habe der Kaiser dem Oberst Suys befohlen, nach Bayern vorzurücken, was dieser auch gethan habe. (P. II, 7. V. 175—188.)

Diese Forderung weist Wallenstein dadurch besonders nachdrücklich zurück,

1. daß er seine Generale zu der Erklärung veranlaßt, die Räumung Böhmens sei unmöglich, und der Oberst Suys habe durch seinen Ungehorsam gegen den Oberfeldherrn den Tod verdient, und
2. daß er selbst den Kaiser des Bruches des Vertrages anklagt und darauf hinweist, daß ihm nach diesem der unumschränkte Oberbefehl über sein Heer zustehe. („Nur auf Bedingung nahm ich dies Kommando; — Und gleich die erste war, daß mir zum Nachteil — Kein Menschenkind, auch selbst der Kaiser nicht, — Bei der Armee zu sagen haben sollte.“)

II. Questenbergs Forderung, daß acht Reiter-Regimenter aus Wallensteins Heere den Kardinal-Infanten nach den Niederlanden begleiten sollten, fertigt Wallenstein dadurch ab,

1. daß er die eigentliche Absicht seiner Feinde aufdeckt, zu denen er besonders den Pater Lamormain rechnet, und darauf hinweist, daß man ihn schwächen, durch die spanischen Regimenter in Schach halten und endlich beseitigen wolle (II, 7. V. 222—245.);
2. daß er durch die Erklärung seines freiwilligen Rücktritts seine Generale zu einer begeisterten Versicherung ihrer Ergebenheit und Treue an seine Person veranlaßt. (II, 7. V. 249—289).
   a) Max Piccolomini stellt für diesen Fall eine Erhebung des ganzen Heeres in Aussicht und bittet den Herzog, nichts zu beschließen, bis seine Generale sich beraten haben.
   b) Buttler giebt dem Abgesandten den Rat, sich in den nächsten Stunden nicht öffentlich zu zeigen, da seine Kammerherrnwürde ihn schwerlich vor Mißhandlung schützen werde.
   c) Colalto und andere rufen Wallenstein zu: „Wir wollen mit dir leben, mit dir sterben.“

Schluß. Nachdem Wallenstein so bewiesen hat, daß seine Machtstellung sowohl durch den Vertrag mit dem Kaiser als durch die thatsächlichen Verhältnisse gesichert, und wie gefahrvoll es sei, ihn daraus zu verdrängen, bricht er die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Abgesandten ab und verweist ihn an den Feldmarschall Illo, der um seinen Willen wisse.

Das Gastmahl zu Pilsen und seine Folgen.

Nach Piccolomini IV.

Einleitung. Auf Wallensteins Forderung einer schriftlichen Verpflichtung der Generale zu unbedingtem Gehorsam hat Illo beschlossen, ihm deren Unterschrift durch eine List zu verschaffen.

Ausführung. Das Gastmahl, das Terzky den Generalen giebt, soll dazu dienen, um diesen den Betrug zu verhehlen, durch den Illo sie zu der Verpflichtung unbedingten Gehorsams gegen Wallenstein zu bestimmen hofft.

I. Die Vorlegung der Eidesformel mit dem Vorbehalt der dem Kaiser schuldigen Pflichten vor Tische, die so gehalten ist,

1. daß selbst Max Piccolomini nichts dagegen einzuwenden hat, und
2. daß aber einzelne Generale sich damit nicht begnügen wollen, sondern erklären, man müsse dem Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt die Bedingungen vorschreiben, unter denen Wallenstein den Oberbefehl behalte.

Übergang. Die ursprüngliche Eidesformel wird unterdessen mit einer Abschrift ohne den Vorbehalt vertauscht.

II. Die Erklärung Buttlers, der den Betrug bemerkt hat. („Mit oder ohne Klausel! gilt mir gleich! — Ich bin des Kaisers Offizier, solang ihm — Beliebt, des Kaisers General zu bleiben, — Und bin des Friedland Knecht, so bald es ihm — Gefallen wird, sein eigner Herr zu sein.“). Er, der vierzig Jahre dem Kaiser treu gedient hat, erbietet sich freiwillig und ohne Lohn, mit seinem Regiment und seinem gesamten Hab und Gut der Sache des Friedländers zu dienen. Er thut dies,

1. weil er am Kaiser Rache für eine Kränkung üben will;
2. weil er, der Emporkömmling, in Wallenstein sein größeres Vorbild sieht („Auch Wallenstein ist der Fortuna Kind, — Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.“);
3. weil er es billigt, daß Wallenstein in dieser Zeit jäher Schicksalswechsel sich noch ein höheres Ziel gesteckt habe. („Nichts ist so hoch, wonach der Starke nicht — Befugnis hat, die Leiter anzusetzen.“)

III. Die Unterschrift der gefälschten Eidesformel.
1. Die meisten Generale unterschreiben, ohne die Erklärung noch einmal gelesen zu haben.
2. Oktavio unterschreibt, obgleich er sie mit anscheinender Gleichgültigkeit gelesen hat,
a) weil er seine wahre Gesinnung den andern nicht verraten,
b) weil er sich dadurch Wallensteins Vertrauen erhalten will, um ihn dann desto sicherer stürzen zu können.
3. Max allein hat noch nicht unterschrieben.

IV. Deshalb kommt es zu einem Streit zwischen Illo und Max.
1. Illo versucht eine vertrauliche Annäherung an Oktavio, verrät ihm dabei aber zugleich in seiner Trunkenheit den Haß, den er gegen ihn hegt.
2. Nachdem Buttler ihn zum Schenktisch beiseite geführt hat, dringen Terzky und Isolani in Max, auch seinen Namen unter das Schriftstück zu setzen, während dieser „das Geschäft" bis morgen ruhen lassen will.
3. Da wird Illo aufmerksam auf ihn, verlangt seine Unterschrift als einen Beweis seiner Gesinnung gegen Wallenstein, wirft ihm und allen Welschen, die der Fürst immer vorgezogen habe, Undankbarkeit vor und verhöhnt trotz Terzkys Beschwichtigungsversuchen „die zärtlichen Gewissen", die sich „durch eine Klausel salvieren" wollen.
4. Während Max die Schrift aufmerksam durchsieht, erklären auch andere, die Weglassung der Klausel bemerkt zu haben.
5. Trotzdem Isolani, Terzky und Buttler sie zu beruhigen versuchen, erklärt Max, nachdem er gelesen hat, mit Entschiedenheit: „Bis morgen also." Da bedroht Illo ihn mit dem Degen und ruft ihm „Schreib', Judas!" zu. Darauf wird er, nachdem Max ihn entwaffnet hat, von einigen Generalen festgehalten und so an weiteren Thätlichkeiten verhindert.

Schluß. So vereitelt Illo nicht allein selbst das volle Gelingen seines Planes, sondern er giebt auch Oktavio eine erwünschte Gelegenheit, die wahre Gesinnung der einzelnen Generale kennen zu lernen.

20.

Auf welche Weise sucht Oktavio seinen Sohn von Wallensteins beabsichtigtem Verrate zu überzeugen und ihn auf seine Seite zu bringen?

Einleitung. Oktavio billigt das Verhalten seines Sohnes bei Vorlegung der Eidesformel und fragt ihn nach seiner Meinung über diese Angelegenheit.

Ausführung. Auf welche Weise sucht Oktavio seinen Sohn, der jene Erklärung der Generale für etwas Unverfängliches hält, von den verräterischen Absichten Wallensteins zu überzeugen und ihn auf seine Seite zu bringen?

I. Durch die Enthüllung der Pläne Wallensteins und zwar:
   1. Des geplanten Verrates. („Der Herzog stellt sich an, als wollt' er die — Armee verlassen; und in dieser Stunde — Wird's eingeleitet, die Armee dem Kaiser — Zu stehlen und dem Feinde zuzuführen!")
   2. Der Hinterlist und der wahren Absichten Wallensteins, der seinem verräterischen Beginnen einen weit unschuldigeren Namen gebe. („Nichts will er, als dem Reich den Frieden schenken; — Und weil der Kaiser diesen Frieden haßt, — So will er ihn, er will ihn dazu zwingen! — Zufrieden stellen will er alle Teile — Und zum Ersatz für seine Mühe Böhmen, — Das er schon inne hat, für sich behalten.")

II. Durch die Anführung von Beweisen für seine Behauptung,
   1. indem er hinweist: auf die Bestechung der Offiziere und Obersten (Isolani, Buttler) und auf die Gefahr, in der der Kaiser schwebe,
   2. auf die Verteilung aller Festungen und der besten Regimenter an Generale, die entweder mit Wallenstein verwandt, oder seine Günstlinge und Geschöpfe seien,
   3. auf die glänzenden Versprechungen, die er ihm selbst gemacht habe, und auf den Köder, durch den man Max zu fangen denke,
   4. auf die Vorsicht des Grafen Gallas, der dem Befehle Wallensteins nicht Folge geleistet habe;
   5. auf die Rede des trunkenen Illo, das gefälschte Blatt und die weggelassene Klausel, woraus hervorgehe, „man wolle zu nichts Gutem sie verbinden";

6. und als alles dies auf Max noch nicht den erwarteten Eindruck macht, durch das Geständnis, daß er es aus des Fürsten eigenem Munde habe, der ihm sogar Briefe der Schweden und Sachsen vorgewiesen, „die zu bestimmter Hilfe Hoffnung geben.“

Übergang. Doch Max ist immer noch nicht zu überzeugen; er ruft aus: „Es kann nicht sein! — — Du hättest ihm — Notwendig deinen Abscheu ja gezeigt, — Er hätt' sich weisen lassen, oder du, — Du stündest nicht mehr lebend mir zur Seite.“ Oktavios Rechtfertigung ist umsonst. Max zeiht den Vater der Falschheit und Sophistik. („Der Fürst, sagst du, entdeckte redlich dir sein Herz — Zu einem bösen Zweck, und du willst ihn — Zu einem guten Zweck betrogen haben! — Hör' auf, ich bitte dich! du raubst den Freund — Mir nicht; — Laß mich den Vater nicht verlieren!“). Da greift Oktavio zu dem letzten Mittel und sucht den Sohn für sich zu gewinnen:

III. Durch die Aufdeckung der Gegenminen, und zwar

1. die Vorlegung des von Questenberg überbrachten kaiserlichen Briefes, durch welchen
   a) Wallenstein geächtet,
   b) Oktavio bis zur Ankunft des Königs von Ungarn zum Oberbefehlshaber ernannt und
   c) mit der Verhaftung Wallensteins im geeigneten Augenblick beauftragt wird;
2. die Mitteilung, daß, wenn Wallenstein sein Verbrechen unvollführt lasse, ihm nur sein Kommando genommen und ihm „ein ehrenvolles Exil auf seinen Schlössern mehr Wohlthat als Strafe“ sein solle.

Übergang. Die Entscheidung darüber, wann Oktavio gegen Wallenstein vorgehen müsse, legt jener in Maxens Hand.

Schluß. Die Gefangennahme Sesinas, der wichtige Depeschen zu den Schweden überbringen sollte, bestätigt zwar Oktavios Behauptungen; aber Max will ihm noch immer nicht glauben und ist entschlossen, sich Aufklärung von Wallenstein selbst zu verschaffen. Er schließt mit den Worten:

„Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm,
Und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.“

21.

Was müßte Wallenstein zum Handeln bestimmen, und weshalb zögert er doch? Nach dem II. und III. Akt der „Piccolomini“.

Einleitung. Rachedurst und Ehrgeiz haben Wallenstein bestimmt, mit den Schweden zur Durchführung seiner Pläne in Unterhandlung zu treten.

Ausführung. Verschiedene Umstände müßten ihn bestimmen, den entscheidenden Schritt zu thun; dennoch zögert er noch.

I. Gründe für den schleunigen Abschluß des Vertrages mit den Schweden:

1. Die bevorstehende zweite, schimpflichere Absetzung. II, 3 u. 5, V. 4—10.
2. Die Drohung der Schweden, die Verhandlungen mit Wallenstein abzubrechen. („Der Graf (Thurn) entbietet dir, — Er hab' den schwed'schen Kanzler aufgesucht — Zu Halberstadt, wo jetzo der Convent ist; — Der aber sagt, er sei es müd' und wolle — Nichts weiter mehr mit dir zu schaffen haben.“)
3. Das Drängen der Generale. II, 5 u. 6. („O! nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft! — So selten kommt der Augenblick im Leben, — Der wahrhaft wichtig ist und groß.“)

II. Gründe für Wallensteins Zögern:

1. Die ungünstige Stellung der Gestirne. II, 6. V. 95—131.
2. Wallensteins Zweifel an der Treue des Heeres bei dem Abfall und sein Verlangen einer Erklärung unbedingter Ergebenheit von den Generalen. („Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich, — Sich meinem Dienst zu weihen, unbedingt.“)
3. Die Regungen seines Gewissens.
   a) Die Furcht vor dem Urteile der Mitwelt. („Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland — Zerstückelt hab', verraten an den Fremdling, — Um meine Portion mir zu erschleichen. — Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren, — Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig — Mich bei des Reiches Fürsten niedersetzen.“)

b) Die Scheu vor dem Treubruch gegen den Kaiser. („Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich — Zum Besten habe? Daß ich nicht euch alle — Zum Besten habe? Kennst du mich so gut? — Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerstes — Dir aufgethan! — Der Kaiser, es ist wahr, — Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte, — Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun. — Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen; — Ob ich sie wirklich brauchen werde, davon denk' ich — Weißt du nicht mehr zu sagen, als ein andrer.") Vergl. W. T. I, 4, V. 54—81 und 6, V. 14—27.

Schluß. Wallensteins Bedenken sind nicht unberechtigt; Oktavio verrät ihn und gewinnt auch andere seiner Unterfeldherrn mit leichter Mühe.

22.

Zweck und Inhalt von Wallensteins Monolog.

Einleitung. Nachdem Wallenstein mit den Schweden in Unterhandlungen getreten war, hatte er den Abschluß eines Vertrages mit ihnen lange hinausgeschoben.

Ausführung. Da er sich durch die veränderte Lage der Dinge vor eine schleunige Entscheidung gestellt sieht, überdenkt er das Für und Wider seines ganzen Unternehmens und sucht sich in einem Selbstgespräche vor sich selbst zu rechtfertigen. Dadurch wird auch dem Zuschauer ein Einblick in sein Inneres, eine Erklärung der Widersprüche seines Wesens gegeben.

I. Die veränderte Lage der Dinge.

1. Die Stellung der Gestirne ist ihm günstig. („— beide Segenssterne, Jupiter — Und Venus, nehmen den verderblichen, — Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen — Den alten Schadenstifter, mir zu dienen. — — Jetzt muß — Gehandelt werden, schleunig, eh' die Glücks- — Gestalt mir wieder wegfliegt über'm Haupt, — Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.")
2. Sesina ist gefangen und die Briefe an Kinsky, Oxenstierna, Arnheim und Thurn sind ihm abgenommen und dem Kaiser ausgeliefert.

3. Wallenstein hat die schriftliche Erklärung der Generale und das Promemoria der Regimenter erhalten, in dem er gebeten wird, nicht in die Schwächung des Heeres zu willigen.
4. Der schwedische Oberst Wrangel ist in Pilsen angekommen, um mit ihm den Vertrag abzuschließen.

Übergang. Da fragt sich Wallenstein: „Wie? sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen, — Weil ich zu frei gescherzt mit dem Gedanken?" Als ihm gemeldet wird, Wrangel stehe draußen und wolle ihn sprechen, sagt er: „Warte noch ein wenig! — Es hat mich überrascht — es kam zu schnell, — Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall — Blind waltend, finster herrschend mit sich führe."

Darauf folgt sein Selbstgespräch.

II. Gedankengang von Wallensteins Monolog.

1. Erwägung der Unmöglichkeit der Umkehr, obgleich er
   a) den Verrat nie im Ernst ins Auge gefaßt, sondern
   b) ihn nur das Bewußtsein seiner Macht dazu angestachelt hat, sich an „der königlichen Hoffnung zu ergötzen." (W. T. I, 4. V. 1—20.)
2. Erkenntnis des Unvermögens, die Schuld von sich abzuwälzen, da man
   a) „selbst der frommen Quelle reine That", d. h. sein aus guter Absicht hervorgegangenes Streben, Deutschland den Frieden zu geben, mißdeuten und
   b) jede planlose Maßnahme, jedes Wort des Zorns „und was der frohe Mut ihn sprechen ließ im Überfluß des Herzens, zu künstlichem Gewebe ihm vereinen und verdächtigen werde."
3. Vergleich seiner früheren inneren Freiheit mit seiner jetzigen, äußeren und inneren Notlage. Er sagt: „In meiner Brust war meine That noch mein; — Einmal entlassen aus dem sichern Winkel — Des Herzens — — gehört sie jenen tück'schen Mächten an, — Die keines Menschen Kunst vertraulich macht." D. h. niemand vermag dann ihre Folgen zu berechnen. (V. 42—53.)
4. Erwägung der unsichtbaren, geistigen Macht der legitimen Herrschergewalt, die für ihn ein furchtbarer Gegner ist, wenn sie auch nur „in dem frommen Kinderglauben der Völker", in der „ganz gemeinen" Gewohnheit der Menge wurzelt. (V. 53—80.)

Schluß. Als dem Herzog in diesem Augenblicke Wrangel gemeldet wird, ist er bereit, ihn zu empfangen; doch wird er sich zugleich der Bedeutung bewußt, die der nächste Augenblick für ihn haben wird.

Noch ist sie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über diese Schwelle noch. — So schmal ist
Die Grenze, die zwei Lebenspfade scheidet!

23.

Wallensteins Unterredung mit Wrangel, die Krone des Stückes.

Einleitung. Wallenstein erkennt in dem schwedischen Abgesandten, dem Obersten Wrangel, den schwedischen Anführer, der vor Stralsund ihm gegenübergestanden hat.

Ausführung. Gedankengang in Wallensteins Unterredung mit Wrangel, einer Scene, welche Tieck die Krone des Stückes genannt hat.

Übergang. Die Vorwürfe Wallensteins, daß Wrangel ihm vor Stralsund „viel Böses zugefügt", die Eroberung dieser Stadt verhindert und ihm den Admiralshut vom Haupte gerissen habe, schwächt der Oberst durch die geschickte Antwort ab: „Ich komme, eine Krone drauf zu setzen." Darauf überreicht Wrangel ihm einen Brief des Kanzlers Oxenstierna. Damit ist das Gespräch eingeleitet; es enthält:

I. Eine Anknüpfung an das Anerbieten des Kanzlers, dem Herzoge zu der böhmischen Krone zu verhelfen (W. T. I, 5. V. 14—58.),

1. indem Wallenstein aus dem Briefe ersieht, daß schon der König Gustav Adolf dazu bereit gewesen sei, ihm diesen Dienst zu erweisen, da er, wie Wrangel hinzusetzt, gemeint habe, „stets der Herrschverständigste sollte Herrscher sein und König";
2. indem Wallenstein sich dadurch zu einer vertraulichen Aussprache veranlaßt sieht und
   a) gleißnerisch beteuert, daß er stets gut schwedisch im Herzen gesinnt gewesen sei und deshalb die Schweden in Schlesien und vor Nürnberg geschont habe, was man ihm in Wien niemals verzeihen werde;
   b) Vertrauen verlangt und gesteht, daß er nur aus Notwehr den harten Schritt thue und mit den Feinden in Unterhandlungen trete.

Übergang. Wrangel geht auf die persönlichen Beweggründe Wallensteins nicht ein. („— im Krieg gilt jeder Vorteil; — Wir nehmen unbedenklich, was sich bietet; — Und wenn sich alles richtig so verhält —“).

II. Die sachliche Erwägung des Vertrages und seiner Ausführbarkeit. (V. 59—107.)

1. Wallensteins Versprechen, wenn der Kanzler ihm sechszehntausend Mann vertraue, „mit achtzehntausend von des Kaisers Heer dazu zu stoßen.“

2. Wrangels Bedenken:

a) Er meint, es sei dem Herzoge, als „hohem Kriegesfürsten“, zwar gelungen, „ein Heer aus dem Nichts“ hervorzurufen; dennoch sei es leichter, 60 000 Krieger ins Feld zu stellen, als nur 1000 davon zum Treubruch zu verleiten.

b) Er traut „solch' eine Flucht und Felonie ohne Beispiel“ jedenfalls nicht dem Adel und den Offizieren zu.

3. Wallensteins Widerlegung dieser Bedenken. Er leitet sie damit ein, daß er bemerkt, Wrangel urteile wie ein Schwede und ein Protestant, der mit dem Herzen der Fahne folge.

a) Er giebt dann eine Schilderung seines eignen, vaterlandslosen Heeres, welches der „Auswurf fremder Länder“ sei, und eine Schilderung der Erbitterung der Böhmen über den Verlust ihrer Religionsfreiheit.

b) Hierauf übergiebt er dem Obersten die Eidesformel der Generale und fragt: „Wie ist's? Begreift Ihr nun?“

Übergang. Erklärung Wrangels: „Ich habe Vollmacht, alles abzuschließen.“

III. Die Verhandlungen über die Forderungen des Kanzlers.

1. Die Angabe der Forderungen:

a) Entwaffnung der spanischen Regimenter, die dem Kaiser ergeben sind;

b) Einräumung von Prag;

c) Einräumung der Grenzfestung Eger.

2. Die Begründung der Forderungen durch den Obersten Wrangel. Er weist hin

a) auf die Verdienste der Schweden um Deutschland,

α) die Rettung des Reiches vom Untergange,

β) die Erhaltung der Glaubensfreiheit;

b) auf die Opfer, die sie dabei gebracht, die nicht durch „klingend Gold und Silber" aufgewogen werden könnten, sondern nur durch einen Länderzuwachs;

c) auf die Notwendigkeit eines Unterpfandes dafür, wie einer Bürgschaft gegen ein falsches Spiel, das sie infolge von Wallensteins geheimen Verhandlungen mit den Sachsen noch immer befürchten müßten.

3. Die Ablehnung der zweiten Forderung durch Wallenstein. („Von Prag nichts mehr! — Euch meine Hauptstadt räumen! Lieber tret' ich — Zurück — zu meinem Kaiser".)

4. Der Nachweis, daß dieser Zurücktritt seit der Gefangennahme Sesinas nicht mehr möglich sei, und dabei zugleich als Entgegenkommen die Ermäßigung der streitigen Forderung auf die Altstadt von Prag.

Schluß. Als Wallenstein, in seinem Stolze gekränkt, Bedenkzeit verlangt, besteht Wrangel auf rascher Entscheidung und droht anderenfalls mit dem endgültigen Abbruch der Unterhandlungen, indem er dem Herzoge zugleich höhnisch seine Unentschlossenheit vorwirft. (V. 180—188.)

24.

Wodurch bewegt die Gräfin Terzky den Herzog zum Abschlusse des Bündnisses mit Wrangel, und was ist von ihren Ausführungen zu halten?

Einleitung. Nachdem der Oberst Wrangel dem Herzoge die Bedingungen mitgeteilt hatte, unter denen der schwedische Kanzler zum Abschlusse eines Bündnisses mit ihm bereit war, fühlte Wallenstein sich durch die Schroffheit des Abgesandten in seinem Stolze gekränkt und war innerlich zum Abbruch der Verhandlungen entschlossen. Dies verrät er in dem Gespräche mit seinen Vertrauten Illo und Terzky. („Hört, noch ist nichts geschehn, und — wohl erwogen, — Ich will es lieber doch nicht thun.") Er preist ihnen, eingedenk der Rede Wrangels, die Treue und brandmarkt den Treubruch, als „den gemeinen Feind," zu dessen Bestrafung „der Sekten Feindschaft, der Parteien Wut, — Der alte Neid, die Eifersucht" Frieden mache. Deshalb bestürmen ihn seine Freunde vergebens.

Ausführung. Wodurch gelingt es der Gräfin Terzky, Wallenstein zum offnen Bruche mit dem Kaiser zu bestimmen, und was ist von ihren Gründen zu halten?

I. Die Vorhaltungen, durch die die Gräfin auf Wallenstein einzuwirken sucht.

1. Sie wirft ihm Unentschlossenheit und Feigheit vor. („Nur in Entwürfen bist du tapfer, feig — In Thaten!") (W. T. I 7. V. 10—22.)
2. Sie setzt ihm aus einander, eine Umkehr sei nutzlos, da ihm auch schon die nur beschlossene That als begangen angerechnet werden würde, während ihre Vollführung ihm unsterblichen Ruhm sichere. (V. 23—30.)
3. Sie sucht seinen Ehrgeiz durch eine ironische Schilderung des idyllischen Glücks anzustacheln, das ihm nach seinem Rücktritte vom Oberbefehl ins Privatleben zu teil werden würde, (V. 42—76.) und macht damit Eindruck auf Wallenstein. (V. 77—94.)
4. Sie entschuldigt seine That durch die Notwehr. (V. 95—105.)
5. Sie erinnert an die Undankbarkeit des Kaisers und die Kränkungen, die er von ihm erlitten hat. (V. 110—128.)
6. Sie weist darauf hin, daß er durch seinen Abfall deshalb weder die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Kaiser verletze noch sein Vertrauen mißbrauche; denn
   a) nur aus Not, nicht aus Neigung, sei er zum zweiten Male an die Spitze des Heeres gestellt;
   b) ein Riesengeist, wie er, gehorche nur sich selbst und brauche sich nicht an die Verträge mit jenem Geschlechte feiger Sklavenseelen zu halten, die ihm die Macht in die Hände gegeben, obgleich sie ihn gefürchtet hätten;
   c) es gebe kein anderes Unrecht als den Widerspruch; er sei kein andrer gewesen, als er „vor acht Jahren die Geißel schwang über alle Länder, Hohn sprach allen Ordnungen des Reichs und jede Landeshoheit niedertrat, um seines Sultans Herrschaft auszubreiten." Was damals gerecht gewesen sei, und was der Kaiser gebilligt habe, weil es ihm nützte, könne heute nicht schädlich sein, weil es gegen ihn gerichtet werde. (V. 132—174.) — (Wallenstein erwidert darauf: „Von dieser Seite sah ich's nie.")

7. Schließlich erklärt ihm die Gräfin, daß deshalb zwischen ihm und dem Kaiser nicht von Pflicht und Recht, sondern von der Macht und Gelegenheit die Rede sein könne. Sie spricht: „Der Augenblick ist da, wo du die Summe — Der großen Lebensrechnung ziehen sollst, — Die Zeichen stehen sieghaft über dir, — Glück winken die Planeten dir herunter."

Übergang. Wallenstein ist nun entschlossen und unterbricht die Gräfin mit den Worten: „Ruft mir den Wrangel, und es sollen gleich — Drei Boten satteln."

II. Was ist von den Gründen der Gräfin zu halten?

1. Sie enthalten bedenkliche Folgerungen, wie
   a) die der Ungebundenheit des Genies an Verträge, die Sklavenseelen in der Not mit dem Gewaltigen, den sie kannten, geschlossen haben;
   b) die Behauptung, daß das nicht ein Unrecht gegen den Kaiser sei, was dieser gutgeheißen, als es in seinem Dienste geschah.
2. Sie sind auf Wallensteins Schwächen, auf seine Unentschlossenheit, seinen übermäßigen Ehrgeiz, seine Rachsucht und seinen Sternenglauben berechnet.
3. Sie sind ihrem Egoismus entsprossen; denn sie ist eine Schwägerin Wallensteins und hofft mit ihm zu steigen.

Schluß. Wallenstein wird zwar von der Gräfin überzeugt, aber er ist sich sofort bewußt, daß des Kaisers und sein eigner böser Geist dabei mitgewirkt habe; er ahnt, daß der Rache Stahl schon für seine Brust geschliffen sei; dennoch bleibt er bei seinem Entschlusse; „geschehe denn, was muß," spricht er und wiederholt den Befehl, Wrangel zu bringen. Zugleich läßt er Oktavio rufen, um ihm Mitteilung von seinem Entschlusse zu machen. So beschwört er selbst sein Schicksal herauf, indem er sich in blindem Vertrauen seinem gefährlichsten Feinde ausliefert.

25.

Wie kam Wallenstein dazu, dem Oktavio Piccolomini unbedingtes Vertrauen zu schenken?

Einleitung. Aberglaube ist ein Grundzug des Wallenstein'schen Charakters. Dieser wirkt nicht nur mit bei seinem Entschlusse zum

Abfall vom Kaiser, sondern bestimmt ihn auch in der Wahl seiner Freunde und Vertrauten.

Ausführung. Was veranlaßte Wallenstein, dem Oktavio Piccolomini unbedingt zu vertrauen?

I. Kundgebung von Wallensteins Vertrauen zu Oktavio.
   1. Wallenstein entdeckt dem Oktavio den kleinsten Schritt, den er unternimmt. (P. I, 3. V. 68 u. 69.) So hat er ihm auch anvertraut, „daß er zum Schweden wolle übergehn — Und an der Spitze des verbundnen Heers — Den Kaiser zwingen wolle . . .", und hat ihm die Briefe der Schweden und Sachsen vorgelegt. (P. V, 1. V. 150 u. ff.)
   2. Nach dem Abschluß des Vertrages mit Wrangel beauftragt er ihn mit der Gefangennahme der dem Kaiser ergebenen Generale Gallas und Altringer, die in Frauenberg weilen, betraut ihn mit der Führung der spanischen Regimenter und leiht ihm seine eigenen Pferde, um schnell nach Frauenberg zu gelangen, der Stadt, die die Kaiserlichen zum Sammelpunkte gewählt haben. (W. T. II, 1. V. 1. u. ff.)

II. Vorwürfe, die die Generale deshalb dem Oberfeldherrn machen.
   1. Illo nennt Oktavio falsch; deshalb dürfe Wallenstein ihn in „diesem Augenblick der Entscheidung" nicht aus den Augen lassen; er will seine Abreise verhindern, müßte er ihm auch „die Räder am Wagen zerschmettern lassen."
   2. Terzky klagt ihn an, daß er stets mit Questenberg zusammengesteckt habe und mit Gallas geheime Verbindung unterhalte. (W. T. II, 3. Vergl. P. II, 6. V. 13 u. 14.)

Übergang. Oktavio selbst erklärt dem Kriegsrat Questenberg: „Ich weiß nicht, was es ist, was ihn an mich — Und meinen Sohn so mächtig zieht und kettet." (P. I, 3. V. 80 u. 81.)

III. Gründe für Wallensteins Vertrauen zu Oktavio.
   1. Beide sind erprobte Kriegskameraden. („Sechzehn mal — Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten.")
   2. Sie sind unter gleichen Sternen geboren. (P. II, 6. V. 17 u. 18.)
   3. Der wichtigste Grund liegt in den Ereignissen vor und in der Lützner Schlacht, die Wallenstein den unzufriedenen Generalen schildert, da er sein „alt erprobtes Urteil" von Oktavio nicht ändern will.

a) Seine ahnungsvolle Stimmung in der Stille der Nacht, die nur durch das dumpfe Klirren der Waffen und den einförmigen Ruf der Runden unterbrochen wurde.

b) Seine Frage an das Schicksal, wer ihm der Treuste von allen seinen Untergebenen sei, sollte dadurch beantwortet werden, daß es derjenige sei, der ihm am Morgen zuerst entgegenkomme mit einem Liebeszeichen.

c) Wallensteins Traum. Vergl. Oktavios Traum. (P. I. 3. V. 87—97.)

d) Oktavios Rat und seine Befolgung durch Wallenstein, die ihm das Leben rettet.

Schluß. Wallenstein erklärt selbst, daß es mit seinem Verhalten gegen Oktavio sein eigenes Bewenden habe (P. II, 6. V. 19.); in der That beruht sein blindes Vertrauen zu ihm auch hauptsächlich auf diesem „Zufall", obgleich er erklärt:

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

26.

Max Piccolominis Kampf um Wallensteins besseres Selbst.

Einleitung. Trotz der Enthüllungen, die Oktavio seinem Sohne über den beabsichtigten Verrat Wallensteins macht, und trotz ihrer Bestätigung durch die Gefangennahme Sesinas ist Max nicht zu überzeugen und entschlossen, sich an den Herzog selbst zu wenden, um aus dessen Munde die Wahrheit zu hören.

Übergang. Max führt seine Absicht aus und sucht den Feldherrn auf, der aber gerade in dem Gespräche mit der Gräfin Terzky begriffen ist, auf deren Veranlassung er abgewiesen wird, da jene glaubt, sein „dringendes Geschäft" sei die Liebeswerbung um Thekla. Als er, Wallensteins guter Genius, später vorgelassen wird, ist unterdessen die Entscheidung gefallen; es ist zu spät.

Ausführung. Max weiß davon zunächst noch nichts; aber auch nachdem Wallenstein ihn aufgeklärt hat, versucht er es, in heißem Ringkampfe dessen besseres Selbst zu erretten.

I. Wallensteins Eröffnungen,

1. daß er des Kaisers Dienst entsagt habe;
2. daß er dem Freunde seine Entscheidung verschwiegen;
3. daß er sich mit den Schweden verbinden werde, da der Hof seinen Untergang beschlossen habe.

II. Das Gespräch zwischen Max und Wallenstein, indem sie einander gegenseitig zu überzeugen suchen.

1. Maxens Hinweis auf sein kindliches Vertrauen zu Wallenstein, das ihm bis auf diesen Tag jede Wahl gespart habe, vor die er aber nunmehr gestellt sei, da er sich entscheiden müsse, ob er ihm, dem Freunde, d. h. seiner Neigung, oder ob er seinem Gewissen, seiner Pflicht folgen sollte.

   Wallenstein pflichtet ihm bei und sagt: „Mit Pflichten streiten Pflichten. — Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg, — Der zwischen deinem Freund und deinem Kaiser — Sich jetzt entzündet.“ (W. T. II, 2. V. 27—43.)

2. Max spricht darauf seinen Schmerz aus über den ruchlosen Krieg, den jener dem Kaiser bereite „mit des Kaisers eignem Heer“; er klagt über den Riß, der durch sein Herz gehe und läßt Wallenstein, der ihn begütigen will, nicht ausreden. (V. 44—60.)

3. Max beschwört ihn, von dem unglücklichen Vorhaben abzulassen, den „schwarzen Fleck“, den „Feind“ herauszuwerfen und

   a) damit zu beweisen, daß es nur eine Einbildung, ein böser Traum gewesen, zu dem er sich in einem schwachen Augenblicke habe hinreißen lassen und

   b) so der Menschheit den Glauben daran zu erhalten, daß große Naturen in dem freien Gebrauch ihrer Kräfte edel bleiben können.

   Wallenstein giebt es zu, daß die Welt ihn streng tadeln werde; er entschuldigt sich jedoch durch die Notwendigkeit, die ihn zwinge. („Ich muß Gewalt ausüben oder leiden.“ V. 61—83.)

4. Max erklärt in seiner Verzweiflung, daß er bereit sei, die offene Empörung gegen den Kaiser, das, was er nicht billigen

könne, mit ihm „zu teilen“; nur zum Verräter sollte er nicht werden.“

Wallenstein bekennt sich darauf dem Idealismus seines jungen Freundes gegenüber, der hier für die Pflicht und die Treue eintritt, zum Realismus,

a) indem er ihm die Phantasterei der Jugend vorwirft, die „der Dinge Maß aus ihrem heißen Kopfe nimmt“; die Vorstellungen von gut und böse wohnten aber leicht bei einander im Gehirn, während im Leben Kampf herrsche und, wer nicht vertrieben sein wolle, selbst vertreiben müsse;

b) indem er erklärt, daß er aus gröberem Stoffe geschaffen sei und daß er nach den Gütern dieser Welt, nach Reichtum, Macht und Herrscherglanz strebe, wenn er diese Schätze auch nicht ohne das Opfer seiner Reinheit dem bösen Geiste und den falschen Mächten abgewinnen könne, die sie bewachen. (V. 84—125.)

5. Max warnt ihn vor diesen falschen Mächten, die Lügengeister seien, die berückend ihn in den Abgrund ziehen; er erklärt sich bereit, selbst nach Wien zu gehen, den Frieden mit dem Kaiser zu vermitteln, und wenn es selbst dazu zu spät sei, den Freund dadurch vor dem Verbrechen zu bewahren. („Falle würdig, wie du standst! — Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz. — Du kannst's mit Glanze, thu's mit Unschuld auch. — Du hast für andre viel gelebt, leb' endlich Einmal dir selber! Ich begleite dich, — Mein Schicksal trenn' ich nimmer von dem deinen.“)

Wallenstein aber wiederholt sein „Zu spät“ und sucht sein Vorgehen durch seinen Glauben an das Schicksal („Wir handeln, wie wir müssen.“) und durch einen Vergleich mit Cäsar zu rechtfertigen. (V. 126–159.)

Schluß. Dennoch hat Max Wallensteins Entschluß erschüttert; er fragt nach Wrangel; doch nun ist es in der That zu spät, um das Geschehene rückgängig zu machen; denn der Schwede ist eilig abgereist.

27.

Wie gelingt es Oktavio Piccolomini, Isolani und Buttler zum Abfall von Wallenstein zu bringen?

Einleitung. Nach dem Abschlusse des Bündnisses mit den Schweden hatte Wallenstein sich beeilt, dem älteren Piccolomini davon Mitteilung zu machen und ihm, da er ihn für einen zuverlässigen Freund hielt, mit seinen eigenen Pferden nach Frauenberg zu senden, um die abtrünnigen Grafen Gallas und Altringer gefangen zu nehmen.

Ausführung. Bevor er abreist, gelingt es ihm noch, Isolani und Buttler auf die Seite des Kaisers zurückzuführen.

I. Der Abfall Isolanis.

1. Isolani, welcher glaubt, daß es sich bei seiner Berufung zu Oktavio um die Ausführung der Pläne Wallensteins handle, versichert jenem zuerst, daß der Herzog unbedingt auf seine Treue bauen könne, während viele andere Generale es noch mit dem Kaiser hielten und meinten, daß die abgestohlene Unterschrift sie zu nichts verbinde.

2. Auf Oktavios Frage, ob er ein Freund oder Feind des Kaisers heißen wolle, und die Mitteilung des kaiserlichen Handschreibens wird er aber stutzig.

   a) Er verlangt zuerst Bedenkzeit.

   b) Dann erklärt er, wenn es sich, wie er nicht geahnt habe, um Verrat handle, daß dieser alle Bande trenne. („Er [Wallenstein] that mir Gutes — Doch, wenn er ein Schelm ist, — Verdamm' ihn Gott! Die Rechnung ist zerrissen.")

3. Als Oktavio ihn auffordert, in der nächsten Nacht in der Stille nach Frauenberg, dem Versammlungsorte der dem Kaiser treuen Truppen, aufzubrechen, verspricht er Folge zu leisten und bittet Oktavio, es ihm beim Kaiser zu gedenken, wie bereit er ihn gefunden habe.

II. Der Abfall Buttlers, dem Oktavio sich schon wiederholt (P. I, 2. V. 175 u. ff; 3. V. 10 u. 11, IV, 6. V. 26 u. ff.) zu nähern versucht hat. Auch heute heißt er ihn als werten Gast und Freund willkommen, obgleich dieser seine Freundlichkeit bisher kühl aufgenommen hat. Dann tritt er allmählich der Sache näher, um die es sich handelt.

1. Der Versuch Oktavios, Buttler durch Vertrauen und Überredung zu gewinnen.
   a) Oktavio fragt ihn, ob Graf Gallas ihm in Frauenberg nichts anvertraut habe.
   b) Er eröffnet ihm, daß der Herzog, weil er Verrat sinne und das Bündnis mit den Schweden vor wenigen Stunden abgeschlossen habe, von dem Kaiser in die Acht erklärt sei, und daß nach dessen Befehl alle Gutgesinnten sich unter seiner (Oktavios) Führung versammeln sollten. Auf seine Frage, ob er mit diesen die gute Sache oder mit Wallenstein der Bösen Los teilen wolle, hat Buttler nur die Antwort, Oktavio habe wie Gallas „verlorne Worte nur gesprochen."
   c) Er fordert ihn schließlich auf, seiner weißen Haare zu gedenken und den Dank, den er sich durch vierzigjährige Treue um Östreich verdient habe, nicht in einen Fluch zu verwandeln. Buttler aber erwidert ihm bitter lachend nur „Dank vom Hause Östreich!" und will gehen. — Nun muß Oktavio zu einem stärkeren Mittel greifen; es folgt
2. Die Enthüllung des Unrechts, das Wallenstein dem Buttler insgeheim gethan hat.
   a) Oktavio veranlaßt Buttler zu erzählen, daß er sich kürzlich bei dem Kaiser um die Erhebung in den Grafenstand bemüht, und daß Wallenstein, der ihn dazu angetrieben, ihm seine Verwendung dabei in Aussicht gestellt habe;
   b) darauf übergiebt Oktavio ihm den Brief, den Wallenstein in dieser Angelegenheit an den Minister geschrieben hat, woraus Buttler ersieht, daß Wallenstein ein schändliches Spiel mit ihm getrieben und dem Minister geraten habe, des Obersten Dünkel durch eine Abweisung des Gesuches zu züchtigen.
   c) Nun erklärt ihm Oktavio Wallensteins Absicht dabei. („Losreißen wollt er Euch von Eurem Kaiser – Von Eurer Rache hofft er zu erlangen, — Was Eure wohlbewährte Treu' ihn nimmer – Erwarten ließ bei ruhiger Besinnung. — Zum blinden Werkzeug wollt' er Euch, zum Mittel — Verworfner Zwecke Euch verächtlich brauchen.")
3. Die Gnadenbeweise des Kaisers.
   a) Der Kaiser verzeiht dem Obersten nicht allein, sondern

b) macht die Kränkung, die Buttler erfahren hat, dadurch wieder gut, daß er seine durch Wallenstein vollzogene Beförderung bestätigt.

c) Oktavio giebt ihm deshalb in des Kaisers Namen den Degen zurück, den zu führen Buttler sich nicht mehr für wert hielt.

Schluß. Buttler erklärt, daß er sich nicht nur von Wallenstein trennen wolle, sondern daß dieser nicht am Leben bleiben dürfe, und er bittet Oktavio, ihn auf Ehrenwort mit seinem Regimente bei ihm zu lassen. Oktavio gewährt ihm seine Bitte, obgleich Buttler ihm den Grund seines Bleibens verschweigt. Nachdem sich beide getrennt haben, bringt sich Isolani durch seine kriechende Vorsorglichkeit um Oktavio bei diesem in Erinnerung, indem er ihm den Rat giebt: „Macht, daß Ihr fortkommt. Euer treuer Isolan."

28.

Gordons wiederholter Versuch, Wallenstein zu retten.

Einleitung. Gordon war ein Jugendfreund Wallensteins; beide waren nach Schillers Dichtung zu gleicher Zeit Pagen am Hofe des Markgrafen von Burgau gewesen.

Ausführung. Gordon tritt deshalb für Wallenstein ein, als er wahrnimmt, daß ihm von Buttler Gefahr drohe.

I. Gordons Weigerung, bei seiner Gefangennahme mitzuwirken,

1. weil er an seiner Schuld zweifelt („Denn wahrlich nicht als ein Geächteter — Trat Herzog Friedland ein in diese Stadt u. s. w.");
2. weil er Mitleid mit dem großen Manne empfindet („O schad' um solchen Mann! Denn keiner möchte — Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel");
3. weil er sich ihm durch Dankbarkeit verbunden fühlt („Aus seiner Hand empfing ich diese Würde, — Er selber hat dies Schloß mir anvertraut, — Das ich in seinen Kerker soll verwandeln") und sieht, daß alle diejenigen ihn verlassen haben, die er erhoben hat („Er hat das Glück von Tausenden gegründet, — Denn königlich war sein Gemüt, und stets — Zum Geben war die volle Hand geöffnet — — Vom Staube

hat er manchen aufgelesen — Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht — Und hat sich keinen Freund damit, nicht einen — Erkauft, der in der Not ihm Farbe hielt."');

4. weil er seinen Ehrgeiz durch sein wunderbares Glück entschuldigt. (Vergl. W. T. IV, 2. V. 121—133.)

Übergang. Als die Kunde von dem Anrücken der Schweden nach Eger gelangt, teilt Buttler dem Kommandanten Gordon darauf mit, daß er beschlossen habe, Wallenstein müsse sterben.

II. Gordons erster Versuch, das Leben Wallensteins zu retten und Buttler zu überreden, sich mit seiner Gefangennahme zu begnügen

1. durch den Hinweis auf die Unverletzlichkeit der heiligen Person des Feldherrn;
2. durch die Erklärung, daß er den Tod auf den Wällen in der Verteidigung des kaiserlichen Schlosses gegen Wallenstein dem schwarzen Morde vorziehe; denn jenes sei seine Pflicht, diesen verfluche die Natur.

III. Gordons zweiter Versuch, das Leben Wallensteins zu retten

1. durch die Erinnerung „an seine Größe, an seines Herzens liebenswerte Züge, an alle Edelthaten seines Lebens";
2. durch die Mahnung, daß aus Blut nichts Gutes entspringe;
3. durch die Berufung auf Buttlers Edelmut. („O solchen Mann zu retten, — Ist eines Opfers wert. — Seid edelmütig! — Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann".)

IV. Gordons dritter Versuch, den Feldherrn zu retten

1. durch die Mahnung an Wallenstein, dem Glücke zu mißtrauen („Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. — Nicht Hoffnung möcht ich schöpfen aus dem langen Glück, — Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet. — Furcht soll das Haupt der Glücklichen umschweben, — Denn ewig wanket des Geschickes Wage".);
2. durch die Aufforderung, die Warnung Senis zu beachten. W T. V, V. 30 u. ff., V. 37 u. ff.

Übergang. Da alles vergeblich ist, schwankt Gordon kurze Zeit, ob er die Wachen in Bewegung bringen und die Mordthat verhindern oder, da Wallensteins Rettung eine Verletzung seines Eides gegen den Kaiser wäre, den Ausgang dem Himmel anheimstellen solle; da trifft er den im Kampfe mit Illo verwundeten Buttler und macht

V. den letzten Versuch, Wallenstein zu retten,

1. indem er Buttler daran erinnert, daß der Himmel ihm durch seine Verwundung angedeutet habe, er wolle seinen Arm nicht, um Wallenstein zu verderben;
2. indem er Buttler bittet, den heiligen Schlaf des Feldherrn zu schonen;
3. indem er ihn anfleht, ihm nur diese Nacht, nur eine Stunde zu gönnen, da er noch nicht gefaßt sei, vor seinen Gott zu treten.

Schluß. Als dann die Mörder nahen, stellt Gordon sich ihnen in den Weg. Da hört man Trompetensignale. Es scheinen die Schweden zu sein, die Eger bedrohen. Deshalb ruft Buttler den Kommandanten auf seinen Posten; so muß Gordon den Mördern den Weg freigeben; die Pflicht ruft ihn ab, um die Festung seines Kaisers gegen die Feinde zu verteidigen.

29.

„Zu spät", der tragische Grundton in „Wallensteins Tod".

Einleitung. „Die Piccolomini", das zweite Drama in Schillers Trilogie schließt mit einem Gespräche zwischen Oktavio und Max, in dem der letztere mit Entschiedenheit für die Reinheit der Absichten Wallensteins eintritt und seine Gegner der Böswilligkeit anklagt. („Ihr werdet ihn durch eure Staatskunst noch — Zu einem Schritte treiben — Ja, ihr könntet ihn, — Weil ihr ihn schuldig wollt, noch schuldig machen.") Max will deshalb zu dem Herzog gehen und ihn auffordern, „seinen Leumund vor der Welt zu retten" und seiner Feinde „künstliche Gewebe mit einem graden Schritte zu zerreißen."

Ausführung. In „Wallensteins Tod" erkennen wir jedoch, daß alle Schritte den Gang des Verderbens aufzuhalten, zu spät erfolgen; ein böses Verhängnis will Wallensteins Untergang.

I. Der Versuch, den Max macht, um den Herzog zur Pflicht zurückzuführen. („O, fürchte, fürchte diese falschen Mächte! — Sie halten nicht Wort! Es sind Lügengeister, — Die dich berückend in den Abgrund ziehn. — Trau ihnen nicht! Ich warne dich — O, kehre — Zurück zu deiner Pflicht! Gewiß, du kannst's! — Schick mich nach Wien! Ja, thue das! Laß mich, — Mich deinen

Frieden machen mit dem Kaiser! — Er kennt dich nicht, ich aber kenne dich, — Er soll dich sehn mit meinem reinen Auge, — Und sein Vertrauen bring' ich dir zurück.")

1. Wallenstein ist bewegt durch des Freundes feurige Beredsamkeit; doch er antwortet ihm: „Es ist zu spät. Du weist nicht, was geschehn. — Es ist zu spät. Indem du deine Worte — Verlierst, ist schon ein Meilenzeiger nach dem andern zurückgelegt von meinen Eilenden, — Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen. — Ergieb dich drein! wir handeln, wie wir müssen."

2. Wie tief aber der Eindruck von Maxens Rede auf den Herzog ist, ersehn wir daraus, daß er trotz der Abweisung noch nach dem schwedischen Abgesandten fragt und eine Unterredung mit ihm zu wünschen scheint, doch es ist zu spät; Wrangel ist eilig abgereist; er ist verschwunden, „als ob die Erd' ihn eingeschluckt hätte."

II. Wallenstein muß deshalb bei seinem Entschlusse beharren. Schon vorher hat er Oktavio beauftragt, nach Frauenberg zu gehen und den Oberbefehl über die spanischen und welschen Regimenter zu übernehmen.

1. Die Warnung Illos und Terzkys, „dem Falschen Kriegsvolk anzuvertrauen und ihn in dem Augenblicke der Entscheidung aus den Augen zu lassen", wird aber von Wallenstein durch die Berufung auf die Sternkunst (Vergl. P. II, 6. V. 15—18.) und den Bericht über sein Erlebnis vor der Lützner Schlacht (W. T. II, 3. V. 54 u ff.) zurückgewiesen.

2. Zu spät erkennt Wallenstein, wie berechtigt jene Warnung war. Vergl. W. T. III, 7, 8, 9, 10, 13 u. 18.

III. Wie Wallenstein sich in Oktavio täuscht, so verabsäumt er es, Max, seinen wahren Freund und aufrichtigen Bewunderer, unauflöslich an sich zu fesseln.

1. Er mißbilligt seine Bewerbung um Theklas Hand. Vergl. W. T. III, 4. V. 64 u. ff.; V. 95 u. ff.

2. Zu spät wendet er sich an Maxens Herz. („Max, bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max! — Was that dein Vater — Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan? — Ein Liebesnetz hab' ich um dich gesponnen, — Zerreiß es, wenn

du kannst, — Du bist an mich — Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande, — Mit jeder heil'gen Fessel der Natur, — Die Menschen aneinander ketten kann.") Es bedurfte nur eines Wortes von Max, so würde er ihm jetzt als Eidam willkommen sein; doch es ist zu spät; die Pappenheimer rücken gegen das Schloß vor und rufen ihren Oberst zur Pflicht zurück.

IV. Nicht von dem redlichen Max, sondern von seinem grimmigsten Feinde Buttler begleitet, geht Wallenstein nach Eger.

1. Hier tritt sein Jugendfreund Gordon, der Kommandant von Eger, für seine Rettung ein, aber vergebens; Buttlers Herz ist nicht zu erweichen; er beharrt bei seiner blutigen Rache. („Es ist zu spät. Nicht Mitleid darf ich fühlen, — Ich darf nur blutige Gedanken haben.")

2. Wallenstein wird auf Buttlers Geheiß bei dem vermeintlichen Nahen der Schweden ermordet.

a) Zu spät entdeckt man, daß es nicht die Schweden, sondern die Kaiserlichen sind, die in die Festung eingerückt sind.

b) Zu spät sendet Oktavio an Buttler den Befehl, nicht weiter zu gehen und das Leben Wallensteins zu schonen.

c) Zu spät versichert Oktavio der Gräfin, daß der Kaiser den Angehörigen Wallensteins nicht mehr zürne; sie hat Gift genommen und sieht der Erfüllung ihres Schicksals in wenigen Augenblicken entgegen.

Schluß. So erkennen wir in dem Tode Wallensteins und seiner einflußreichsten Beraterin das Walten des Verhängnisses, das an beiden Gerechtigkeit für den Verrat gegen den Kaiser übt.

30.

Schuld und Sühne in Schillers „Wallenstein".

Einleitung. Schiller hat in seiner Dichtung den Charakter Wallensteins idealisirt und seine Schuld zu mildern gesucht; dennoch ist er immerhin schuldig.

I. Seine Schuld besteht in dem Verrate, den er nach längerer Vorbereitung und Überlegung an dem Kaiser übt.

1. Er läßt die Gattin und Tochter aus Kärnten nach Pilsen

kommen, damit sie nicht als Unterpfand in die Hände des Kaisers fallen.

2. Er ist ungehorsam gegen den Kaiser, der ihm befiehlt, daß acht Regimenter zu Pferde von seinen Truppen den Kardinal-Infanten nach den Niederlanden begleiten sollen. (Vergl. P. II, 7. V. 216 u. ff.)

3. Er hat seit längerer Zeit Unterhandlungen mit den Feinden angeknüpft und schließt endlich sogar mit ihrem Bevollmächtigten, dem Obersten Wrangel, einen Vertrag, durch den er sich verpflichtet,

   a) „unwiderruflich mit dem Kaiser zu brechen",

   b) „die span'schen Regimenter, die den Kaiser ergeben, zu entwaffnen",

   c) die Altstadt von Prag und das Grenzschloß Eger den Schweden einzuräumen.

II. Die Sühne, die dem Herzog für seine schwere Schuld auferlegt wird, besteht

1. in dem Abfall des größten Teils seiner Truppen, und zwar

   a) sowohl der Befehlshaber Gallas, Altringer, Suys, Isolani, Deodat, Maradas, Esterhazy, Götz, Colalto, Kaunitz, Montecuculi, Caraffa, Tiefenbach und von noch sechs andern Generalen,

   b) als auch der Soldaten,

      α) der Tiefenbacher, die den Gehorsam verweigern (W. T. III, 8.);

      β) der Pappenheimer, die dem Oberfeldherrn treu bleiben wollen, so lange er „Östreichs rechtschaffner Feldhauptmann" ist und die sich daher nur schwer dazu entschließen, an seinen Verrat zu glauben und in ihm einen Feind des Kaisers zu sehen (W. T. III, 15. u. 17.);

      γ) der übrigen Regimenter mit Ausnahme der fünf Terzkyschen, die ihm nach Eger folgen (W. T. IV, 2. V. 29—31);

2. in dem Verluste der Freunde, denen er am meisten vertraut,

   a) Oktavio Piccolominis, dessen Falschheit ihn tief kränkt („Es trinkt der Wilde selbst nicht mit dem Opfer, — Dem er das Schwert will in den Busen stoßen. — Das war kein

Heldenstück, Oktavio! — Nicht deine Klugheit siegte über meine, — Dein schlechtes Herz hat über mein gerades — Den schändlichen Triumph davongetragen. — Kein Schild fing deinen Mordstreich auf, du führtest — Ihn ruchlos auf die unbeschützte Brust; — Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen." Vergl. W. T. III, 18. V. 77—79.);

b) Max Piccolominis, der seinem Herzen besonders nahesteht und den er aber trotz seiner Überredungskunst nicht festzuhalten vermag (Vergl. W. T. III, 18. V. 100—128);

3. in seinem Tode,

a) den er nicht gleich seinem Gegner Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde an der Spitze seiner Truppen findet, sondern den er wehrlos und verlassen von der Hand verruchter Meuchelmörder erleidet, die

b) von Buttler angestiftet waren, den er groß gemacht hatte, und an dem er bis zu seinem Ende einen treuen Freund zu besitzen glaubte.

Schluß. So erfüllt uns der Tod Wallensteins, dessen Größe wir bewundern, mit Mitleid; seine Schuld erscheint uns gesühnt. Es ist dem Dichter gelungen, was er den Zuschauern im Prologe verheißen hat:

„— Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen."

31.

Wie weit ist die Schuld Wallensteins in Schillers Dichtung in den äußeren Umständen und wie weit in dem Charakter des Helden begründet?

Einleitung. Wir müssen den Abfall Wallensteins von dem Kaiser als Hochverrat verurteilen, zumal er sich der Tragweite einer solchen That wohl bewußt war. („Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's — Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht, — Die ruhig, sicher thronende, erschüttern, — Die in verjährt geheiligtem Besitz, — In der Gewohnheit festgegründet ruht, — Die an der Völker frommem Kinderglauben — Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt. — Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft.")

Ausführung. Umsomehr fragen wir uns, wie ist Wallenstein dazu gekommen, eine solche Schuld auf sich zu laden. Die Gründe dazu liegen:

I. In den äußeren Umständen, die auf ihn bestimmend einwirkten; es sind dies:

1. Die Kränkung der Regensburger Absetzung im Jahre 1630, die ihn bei der zweiten Übernahme des Oberbefehls von vorneherein mit Argwohn erfüllte. („Nicht meiner Treu' vertraute sich der Kaiser. — Krieg war schon zwischen mir und ihm als er — Den Feldherrnstab in meine Hände legte.")
2. Die gegen ihn alsbald gerichteten Wiener Hofintriguen, die jenen Argwohn bestätigten und die
   a) auf eine zweite schimpflichere Absetzung abzielten (Vergl. P. II, 2; W. T. II, 2. V. 21 u. ff.),
   b) sich auch thatsächlich schon in der Absendung Questenbergs und seinen den Oberfeldherrn demütigenden Vorwürfen und Forderungen offenbarten, welche nur eine Schwächung Wallensteins bezweckten. (Vergl. P. II, 7 u. II, 3. V. 69 u. 70.)
3. Die Einwirkung der Umgebung,
   a) des Heeres durch das Promemoria (L. 11);
   b) der Generale durch die Eidesformel, in der sie sich zu unbedingtem Gehorsam gegen Wallenstein verpflichten (Vergl. P. IV; W. T. I, 5. V. 105 u. ff.);
   c) seiner vertrauten Freunde Illo, Terzky, wie der Gräfin. (Vergl. P. II, 5 u. 6; W. T. I, 3, 6 u. 7.)
4. Ein zufälliges Ereignis, die Gefangennahme des Unterhändlers Sesina. (Vergl. W. T. I, 2.)
5. Die Ungeduld der Schweden über Wallensteins Zögern und die Ankunft Wrangels in Pilsen. (Vergl. W. T. I, 5.)

II. Im Charakter Wallensteins, und zwar

1. in seiner Rachsucht, in der ihn das Bewußtsein seiner großen Macht bestärkt („Der Kaiser, es ist wahr, — Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte, — Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun. — Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen." Vergl. P. II, 7. V. 143—162; V. 165—173; V. 204—207; V. 235—239; W. T. I, 5; V. 44 u. ff.);
2. in seinem Ehrgeiz („Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich ver-

nichtet. — Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich scheuen, — Den letzten Schritt, den äußersten, zu meiden; — Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit, — So klein aufhöre, der so groß begonnen, — Eh' mich die Welt mit jenen Elenden — Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt, — Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen — Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung — Für jede fluchenswerte That!" Vergl. P. II, 3. 32—37; W. T. III, 4. V. 86 u. 87; V. 96 u. 97; V. 107 u. 108.);

3. in seinem Sternenglauben. („Auch des Menschen Thun — Ist eine Aussaat von Verhängnissen, — Gestreut in der Zukunft dunkles Land, — Den Schicksalsmächten hoffend übergeben. — Da thut es not, die Saatzeit zu erkunden. — Die rechte Sternenstunde auszulesen, — Des Himmels Häuser forschend zu durchspüren, — Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens — In seinen Ecken schadend sich verberge." Vergl. P. II, 6. V. 98 u. ff; W. T. I, 1. V. 30—35; III, 9. V. 8 u. ff.)

Schluß. Im entscheidenden Augenblick mißtraut er jedoch den Warnungen Senis, der ihm berichtet, daß die Stellung der Gestirne auf ein nahes Unheil von falschen Freunden deute So sühnt er, verlassen von den meisten, die er groß gemacht und erhoben hat, seine Schuld durch einen schmachvollen Tod von Mörderhand.

32.

Wallensteins Privatleben nach Schillers Trilogie.

Einleitung. Albrecht von Wallenstein wurde am 24. September 1583 zu Hermanic in Böhmen von utraquistischen (evangelischen) Eltern geboren.

I. Wallensteins Jugend.

1. Wallenstein als Page am Hofe des Markgrafen von Burgau (bei Ausburg), wo Gordon sein Genosse war; angeblich im Jahre 1603. („Ernst über seine Jahre war sein Sinn, — Auf große Dinge männlich nur gerichtet". W. T. VI, 2. V. 98—115. Vergl. V, 4. V. 28—33.)

2. Wallensteins in Burgau erfolgter Übertritt zum Katholizis-

mus infolge eines Sturzes aus dem Fenster. W. T. IV, 2. V. 115 u. ff.*) Doch wurde er kein Fanatiker. W. T. IV, 3. V. 15 u. ff.

3. Wallensteins Studienzeit. Er studierte nach Schiller trotz seines Übertrittes auf der lutherischen Universität zu Altorf bei Nürnberg (Vergl. W. L. 7. V. 79 u. ff.), außerdem, wie historisch ist, in Padua und Bologna, wo er sich eifrig mit Astrologie beschäftigte bis 1603.

II. Wallenstein als Gatte.

1. Wallenstein heiratete 1609 die reiche Witwe Lucretia Nikesin von Landeck. Als diese 1614 starb, gewann er als ihr Erbe großen Reichtum. „Jene Heirat stiftete mein Glück", sagt Wallenstein (W T. V, 3. V. 88 u. ff.); denn er erhielt dadurch die Mittel, um sich bei dem Erzherzoge Ferdinand (dem nachmaligen Kaiser in Gunst zu setzen, indem er auf eigene Kosten 200 Reiter stellte und sich bei der Verteidigung der von den Venetianern belagerten Festung Gradisca auszeichnete, wofür er von Ferdinand eine goldene Kette, das erste Zeichen seiner Gunst erhielt. (W. T. V, 4. V. 15 u. ff.)

2. Im Jahre 1617 verheiratete er sich zum zweiten Male mit Elisabeth, „Graf Harrachs edler Tochter." Wallensteins Stellung zu ihr.

a) Obgleich er seiner ersten Gemahlin ein treues Andenken bewahrt (W T. V, 5. V 30 u. ff.) ehrt er Elisabeth und ist besorgt, daß ihr die schuldige Achtung nicht versagt werde. („Wie? ließ man's an der alten Achtung fehlen?")

b) Bei ihrem Mangel an Eitelkeit und ihrer Vorliebe für ein stilles, inneres Glück ist jedoch trotz ihrer demutsvollen Ergebenheit gegen den Gatten („Ihr Wille, wissen Sie, war stets der meine.") nicht sie die Vertraute seiner hochfliegenden Pläne, sondern ihre prunksüchtige Schwester, die Gräfin Terzky.

α) Elisabeth verurteilt sogar des Gatten ehrgeiziges Streben; sie tadelt den „unbeugsam unbezähmten Mann", be-

*) Wallensteins Aufenthalt in Burgau ist nicht historisch nachgewiesen; der Übertritt zum Katholizismus fand 1599 in Olmütz statt, während er das dortige Jesuiten-Konvikt besuchte.

klagt, was sie „getragen und gelitten in dieser Ehe unglücksvollem Bund“, und denkt mit Lust nur der schönen Tage der ersten Jahre“, als des Gatten „Ehrgeiz ein mild erwärmend Feuer“ war, „noch nicht die Flamme, die verzehrend rast.“ (W. T. III, 3 u. 4 V. 109 u. ff.)

β) Die Schwester soll sie deshalb erst allmählich auf Wallensteins Abfall vorbereiten. „Kann sie's vernehmen? Ist sie vorbereitet?“ fragt Wallenstein und läßt sie in dem Irrtum, daß er abgesetzt sei. (W. T. III, 4. V. 113 u. ff.) Als ihr die Gräfin dann die Augen öffnet und ihr die verhängnißvolle Kunde zugleich mit der Nachricht, daß die Armee den Herzog verlassen habe, mitteilt, sinkt sie ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter; denn ihre Befürchtungen haben sich erfüllt.

III. Wallenstein als Vater. Beide Gatten stimmen namentlich auch nicht über die Gestaltung der Zukunft der einzigen Tochter überein; denn die Herzogin billigt die Liebe Theklas zu Max. („Ja, dieser Piccolomini ist doch — Ein würdiger Edelmann und voll Verdienst.“ — „Gott segne dich, mein Kind! Du darfst — Dich deiner Wahl nicht schämen.“) Vergl. W. T. III, 23 V. 23 u. ff. Wallenstein giebt seinem Vaterglücke zwar auch Ausdruck, als er die siebzehnjährige holde Tochter in die Arme schließt, die er als ein Kind von 8 Jahren zuletzt gesehen hat; aber er verbindet damit zugleich ehrgeizige Absichten.

1. Er hat dem Schicksal gezürnt, daß es ihm „den Sohn versagt,“ der seines „Namens Erbe könnte sein, in einer stolzen Linie von Fürsten“ sein „schnell verlöschtes Dasein weiter leiten.“
2. Nun will er zum Ersatz für den Sohn sich einen Eidam auf Europens Thronen suchen, eine Krone sehen auf Theklas Haupt. „Nicht niedriger“ gedenkt er sie „als um ein Königsscepter loszuschlagen.“ (W. T. III, 4.)
3. Deshalb verurteilt er das Liebeswerben Max Piccolominis, obgleich er ihn hochschätzt. („Ist der Junge toll?“ Vergl. W. T. III, 4. V. 75 u. ff.)
4. Dennoch liebt er Thekla; er nennt sie „ein langgespartes Kleinod, die höchste, letzte Münze seines Schatzes.“ Er ist stolz auf

sie und vertraut auf ihr starkes Herz, als sie die Kunde von dem Tode des Geliebten erhält. („Es ist mein starkes Mädchen; nicht als Weib, — Als Heldin will ich sie behandelt sehen.")

Schluß. Wir erkennen so aus Schillers Darstellung, daß bei Wallensteins Stellung zu seiner Familie seine Selbstsucht und sein Ehrgeiz in Widerspruch trat mit seinem Familiensinn und der warmen Zuneigung, die er für seine Gattin und Tochter hegte. Das Glück, das er in seiner Ehe fand, bezeugen übrigens auch seine Briefe, die er selbst aus dem Feldlager an seine Gattin richtete. (Kugler im Neuen Plutarch. 1889. S. 16.)

33.

Wallenstein und sein Heer.

Einleitung. Im Jahre 1617 hatte sich Wallenstein in dem Feldzuge gegen Venedig ausgezeichnet und von Ferdinand eine goldene Kette als Lohn für seine Dienste erhalten. Auch war er Graf und Oberst geworden. Beim Aufruhr in Böhmen stand er auf der Seite des Kaisers und nahm nach Schillers Dichtung mit seinem Regiment 1620 an der Schlacht bei Prag teil. (W. T. III, 18. V. 101.) Wegen seines Reichtums erhob ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand und schenkte ihm die Herrschaft Friedland. Als Christian von Dänemark für die protestantische Sache eintrat, erhielt Wallenstein 1625 den Oberbefehl über das Heer.

Ausführung. In welchem Verhältnis steht Wallenstein zu seinem Heere?

I. Das Heer hieß zwar ein kaiserliches, war es aber nicht; denn
   1. Wallenstein war der Schöpfer des Heeres. „Erschaffen erst — Mußt' es der Friedland, er empfing es nicht, — Er gab's dem Kaiser! Von dem Kaiser nicht — Erhielten wir den Wallenstein zum Feldherrn. — So ist es nicht, so nicht! Vom Wallenstein — Erhielten wir den Kaiser erst zum Herrn, — Er knüpft uns, er allein, an diese Fahnen." (Vergl. L. 11. V. 86; P. II, 7. V. 144 u. ff; W. T. I, 5. V. 64 u. ff.)
   2. Wallenstein allein war imstande, sich dieses Heer auch zu erhalten; denn
      a) er allein besaß das organisatorische Feldherrngenie dazu;

er hatte den „Nachdruck und den Verstand, — Den schnellen Witz und die feste Hand, — Die gestückelten Heeresmassen — Zusammenzufügen und zu passen, — Die aus Süden und aus Norden — Zusammengeschneit und geblasen worden" (Vergl. L. 11. V. 138; P. I, 2. V. 142 u. ff; W. T. I, 5. V. 86 u. ff. u. V, 2. V. 17 u. 18);

b) er übte über dieses Heer eine eiserne Kriegszucht aus. „Da giebt's nur ein Vergehen und Verbrechen; — Der Ordre fürwitzig widersprechen" (Vergl. L. 6. V. 161 u. 162; P. I, 2. V. 8; W. T. III, 15. V. 68.);

c) er wirkte aber auch durch die Macht seiner Persönlichkeit belebend und anregend auf jeden einzelnen. („Und eine Lust ist's, wie er alles weckt — Und stärkt, und neu belebt um sich herum, — Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe — Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe! — Jedwedem zieht er seine Kraft hervor, — Die eigentümliche, und zieht sie groß. — Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist; — Er wacht nur drüber, daß er's immer sei — Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen — Vermögen zu dem seinigen zu machen.") (Vergl. P. I, V. 71 u. ff; W. T. III, 15. V. 13; W. T. III, 20. V. 48.)

II. Das Heer war ihm ergeben; er besaß das Vertrauen seiner Soldaten. Der Gefreite der Pappenheimer spricht zu Wallenstein: „Denn du bist immer wahr mit uns gewesen, — Das höchste Zutraun haben wir zu dir, — Kein fremder Mund soll zwischen uns sich schieben, — Den guten Feldherrn und die guten Truppen." Er verstand es, seine Untergebenen an sich zu fesseln

1. durch seine väterliche Fürsorge für die Soldaten im allgemeinen („Der Friedländer — ein Soldatenvater, — Der die Soldaten so nobel hält." Vergl. L. 11. V. 48 u. ff. ;P. II, 7. V. 126 u. ff. und V. 139 u. 140; P. I, 2. V. 97 u. 98);

2. durch seine Freigebigkeit („Er hat das Glück von Tausenden gegründet; — denn königlich war sein Gemüt, und stets — Zum Geben war die volle Hand geöffnet — — Vom Staube hat er manchen aufgelesen, — Zu hoher Ehr' und Würden

ihn erhöht.“ Vergl. P. I, 1. V. 67; W. T. V, 2. V. 95 u. ff; W. T. III, 18. V. 113 u. 114.);

3. durch die näheren Beziehungen zu seinen Offizieren, auf deren Vorteil er bedacht war. („Es thut mir leid um meine Obersten; — Noch seh' ich nicht, wie sie zu ihren vorgeschoss'nen Geldern, — Zum wohlverdienten Lohne kommen werden. — Neu Regiment bringt neue Menschen auf, — Und früheres Verdienst veraltet schnell.“ Vergl. P. I, 1. V. 58.)
   a) Sie waren seine Freunde und Vertrauten (W. T. III, 18. V. 115 u. ff.) wie die Piccolomini,
   b) oder seine Verwandten wie Terzky,
   c) oder seine Geschöpfe wie Illo und Isolani. (P. I, 1. V. 60 u. ff.)

III. Die besondere Vollmacht, die Wallenstein während seines zweiten Oberbefehls (1632—34) vom Kaiser erhalten hatte. (Vergl. Disposition No. 16. II, 1 u. 2.)

Schluß. Seine große Machtstellung verführte den Herzog schließlich zur Auflehnung gegen den Kaiser. („Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt, — Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.“) Seine erste Feldherrnschaft (1626—30) hatte trotz der Gnadenbeweise des Kaisers, der ihn zum Herzog von Mecklenburg ernannt hatte, und trotz der großen Dienste, die er auf des Reiches Kosten (W. T. I, 7. V. 160 u. ff; P. II, 7. V. 161 u. ff. und 167 u. ff.) dem Kaiser geleistet, mit seiner Absetzung auf dem Fürstentage zu Regensburg geendet. Vor einem ähnlichen Geschick blieb er im Jahre 1634 nur durch seine Ermordung bewahrt.

34.

Auf welche Weise hat Schiller es in seiner Dichtung verstanden, Wallenstein unserem Herzen näher zu bringen?

Einleitung. Schiller sagt in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Wallenstein: „Die Tugenden des Herrschers und des Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwecken.“

Ausführung. In seiner Dichtung hat Schiller jedoch Wallenstein auch mit diesen Tugenden ausgestattet und ihn überhaupt uns menschlich näher zu bringen gesucht. Auf welche Weise ist dies geschehen?

I. Dadurch, daß ihn der Dichter idealisiert. („Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, — Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte; — Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst, — Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.") Nicht Ehrgeiz allein ist der Beweggrund seines Handelns.

1. Er verfolgt ein hohes Ziel; denn

a) er will sich mit den Schweden verbünden, um mit ihrer Hilfe Deutschland den Frieden zu geben. Wenn dies geschehen ist, sollen sie aber den deutschen Boden räumen. (Vergl. W. T. III, 15. V. 120 u. ff.)

b) Er will überhaupt nur Reichsfürst werden, um als solcher das Reich desto besser mit starker Hand gegen seine Feinde, auch gegen die Schweden schützen zu können. („Fort, fort mit ihnen! — Das verstehst du nicht. — Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland — Zerstücket hab', verraten an den Fremdling, — Um meine Portion mir zu erschleichen. — Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren, — Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig — Mich bei des Reiches Fürsten niedersetzen. — Es soll im Reiche keine fremde Macht — Mir Wurzeln fassen, und am wenigsten — Die Goten sollen's, diese Hungerleider, — Die nach dem Segen unsers deutschen Landes — Mit Neidesblicken raubbegierig schauen. — Beistehen sollen sie mir in meinen Planen — Und dennoch nichts dabei zu fischen haben." Vergl. W. T. III, 15. V. 144 u. ff.)

2. Sein Abfall vom Kaiser erscheint als eine That der Notwehr und der Selbstverteidigung gegen die Intriguen des Wiener Hofes und gegen den Kaiser, den er „groß gemacht" und der ihn trotz seiner treuen Dienste aufgeopfert und abgesetzt hat. Es steht ihm sogar eine zweite schimpflichere Absetzung bevor.

II. Dadurch, daß ihm der Dichter ein blindes Selbstvertrauen verleiht, das sich zum Teil auf die vermeintliche Gunst der Gestirne

gründet. („ — Und wälzt die größere Hälfte seiner Schuld — Den unglückseligen Gestirnen zu.")

1. Er schenkt dem schlimmsten Feinde in seiner Umgebung, dem falschen Oktavio, dessen Heuchelei uns empört, ein unbegrenztes Vertrauen, weil er mit ihm „unter gleichen Sternen geboren" ist. (Vergl. Disposition No. 25.)
2. Er vertraut seinem Todfeinde Buttler, als dieser schon heiße Rachegedanken in seinem Herzen hegt. („Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte! — So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz, — Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.")
3. Dagegen hört er nicht auf die Warnung Senis, als dieser ihm die ungünstige Stellung der Gestirne berichtet, die auf nahes Unheil von falschen Freunden deute.

III. Dadurch, daß ihn der Dichter mit sanfteren Regungen des Herzens ausstattet; denn

1. „Der Fürst trägt Vatersorge für die Truppen" (Vergl. P. II, 7. V. 126 u. ff.);
2. er ist der Freundschaft fähig und imstande, eine so edle Natur wie Max Piccolomini an sich zu fesseln, der bereit ist, für ihn sein Blut zu verspritzen (Vergl. P. I, 4. V. 36 u. 37; V. 41 u. ff; II, 4. V. 29 u. ff; W. T. II, 2; III, 18. V. 100 u. ff.);
3. er erscheint im Kreise seiner Familie liebenswürdig, gesprächig, mitteilsam und zärtlich besorgt für seine Gattin und Tochter. (Vergl. P. II, 2 u. 3; W. T. III, 4. V. 35 u. ff; W. T. IV, 9. V. 56 u. ff; V, 3. V. 11.)

Schluß. So hat es Schiller meisterhaft verstanden, Wallenstein unserem Herzen näher zu bringen, sodaß wir ihm seinen Verrat verzeihen und Mitleid mit dem wehrlos Hingemordeten empfinden.

35.

Die beiden Piccolomini.

Ein Vergleich.

Einleitung. Die beiden Piccolomini fesseln uns in Schillers „Wallenstein" nach dem Helden des Dramas am meisten; sie sind als

Vater und Sohn durch die nächsten Bande des Blutes mit einander verbunden und fordern uns daher unwillkürlich zu einem Vergleiche auf.

Ausführung. Inwiefern gleichen sie sich und inwiefern sind sie von einander verschieden?

I. Sie gleichen sich insofern, als sie

1. beide tüchtige Soldaten sind;

a) „Sechzehnmal — Bin ich zu Felde gezogen mit dem Alten," sagt Wallenstein von Oktavio;

b) von Max erzählt Isolani: „Ich seh' ihn noch — Es sind jetzt zehen Jahr — Als wir bei Dessau mit dem Mansfeld schlugen, — Den Rappen sprengen von der Brück' herab — Und zu dem Vater, der in Nöten war, — Sich durch der Elbe reißend Wasser schlagen. — Da sproßt' ihm kaum der erste Flaum ums Kinn, — Jetzt, hör' ich, soll der Kriegsheld fertig sein. (Vergl. L. 11, V. 14—17);

2. beide in den engsten Beziehungen zu Wallenstein stehen;

a) Oktavio steht ihm im Range am nächsten und genießt sein volles Vertrauen; (vergl. P. I, 3. V. 87 u. ff. W. T I, 7. V. 215. II, 1 und II, 3. V. 54—104.) („Versiegelt hab' ich's und verbrieft, daß er — Mein guter Engel ist.")

b) Max ist ihm als sein Zögling im Kriegshandwerk teuer wie ein Kind seines Hauses; („Ich habe viele Tausend reich gemacht, — Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt — Mit Ehrenstellen. — Dich hab' ich geliebt, — Mein Herz, mich selber hab' ich dir gegeben. — Sie alle waren Fremdlinge, du warst — Das Kind des Hauses.") (Vergl. W. T. III, 18, V. 100—112. P. II, 4. V. 30—36.);

3. beide dennoch treu zu dem Kaiser halten. („Oktavio — Max Piccolomini! — Heilbringend vorbedeutungsvolle Namen! — Nie wird das Glück von Österreich sich wenden, — So lang zwei solche Sterne, segenreich — Und schützend, leuchten über seinen Heeren.") (Vergl. W. T. III, 21, V. 31 u. ff.)

II. Dennoch sind sie insofern von einander verschieden,

1. als Oktavio

a) falsch und hinterlistig gegen Wallenstein ist; denn, um dem Kaiser zu dienen, mißbraucht er das Vertrauen Wallen-

steins und hintergeht den Freund. „Sie wissen, daß ich ihn — Mit meinen Horchern rings umgeben habe; — Vom kleinsten Schritt erhalt' ich Wissenschaft — Sogleich — ja, mir entdeckt's sein eig'ner Mund," sagt er zu Questenberg. Terzky nennt ihn einen „Fuchs", Illo eine „falsche Katze";

b) spitzfindig, indem er sich selbst einzureden sucht, er habe sich nicht „durch Lügenkünste und gleisnerische Gefälligkeit" in Wallensteins Vertrauen gestohlen, sondern dieser habe es ihm aufgedrungen; deshalb begehe er kein Unrecht gegen ihn, sondern sei es dem Kaiser und dem Reich schuldig, ihn zu hintergehen (Vergl. P. V, 1. V. 173—181.);

c) unwahr, kaltüberlegend und diplomatisch gewandt, indem er die Eidesformel unterzeichnet, durch die er sich zu unbedingter Treue gegen Wallenstein verpflichtet, ohne die Absicht zu haben, seinen Eid zu halten; er versteht es ebenso, nicht nur den Herzog trotz aller Warnungen Illos und Terzkys in seiner Verblendung zu erhalten, sondern weiß auch Gelegenheit und Umstände schlau zu benutzen, um die Anhänger Wallensteins mit kalter Berechnung und diplomatischer Schlauheit zum Abfall von dem Herzoge zu bestimmen (Isolani und Buttler); Terzky nennt ihn deshalb einen „Schleicher", Wallenstein selbst schließlich einen „heimtückischen Verräter";

d) mißtrauisch selbst gegen Max; „Sie ziehen Ihren Sohn doch ins Geheimnis?" fragt ihn Questenberg, und als Oktavio dies verneint, fährt jener fort: „Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht, — In welcher schlimmen Hand er sich befinde?" Darauf antwortet Oktavio: „Unwissenheit allein kann ihm die Geistesfreiheit bewahren, die den Herzog sicher macht";

2. als Max, der für alles Gute, Schöne und Große begeisterte Jüngling, offen, wahr, arglos und unwandelbar treu und aufopferungsfähig ist.

a) Dies offenbart sich in seinem Verhalten gegenüber Wallenstein,

α) dessen Größe er vor dem Vater und vor Questenberg preist (P. I, 4. V. 41—79.), in deren Gegenwart er

ihm unbedingte Treue gelobt („Und hier gelob ich's an, verspritzen will ich — Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut, — Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß — Ihr über seinen Fall frohlocken sollt!");

β) an dessen Unschuld er glaubt trotz der Beweise, die ihm sein Vater von seiner Schuld giebt („Glaub' mir, man thut ihm unrecht. Alles wird — Sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen — Aus diesem Argwohn treten sehn."), über die er sich beim Fürsten selbst Licht verschaffen will;

γ) an dessen Rettung er nicht verzweifelt, sogar als dieser selbst ihm seine verräterischen Pläne offenbart, indem er ihn beschwört, von der unglückseligen That abzulassen, und ihm verspricht, selbst in seiner offenen Empörung gegen den Kaiser ihn nicht zu verlassen, wenn er nur nicht zum Verräter werde (W. T. II, 2.);

b) in seinem Verhalten gegen seinen Vater, dessen Hinterlist er nicht begreifen kann, dessen Doppelspiel er hart verurteilt („Ich soll dich heut' nicht fassen, nicht versteh'n. — Der Fürst, sagst du, entdeckte redlich dir sein Herz — Zu einem bösen Zweck, und du willst ihn — Zu einem guten Zweck betrogen haben! — Hör' auf! ich bitte dich — Du raubst den Freund — mir nicht — Laß' mich den Vater nicht verlieren.");

c) in seinem Verhalten gegen Thekla,

α) indem er unwillkürlich seinem Vater das Geheimnis seines Herzens verrät („Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden — Für's erste Veilchen, das der März uns bringt.") (Vergl. P. I, 4. V. 126 u. ff. und I, 5);

β) indem er vertrauensvoll die Entscheidung über sein Liebesglück in Wallensteins Hand legen will (P. III, 5. V. 15 ff.);

γ) indem er nach schwerem Seelenkampfe („— es erheben Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust. — In mir ist Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen")

schließlich unter Hinweis auf alles, was dafür und dawider spricht, der Geliebten vertrauensvoll die Frage vorlegt: „Kannst du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe? — Erkläre, daß du's kannst und ich bin euer", und als sie ihm antwortet: „Geh' und erfülle deine Pflicht", ihrer Mahnung ohne Zögerung Folge leistet und treu sich selbst in einem ehrenvollen Soldatentode den Weg zur Lösung des Widerstreits der Pflichten findet, der ihm das Leben verleidet hat.

Schluß. So erregt Max unser volles Mitgefühl, und selbst Oktavio tritt unserem Herzen durch seine Liebe zu seinem selbstlosen Sohne näher, dessen Reinheit und kindliche Unschuld er achtet und zu erhalten sucht, indem er zu ihm nach dem Bankette sagt: „Folg ihm (dem eignen Lichte) ferner auch, — Mein bester Sohn! Es hat dich treuer jetzt — Geleitet als das Beispiel deines Vaters."

36.

Max Piccolomini, das Vorbild eines deutschen Jünglings.

Einleitung. Wie Elisabeth neben Maria Stuart, der Marquis Posa neben Don Carlos, Don Manuel neben Don Cäsar, so ist Max Piccolomini neben Wallenstein gewissermaßen der zweite Held in Schillers dramatischer Dichtung, der namentlich auf die Jugend eine große Anziehungskraft ausübt, und mit Recht; denn

Ausführung. Max Piccolomini ist das Vorbild eines deutschen Jünglings.

I. Durch seine dienstliche Laufbahn, und zwar
   1. in seinem Verhältnis zu seinen Untergebenen, die ihn lieben;
      a) sie haben ihn „zum Oberst gesetzt in der Lützner Schlacht, — Als der Pappenheim umgekommen;"
      b) sie beschließen, ihn mit der Überreichung ihrer Dankschrift an Wallenstein zu beauftragen („Piccolomini soll unser Sprecher sein");
      c) sie sind entschlossen, in Pilsen ihren Obersten mit Gewalt aus Wallensteins Händen zu befreien. (Vergl. W. T. III, 19. V. 2—5);

2. in seinem Verhältnis zu seinen Kameraden, den anderen Führern;
   a) sie achten ihn; Isolani sagt von ihm: „Ich seh' ihn noch — es sind jetzt zehen Jahr — Als wir bei Dessau mit dem Mansfeld schlugen, — Den Rappen sprengen von der Brück' herab — Und zu dem Vater, der in Nöten war, — Sich durch der Elbe reißend Wasser schlagen. — Da sproßt' ihm kaum der erste Flaum ums Kinn, — Jetzt, hör' ich, soll der Kriegsheld fertig sein;"
   b) doch ist er kein Freund der wilden Gelage, die sie zu feiern lieben („Gebt acht! Es fehlt an diesem steinernen Gast, — Der uns den ganzen Abend (während des Banketts) nichts getaugt.");
3. in seinem Verhältnis zu seinen Vorgesetzten,
   a) zu Wallenstein, der ihm seit dem Pragschen Winterlager (i. J. 1620) seine besondere Gunst angedeihen ließ, und
      α) den er preist als den großen Feldherrn, „eine feste Säule, an die man sich — Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht;" (vergl. P. I, 4 V. 41 u. ff, 55 u. ff., 61 u. ff);
      β) von dessen Verrat er nichts wissen will, dem er nur die besten Absichten zutraut, indem er zu seinem Vater spricht: „Glaub' mir, man thut ihm unrecht; alles wird — Sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen — Aus diesem schwarzen Argwohn treten sehen;"
   b) zu dem Kaiser, indem er selbst seinem Oberfeldherrn erklärt: „Die Regimenter, die mir anvertraut sind, — Dem Kaiser treu hinwegzuführen, hab' ich — Gelobt; dies will ich halten oder sterben. (Vergl. W. T III, 23. V. 45 u. ff.)

II. Durch seine menschlichen Eigenschaften; denn er ist ein reiner, für alles Hohe und Edle begeisterter Jüngling.
1. Er ist wahr und offen,
   a) indem er seinem Vater gegenüber (P. I, 4 u. V, 1.) für Wallenstein eintritt und die Handlungsweise Oktavios mißbilligt („Dein Weg ist krumm, er ist der meine nicht. — O, wärst du wahr gewesen und gerade, — Nie kam es dahin, alles stünde anders!") (vergl. P. I, 4. V. 196 u. ff);

b) indem er ebenso, als der Herzog ihm seine Pläne offenbart, dessen Verrat verurteilt. („Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser — Bereitest mit des Kaisers eignem Heer?")

2) Er zeigt Aufopferungsfähigkeit und Selbstverleugnung, indem er, um den Freund vor dem äußersten Schritte zu bewahren, bereit ist, ihm seine Soldatenehre zu opfern und der Genosse seiner offenen Empörung gegen den Kaiser zu werden, die er nicht loben, doch verzeihen kann. (Vergl. W. T. II, 2. V. 84 u. ff.)

3. Er ist streng ehrenhaft und pflichttreu.

a) Er verzichtet um der Ehre willen auf seine Liebe, anstatt die Bedrängnis Wallensteins auszunutzen und seine Einwilligung zu dem Liebesbunde mit Thekla zur Bedingung seines Abfalls zu machen. (Vergl. W. T. III, 18—23.)

b) Seine Pflichttreue hat er schon im zarten Alter als Fähnrich bewiesen, als er die Fahne nicht lassen wollte, obgleich ihm die Hand vor Kälte erstarrt war (W T. III, 18. V. 102 u. ff.), und er verspricht dem Vater, seinem Eide treu zu sein. („Verlaß dich drauf, ich lasse fechtend hier — Das Leben oder führe sie aus Pilsen.")

4. Er hält fest an allen, die er einmal in sein Herz geschlossen hat,

a) an Wallenstein, dessen Leben er scheidend der Obhut Buttlers empfiehlt (W. T. III, 23. V. 34 u. 35);

b) an seinem Vater, von dem er sich nach einer langen Umarmung trennt (W. T. II, 7.);

c) an der Herzogin, „der ehrwürdigen Mutter" und namentlich an Thekla,

α) von der er trotz des Vaters Bitte und Gebot noch Abschied nimmt,

β) der er seine treue Liebe dadurch beweist, daß er die Entscheidung über sein Schicksal in ihre Hände legt. (W. T. III, 21.)

Schluß. So kann dem edlen Jünglinge niemand seine Anerkennung versagen; selbst der Feind zollt ihm Bewunderung, wie dies die Schilderung beweist, die der schwedische Hauptmann von seinem Tode giebt.

37.

Wodurch sucht Schiller den Schatten im Charakter Oktavio Piccolominis zu mildern?

Einleitung. Oktavio Piccolomini macht sich jedenfalls der Falschheit gegen Wallenstein schuldig; er mißbraucht das Vertrauen, das ihm dieser schenkt. („Sie wissen, daß ich ihn — mit meinen Horchern rings umgeben habe; — Vom kleinsten Schritt erhalt' ich Wissenschaft.")

Ausführung. Wie mildert der Dichter den sittlichen Makel, der somit an Oktavio haftet?

I. Durch die Art und Weise, wie Oktavio sich zu Wallenstein stellt. Die Freundschaft und das Vertrauen Wallensteins sind ein Geschenk, das dieser dem Oktavio ohne dessen Zuthun aus freiem Willen bietet. („Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht — Mich trieb ein böser Traum ihn aufzusuchen, — Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten. — Fern von den Zelten, unter einem Baum, — Fand ich ihn eingeschlafen. Als ich ihn — Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte, — Sah er mich lange staunend an; drauf fiel er — Mir um den Hals und zeigte eine Rührung, — Wie jener kleine Dienst sie gar nicht wert war. — Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen — In gleichem Maß, als ihn das meine flieht.") (Vergl. P. V, 1 V. 155 u. ff.)

1. Oktavio hat sich somit seine Gunst nicht erschlichen. („Denken Sie nicht etwa, — Daß ich durch Lügenkünste, gleisnerische — Gefälligkeit in seine Gunst mich stahl, — Durch Heuchelworte sein Vertrauen nähre. — Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht, — Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin, — Daß ich mein wahres Herz vor ihm verberge, — Ein falsches hab' ich niemals ihm geheuchelt!") (Vergl. P. V, 1 V. 181.)
2. Er hat ihn sogar gewarnt, als Wallenstein ihm anvertraut, „daß er zum Schweden wolle übergehn." („Wohl hab' ich mein Bedenken ihm geäußert, — Hab' dringend, hab' mit Ernst ihm abgemahnt.")

II. Dadurch daß als vornehmster Beweggrund zu Oktavios Handlungsweise seine Verurteilung von Wallensteins Verrat und sein eigenes Pflichtgefühl hingestellt werden.

1. Sein Pflichtgefühl gegen den Kaiser. („Ich klügle nicht, ich

thue meine Pflicht, — der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor. — Wohl wär' es besser, überall dem Herzen — Zu folgen, doch darüber würde man — Sich manchen guten Zweck versagen müssen. — Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen, — Das Herz mag dazu sprechen, was es will.") (Vergl. P. V, 1 V. 92 u. ff., V. 126 u. 127 und V. 251—259.)

2. Sein Pflichtgefühl gegen das Reich. („Es ist kein Wahn. Der bürgerliche Krieg — Entbrennt, der unnatürlichste von allen, — Wenn wir nicht, schleunig rettend, ihm begegnen.")
3. Sein Abscheu vor Wallensteins Plänen. („Das schwärzeste Komplott entspinnet sich — Vor deinen Augen; eine Macht der Hölle — Umnebelt deiner Sinne hellen Tag —") (Vergl. P. V, 1 V. 52 u. ff.)

III. Der sittliche Makel, der an Oktavios Charakter haftet, erscheint ferner gemildert durch die V a t e r l i e b e, die er für den Sohn hegt. („Wie? Keinen Blick — Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abschied? — Es ist ein blut'ger Krieg, in den wir gehn, — Und ungewiß, verhüllt ist der Erfolg. — So pflegten wir uns vormals nicht zu trennen. — Ist es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?") Sie äußert sich

1. in dem Vertrauen, das er dem Sohne schenkt („Max! — Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte, — Des Vaters Leben dir in deine Hand. — Der Wallenstein ist deinem Herzen teuer, — Ein starkes Band der Liebe, der Verehrung — Knüpft seit der frühen Jugend dich an ihn — Du nährst den Wunsch — O! Laß mich immerhin — Vorgreifen deinem zögernden Vertrauen — Die Hoffnung nährst du, ihm viel näher noch — Anzugehören.") (vergl. P. V, 1 V. 281);
2. in seinen Bemühungen, den Sohn auf dem Wege der Pflicht zu halten. („Wenn du, mein Sohn, mein eignes Blut, — ich darf's — Nicht denken! — Dich dem Schändlichen verkaufst, — Dies Brandmal aufdrückst unsers Hauses Adel, — Dann soll die Welt das Schauderhafte sehn, — Und von des Vaters Blute triefen soll — Des Sohnes Stahl im gräßlichen Gefechte.") (Vergl. W. T. II, 7 V. 33 u. 75. P. V, 3. V. 19—35.)

IV. Oktavios Mäßigung in seinem Vorgehen gegen Wallenstein mildert ebenfalls den Schatten, der auf seinen Charakter fällt.

1. Er zögert mit der Ausführung des kaiserlichen Befehls der Absetzung und Ächtung Wallensteins. („Wie strafbar auch des Fürsten Zwecke waren, — Die Schritte, die er öffentlich gethan, — Verstatteten noch eine milde Deutung. — Nicht eher denk' ich dieses Blatt zu brauchen, — Bis eine That gethan ist, die unwidersprechlich — den Hochverrat bezeugt und ihn verdammt.")
2. Er mißbilligt die blutige That Buttlers. („Ruchloser! — So mußtest du des Herrn Befehl mißbrauchen — und blutig grauenvollen Meuchelmord — Auf deines Kaisers heil'gen Namen wälzen?") (Vergl. W. T. V, 11. V. 15 u. ff.)
3. Er beruhigt die Gräfin über den Zorn des Kaisers. („Nichts von Mißhandlung! Nichts von Rache, Gräfin! — Die schwere Schuld ist schwer gebüßt, der Kaiser — Versöhnt, nichts geht vom Vater auf die Tochter — Hinüber, als sein Ruhm und sein Verdienst. — Die Kaiserin ehrt Ihr Unglück, öffnet Ihnen — Teilnehmend ihre mütterlichen Arme. — Drum keine Furcht mehr! Fassen Sie Vertrauen — Und übergeben Sie sich hoffnungsvoll — Der kaiserlichen Gnade.")

Schluß. So erregt Oktavio, obgleich wir seine Handlungsweise verurteilen, unser Mitgefühl, zumal auch ihn die Strafe ereilt; sein Haus ist verödet, der einzige Sohn hat im Kampfe seinen Tod gesucht. Die Auszeichnung, die ihm vom Kaiser für seine Treue zuteil wird, kann ihn über diesen Verlust nicht trösten.

38.

Charakteristik der Gräfin Terzky.

Einleitung. Nach Schillers Dichtung bildet die Gräfin Terzky einen entschiedenen Gegensatz zu ihrer Schwester, der sanften, echt weiblichen Gattin Wallensteins, vor dessen Willen diese sich in Demut beugt.

Ausführung. Die Gräfin Terzky ist dagegen anders geartet; unter ihren Charaktereigenschaften treten hervor:

I. Ihr Ehrgeiz und Stolz. („Wenn wir — Von Land zu Lande

wie der Pfalzgraf müßten wandern, — Ein schmählich Denkmal der gefallnen Größe — Nein, diesen Tag will ich nicht schaun! und könnt' — Er selbst es auch ertragen, so zu sinken, — Ich trüg's nicht, so gesunken ihn zu sehn.") (Vergl. W. T. I, 7. V. 5; P. II, 4. V. 24 u. 25; W. T. V, 12. V. 43 u. ff.)

II. Ihre Thatkraft, ihr Mut und Eigenwillen; diese Eigenschaften beweist sie dadurch,

1. daß sie ihren Schwager zu einem Entschluß bestimmt; W. T. I, 7; (Vergl. P. III, 8. V. 45 u. ff; W. T. V, 3. V. 48 u. ff. und Disposition No. 24.);
2. daß sie schließlich der Schwester die Wendung in dem Geschicke des Gatten offenbart, was dieser selbst nicht über sich gewann. („Empört hat sich der Herzog, zu dem Feind — Hat er sich schlagen wollen, die Armee — hat ihn verlassen, und es ist mißlungen.") Vergl. W. T. III, 12. V. 9 u. ff; W. T. III, 17.

III. Ihre Neigung zur Intrigue, ihr Spiel mit Max und Thekla. (P. III, 8; W. T. III, 21. V. 16 u. ff.)

IV. Ihre Anhänglichkeit an Wallenstein und das Verständnis seiner Größe. Diese zeigt sich

1. in der Bewunderung, die sie ihm zollt (Vergl. P. III, 8. V. 26—34; 90—91; 108 u. 109.);
2. in der Besorgnis für ihn. („Laß ihn nicht von dir, Schwester! Halt ihn auf — Es ist ein Unglück.") (Vergl. W. T III, 9. V. 1 u. 2; 11. V. 2 u. 3; 20. V. 42 u. 43; IV, 9. V. 77 u. ff; V, 3. V. 82 u. ff; V. 126 u. ff.)

Schluß. Daher kann sie seinen Untergang nicht ertragen und giebt sich selbst den Tod. (W. T. V, 3. V. 130 u. 131; 12. V. 6—10; V. 41—50.)

39.

Charakteristik Theklas.

Einleitung. Thekla hat in Schillers Dichtung den Zweck, uns Wallenstein, den großen Schlachtenlenker, in seiner Eigenschaft als Vater menschlich näher zu führen.

Ausführung. Charakteristik Theklas.

I. Thekla als Tochter.

1. Sie ist jetzt im Februar 1634 siebzehn Jahre alt und hat den Vater vor neun Jahren (i. J. 1625) zum letzten Male gesehen; als er von dem pommerschen Feldzuge (1628) zurückkehrte, war sie schon im Stifte, wo sie bis zur Vollendung ihrer Erziehung geblieben ist.

2. Thekla und ihre Eltern.

a) Sie erkennt den Vater sofort wieder. („Mein Vater hat nicht gealtert — Wie sein Bild in mir gelebt, — So steht er blühend jetzt vor meinen Augen.")

b) Ihre Schönheit und Anmut erregt sein Wohlgefallen. („Ja! Schön ist mir die Hoffnung aufgegangen. — Ich nehme sie zum Pfande größern Glücks.") Vergl. P. II, 3. V. 26 u. ff.

c) Sie besitzt zwar den kühnen Mut des Vaters (W. T. III, 2. V. 10.) und „artet mehr nach seinem Geist, als nach der Mutter ihrem"; dennoch steht sie dieser innerlich näher und liebt sie zärtlich. (Vergl. W. T. III, 2. V. 49 u. ff; III, 3. V. 60 u. ff; III, 4. V. 56; P. III, 5. V. 30 u. ff.

Übergang. Als Wallenstein vom Kaiser abzufallen beabsichtigte, ließ er seine Gattin und Tochter, damit sie nicht als Unterpfand in des Kaisers Hände fielen, durch Max Piccolomini aus Kärnten nach Pilsen geleiten. Auf dieser zwanzigtägigen Reise hatten sich die beiden jungen Leute kennen und lieben gelernt und die Gräfin Terzky zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht. P. III, 3.

II. Thekla als liebendes Weib. Die Größe ihrer Liebe zeigt sich

1. in der Hingebung an den Geliebten, dem sie jede Falte ihres Herzens offenbart und in dem sie ein Idealbild alles Guten und Edlen sieht. P. III, 5;

2. in dem Scharfblick, den sie in der Sorge für ihr Liebesglück sich trotz ihrer geringen Erfahrung angeeignet hat („Trau ihnen nicht; sie meinen's falsch. — Trau niemand hier als mir. — Ich sah es gleich, — Sie haben einen Zweck.");

3. in ihrer Entsagung und dem selbstlosen Rate, den sie dem Geliebten giebt („Geh' und erfülle deine Pflicht! Ich würde — Dich immer lieben. Was du auch erwählt, — Du würdest edel stets und deiner würdig — Gehandelt haben — aber

Reue soll — Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.")
Vergl. W. T. III, 23. V. 84 u. ff;

4. in der Fassung, mit der sie seinen ritterlichen Tod aufnimmt (W. T. IV, 9. V. 63 u. 64; 10. V. 50.) und in dem Entschlusse, sich mit dem Geliebten im Tode zu vereinigen.

Schluß. Thekla scheint somit wesentlich für die sogenannte Liebesepisode in Schillers Dichtung von Bedeutung zu sein; dennoch bleibt sie auch an der Haupthandlung nicht unbeteiligt, indem die Gräfin sie dazu benutzen will, Max an Wallenstein zu fesseln, so wenig ihr auch das Glück der Liebenden am Herzen lag. (P. III, 4. V. 160 u. ff; 8. V. 27 u. ff; 46—51; W. T. III, 2; III, 21. V. 16 u. ff.)

40.

Inwiefern können Beatrice und Thekla mit einander verglichen werden?

Einleitung. Beide sind ideale Gestalten der Dichterphantasie Schillers; denn selbst eine Thekla hat es nicht gegeben. Wallensteins Tochter Maria Elisabeth war bei seinem Tode erst 14 Jahre alt.

Ausführung. Beatrice und Thekla. Sie können insofern mit einander verglichen werden,

I. als sie zwei ganz junge Mädchen (Thekla ist 17 Jahre alt, Beatrice jedenfalls nicht älter) von hoher Geburt sind,

1. ausgezeichnet durch große körperliche Schönheit und Anmut,
   a) Don Cesar nennt Beatrice „eines Engels Lichterscheinung"; vergl. II, 5. V. 549 u. ff.
   b) Wallenstein sagt von Thekla, als die Gräfin ihm diese zuführt: „Indes — Wir hier im Feld gesorgt, sie groß zu machen, — Das höchste Irdische ihr zu erfechten, — Hat Mutter Natur in stillen Klostermauern — Das Ihrige gethan, dem lieben Kind — Aus freier Gunst das Göttliche gegeben — Und führt sie ihrem glänzenden Geschick — Und meiner Hoffnung schön geschmückt entgegen."
2. bestimmt, eine hervorragende Stellung im Leben einzunehmen und zwar
   a) Beatrice als Tochter und Schwester eines regierenden Fürsten,
   b) Thekla als die Erbin des Ruhmes ihres Vaters, der seinen

Eidam auf Europens Thronen suchen will (Vergl. W. T. III, 4. V. 107 u. 108; P. II. 3. V. 36 u. 37.);

II. als sie beide in der Stille erzogen worden sind, Beatrice in dem Kloster der heiligen Cäcilia, Thekla in einem Stift, d. h. auch einem Kloster;

1. daher stammt ihre Frömmigkeit;

a) Beatrice sucht, als sie den Geliebten lange vergebens erwartet hat, Trost im Gebete („Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang — Aus der Seele tiefsten Tiefen, — Als sie zu der Hora riefen, — Hinzuknien an heil'ger Stätte, — Zu der Göttlichen zu fleh'n, — Nimmer konnt' ich widersteh'n.");

b) Thekla betet ebenfalls zu der Heiligen, als sie die Schwierigkeit ahnt, die ihrem Liebesglücke im Wege stehn. („Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer, — Und weiter giebt sie dem Wunsche nichts mehr. — Du Heilige, rufe dein Kind zurück, — Ich habe genossen das irdische Glück, — Ich habe gelebt und geliebet.");

2. deshalb haben sie sich beide die Reinheit ihres Wesens bewahrt;

a) Beatrice empfindet Gewissensbisse über den Ungehorsam gegen den Geliebten (II, 1);

b) Thekla verurteilt die Falschheit ihrer Tante (P. III, 5);

III. als sie beide zu ihren Eltern eine ähnliche Stellung einnehmen,

1. dem Vater gegenüber;

a) Beatrice hat ihren Vater gar nicht gekannt;

b) Thekla steht dem ihrigen fremd gegenüber (P. II, 3.), da sie ihn seit ihrem achten Jahre nicht gesehen hat;

2. der Mutter gegenüber, die sie beide lieben;

a) Beatrice erinnert sich der Mutter, die sie nur einmal gesehen hat (II, 1. V. 46.), liebevoll und hat ihr Bild in ihrem Herzen bewahrt (III, 3. V. 138—147);

b) Thekla liebt ihre Mutter zärtlich (W. T. III, 2. V. 49 u. 50 und V. 62; III, 4. V. 56.);

IV. als ihr Liebesverhältnis einen ähnlichen Verlauf nimmt.

1. Beide ergreift die Liebe, ohne daß ihnen Zeit zur Überlegung gegeben wird,

a) Beatrice bei ihrer Begegnung mit Don Manuel im Klostergarten;
b) Thekla zwar nicht so plötzlich, aber doch auch schnell auf der zwanzigtägigen Reise von Kärnten nach Pilsen.

2. Beider Liebe ist heimlich, indem
a) Beatrice gar keine Mitwisser,
b) Thekla nur die Tante zur Vertrauten hat.

3. Beide stoßen mit ihrer Herzensneigung auf unüberwindliche Schwierigkeiten.
a) Die Erfüllung von Beatricens Wünschen muß daran scheitern, daß sie die Schwester des Geliebten ist und daß dieser in ihrer beider Bruder einen eifersüchtigen Nebenbuhler gefunden hat.
b) Thekla findet ein Hindernis für ihre Liebe in den ehrgeizigen Plänen des Vaters und der Falschheit ihrer Tante.

4. Beiden ist so nur ein kurzes Liebesglück vergönnt; aber beide gehen auf in ihrer Liebe. (Br. v. M. II, V. 69—71; P. III, 7.)
a) Beatrice kann es trotz des Flehens des überlebenden Bruders nicht vergessen, was ihr der Verstorbene gewesen wäre, wenn sie mit ihm nicht durch des Blutes Bande verknüpft gewesen wäre. (IV, 6 u. 10.)
b) Thekla erträgt es nicht, ohne den Geliebten zu leben. (W. T. IV, 11. V. 5 u. 6.)

Schluß. Ihr tragisches Schicksal sichert beiden unsere Teilnahme wie die Unsterblichkeit in des Dichters Liede.

41.

Welche Widersprüche weist der Charakter Buttlers auf?

Einleitung. Buttler verwandelt sich in Schillers Drama aus einem unbedingten Anhänger Wallensteins in seinen erbittertsten Feind, der die Ursache seines Todes wird.

Ausführung. Welche Widersprüche finden sich in der Entwicklung seines Charakters?

I. Buttler als Anhänger Wallensteins. Er ist es geworden, weil er in ihm einen Mann sieht, der gleich ihm selbst durch eigne

Kraft sich emporgearbeitet hat. („Auch Wallenstein ist der Fortuna Kind — Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.“)

1. Er hält fest zu ihm;
   a) denn er achtet ihn hoch und ist überzeugt, „daß der Respekt, die Neigung, das Vertrauen nicht auf den ersten besten sich verpflanzt,“ den der Hof aus Wien herübersendet;
   b) er ist ihm dankbar für seine Ernennung zum Generalmajor, die der Kaiser allerdings noch nicht bestätigt hat;
   c) er fühlt sich ihm deshalb zu unwandelbarer Treue verpflichtet. („Der Fürst kann meine Treu' — auf jede Probe setzen, sagt ihm das. — Ich bin des Kaisers Offizier, so lang' ihm — Beliebt, des Kaisers General zu bleiben, — Und bin des Friedlands Knecht, sobald es ihm — Gefallen wird, sein eigner Herr zu sein.“)
2. Er ist ein musterhafter Soldat („Wem ist es nicht bekannt, daß Oberst Buttler — dem ganzen Heer voran als Muster leuchtet.“) und ein Offizier von glühendem Ehrgeiz, der nichts auf seinen fleckenlosen Ruf kommen läßt. Dem Oktavio, der ihn an seine Bewerbung um den Grafentitel erinnert, ruft er zu: „Nicht ungestraft sollt Ihr mich höhnen. Zieht!“ und fährt dann, als dieser ihn beruhigt hat, fort: „Ja, Generalleutnant, ich besitze Ehrgeiz, — Verachtung hab' ich nie ertragen können.“ Vergl. P. IV, 4. V. 71 u. 72.
3. So erscheint er zwar heftig, aber stets gerade, offen und wahr. Er ruft den beiden im geheimen für Wallenstein thätigen Generalen Illo und Terzky zu: „Was mich betrifft, — So könnt Ihr auf mich rechnen — — Mit oder ohne Klausel gilt mir gleich! — — Und werdet, hoff' ich, selber nicht erwarten, daß Euer Spiel mein grades Urteil krümmt.“

Übergang. Dem Oktavio Piccolomini gelingt es dennoch, Buttler durch ein Schreiben Wallensteins, in dem dieser dem Minister die Verweigerung des Grafentitels an den Obersten rät, von der Falschheit des Herzogs zu überzeugen und ihn zum Abfall von dem Oberfeldherrn zu bewegen. Buttler beschließt, für den Schimpf, der ihm angethan ist, tödliche Rache an Wallenstein zu nehmen. („O, er soll nicht leben.“)

II. Buttler als Feind Wallensteins offenbart verschiedene Züge, die mit seinem Charakter, wie er vorher zu Tage getreten ist, in Widerspruch stehen:

1. Seine Verstellungsgabe; er läßt sich die Herzlichkeit Wallensteins (W. T. III, 10. V. 2—4.) gefallen und sucht ihn, als er sich über Oktavios Verrat beklagt, zu besänftigen. („Vergeßt den Falschen!")
2. Seine Arglist, mit der er durch seine Meldung den Erfolg von Wallensteins Verhandlungen mit den Pappenheimern verhindert. (W. T. III, 16.)
3. Die Mäßigung, die er Gordon gegenüber heuchelt: denn nachdem er diesem eben zugerufen hat: „Er darf nicht leben. Er sah den letzten Morgen." stellt er sich, als ob er Mitleid mit Wallenstein fühle und sagt: „Wär' die Armee des Kaisers nicht geschlagen, — Möcht' ich lebendig ihn erhalten haben; — — Denn stürzen, nicht vernichten will ich ihn."
4. Die Verheimlichung des eigentlichen Beweggrundes seines Gesinnungswechsels. („Nicht meines Hasses Trieb — Ich liebe — Den Herzog nicht und hab' dazu nicht Ursach' — Doch nicht mein Haß macht mich zum Mörder, — Sein böses Schicksal ist's. — Gern überließ ich ihn des Kaisers Gnade, Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben. — Doch meines Wortes Ehre muß ich lösen.") Vergl. W. T. IV, 1. V. 6—15. und V, 11. V. 14 u. 25—27.
5. Die sophistische Schlauheit, mit der er die Mörder, die vor der Ermordung des eignen Feldherrn zurückschaudern (W. T. V, 2. V. 55 u. ff.), zu der grausen That zu drängen versteht. („Ich bin dein Papst und absolviere dich." — — — „Nun denn, so geht — und — schickt mir Pestalutzen!") und die kühle Berechnung, mit der er die Ausführung der Mordthat vorher überlegt hat. (W. T. V. 2. V. 135 u. ff.)

Schluß. Es scheint, daß Schiller diese widerspruchsvolle Umwandlung als eine Wirkung der empfindlichen Beschimpfung und Täuschung hat darstellen wollen, die Buttler von Wallenstein erlitten hat. Selbst nach der That sagt er:

„Ich wußte immer, was ich that, und so
Erschreckt und überrascht mich kein Erfolg.

Habt ihr sonst einen Auftrag mir zu geben?
Denn stehnden Fußes reis' ich ab nach Wien,
Mein blutend Schwert vor meines Kaisers Thron
Zu legen und den Beifall mir zu holen,
Den der geschwinde pünktliche Gehorsam
Von dem gerechten Richter fordern darf."

42.

„Wallensteins Lager", ein anschauliches Bild des Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege.

43.

Die Zustände Deutschlands im dreißigjährigen Kriege nach „Wallensteins Lager".

44.

Nährstand und Wehrstand in „Wallensteins Lager".

45.

Was erfahren wir aus „Wallensteins Lager" über Wallenstein, seine Anhänger und seine Gegner?

46.

Zu welchen Vorgängen giebt uns „Wallensteins Lager" bereits die Anfangspunkte der Handlung der ganzen Trilogie?

47.

Charakteristik des ersten Kürassiers.

48.

Worin stimmen der Wachtmeister, der erste Jäger und der erste Kürassier mit einander überein und worin nicht?

49.

Charakteristik Wallensteins im „Lager“.

50.

Kann man „Die Piccolomini“ als eine selbständige Tragödie betrachten?

51.

Wie weit ist bis zum Schluß der „Piccolomini“ Wallensteins Sturz vorbereitet?

52.

Welche Bestrebungen für und gegen Wallenstein treten uns in den „Piccolomini“ entgegen?

53.

Inwiefern wird die Treue in Schillers „Wallenstein“ verherrlicht?

54.

Wallenstein, des Lagers Abgott und der Länder Geißel.

55.

Mit welchem Rechte nennt Schiller Wallenstein „des Glückes abenteuerlichen Sohn“?

56.

Inwieweit erweist sich Schillers Ausspruch im Prolog: „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen“ als zutreffend?

57.

Warum mußte Max Piccolomini seinen Vater und seinen Feldherrn verlassen?

58.

Charakteristik Wallensteins nach seinem Verhalten zu den Feinden, die er bekämpft, zu den Soldaten, mit denen er kämpft, und zu dem Kaiser, in dessen Auftrage er kämpft.

59.

Der Wallenstein der Geschichte und der Wallenstein der Dichtung. Nach Schillers „dreißigjährigem Kriege“ und der Trilogie.

60.

Inwiefern hat Wallenstein selbst schuld an seinem Untergange?

61.

Das Walten des Schicksals in Schillers „Wallenstein“.

62.

Wallenstein und die Abgeordneten der Pappenheimer.

63.

Wie zeigt sich in dem Geschicke Wallensteins die Bestätigung der Worte Oktavio Piccolominis (P. V, 1.):

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären".

64.

Welchen Anteil hat Max Piccolomini an der Handlung in Schillers „Wallenstein"?

65.

Welche Beweggründe bestimmen in Schillers „Wallenstein" Max Piccolomini, den Tod zu suchen?

66.

Charakteristik Buttlers.

67.

Charakteristik Illos und Terzkys.

68.

Die Herzogin von Friedland und die Gräfin Terzky, zwei ungleiche Schwestern.

69.

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.

(Prolog. IV. 59 ff.)

70.

Im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg. (P. I, 4.)

71.

Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er ist kein Umweg. (P. I, 4.)

72.

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. (P. II, 6.)

73.

Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum;
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht. (W. T. II, 7.)

74.

Und wenn es glückt, so ist es auch verzieh'n,
Wenn aller Ausgang ist ein Gottesurteil. (W. T. I, 7.)

75.

Sei im Besitze, und du wohnst im Recht. (W. T. I, 4.)

76.

Wo große Höh', ist große Tiefe. (W. T. IV, 7.)

77.

Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben. (W. T. V, 4.)

78.

Des Menschen Engel ist die Zeit. (W. T. V, 11.)

79.

Die historische Grundlage in Schillers „Jungfrau von Orleans."

Einleitung. Der Anlaß zu den französisch-englischen Streitigkeiten. Den ersten Grund dazu legte die Eroberung Englands durch den Herzog Wilhelm von der Normandie im Jahre 1066. Dadurch wurden die Könige von England Lehensträger der französischen Krone für ihr Stammland, das ihnen verblieb und das sie in der Folge noch vergrößerten.

I. Die Kriege zwischen England und Frankreich bis zum Auftreten Johannas.

1. Der Krieg Eduards III. von England, der, nachdem die männliche Nachkommenschaft Philipps des Schönen mit dem Tode Karls IV. erloschen war, als Sohn einer Tochter Philipps Ansprüche auf den französischen Thron machte und sich den Titel „König von Frankreich" beilegte, während in Frankreich Philipp von Valois, der Neffe Philipps des Schönen, nach dem salischen Gesetze den Thron bestieg.

a) Eduard besiegte aber Philipp VI. in der Schlacht bei Crecy im Jahre 1346.

b) Der Prinz von Wales, Eduards Sohn, der schwarze Prinz genannt, besiegte in der Schlacht bei Poitiers (1356) Philipps Nachfolger, Johann den Guten, und nahm ihn gefangen.

c) Unter Karl V., der auf Johann folgte, entriß Bertrand de Guesclin innerhalb dreier Jahre den Engländern alle Besitzungen bis auf Calais und einen Teil von Guienne. Eduard starb 1377, Karl 1388.

2. Die Kriege während und infolge der Geisteskrankheit Karls VI. von Frankreich.

a) Heinrich V. von England machte infolge der Streitigkeiten der Häuser Orleans und Burgund um die Regentschaft während der Minderjährigkeit Karls VII. von neuem Anspruch auf die französische Krone. Er landete rasch an den Küsten der Normandie, errang den glänzenden Sieg bei Azincourt (1415), kehrte aber nach England zurück, da er nicht stark genug war, den Sieg zu verfolgen.

b) Die bürgerlichen Streitigkeiten in Frankreich bewogen ihn jedoch, den Krieg wieder aufzunehmen. In Frankreich bestanden während der Geisteskrankheit Karls VI. zwei Parteien; an der Spitze der einen stand der Connetable Graf von Armagnac, auf dessen Seite sich der Dauphin, der nachmalige Karl VII., geschlagen hatte; an der Spitze der andern der Herzog Johann von Burgund und die Gemahlin Karls VI., die Königin Isabeau. Die Burgunder besetzten Paris, Armagnac fiel unter ihren Streichen, während der Dauphin sich nach Poitiers rettete, wo er sich zum Regenten erklärte.

Die Fortschritte der Engländer nötigten ihn aber, eine Verständigung mit Johann zu suchen; bei der Zusammenkunft beider auf der Yonnebrücke bei Montereau (1419) wurde aber der Herzog von Burgund von einem Begleiter Karls (du Chatel?) zu Boden gestreckt. Der Sohn des Ermordeten, Philipp der Gute, schloß sich deshalb den Engländern an.

c) Der Vertrag von Troyes und die darauf folgenden Ereignisse. Heinrich V. und Isabeau im Namen ihres geisteskranken Gemahls schlossen im Jahre 1420 den Vertrag von Troyes, nach welchem Heinrich Katharina, die Tochter Karls VI., heiraten und diesem in der Regierung folgen sollte; auch die Stände schlossen den Dauphin vom Throne aus und erkannten Heinrich als König an; aber dieser wie auch Karl VI. starben nacheinander schon im Jahre 1422, und Heinrichs neun Monate alter Sohn, Heinrich VI., wurde nun auch zum Könige von Frankreich ausgerufen. Sein Oheim, der Herzog von Bedford, führte für ihn die Regierung.

d) Die Eroberung aller Länder nördlich der Loire durch die vereinigten Engländer und Burgunder. Die Belagerung von Orleans durch Salisbury seit dem 12. Oktober 1428, das von dem Grafen Dunois tapfer verteidigt wurde, während Karl VII. nach der Dauphinée, ja sogar ins Ausland zu gehen gedachte, woran ihn nicht seine Geliebte, Agnes Sorel, sondern seine kluge Gemahlin, Maria von Anjou, verhinderte.

Da machte seiner Bedrängnis das Auftreten Johannas ein Ende.

II. Johannas persönliche Verhältnisse und Thaten.

1. Ihre Jugend. Johanna d'Arc wurde 1412 zu Dom Remy, einem Dorfe bei Vaucouleurs im Bistum Toul, geboren. Nach der Geschichte lebte ihr Vater in dürftigen Verhältnissen; er besaß etwas Ackerland und trieb dabei Viehzucht. Sie hatte nur eine Schwester und drei Brüder. Auch blieb ihr Geburtsort nicht, wie Schiller angiebt, von den Schrecken des Krieges verschont, sondern wurde wiederholt von plündernden englisch-burgundischen Heereshaufen überfallen. Deshalb betete sie für Frankreich und seinen rechtmäßigen König. Als sie dreizehn Jahre alt geworden war, behauptete sie, daß die Jungfrau Maria ihr erschienen sei und sie zur Ausdauer im Gebete für Frankreich aufgefordert habe. Später soll ihr denn auch der Erzengel Michael erschienen sein und sie ermahnt haben, dem Dauphin zu helfen, Orleans zu entsetzen und den König zur Krönung nach Reims zu führen.

Sie hatte jedoch nicht den Mut, sich ihren Eltern zu entdecken, sondern wandte sich an ihren Oheim Durand Lascard und teilte ihm ihren Wunsch mit, zum Könige geführt zu werden. Dieser brachte sie zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der sie unter zuverlässigem Geleite zum Könige sandte.

2. Johanna am Hofe des Königs. Am 6. März 1429 traf sie in Chinon ein.

a) Hier soll sie den König aus einem großen Gefolge mit Sicherheit herauserkannt, ihm ihren göttlichen Auftrag auseinandergesetzt und ihn um Leute gebeten haben, um die Belagerung von Orleans aufzuheben.

b) In einem geheimen Gespräche soll sie ihm dann zu seinem Erstaunen Dinge gesagt haben, um die niemand als Gott und er wissen konnte.

c) Nachdem sie von einem Gerichte der Universität und des Parlaments von Poitiers unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Reims für eine rechtgläubige Christin erklärt worden

war, die mit bösen Geistern keine Gemeinschaft habe, legte sie männliche Kleidung und kriegerische Waffen an und verlangte ein Schwert, das in der Kirche zu Fierbois aufbewahrt würde, und eine weiße Fahne, besät mit goldenen Lilien und mit dem Bilde des Erlösers, der die Erdkugel in seinen Händen hält.

3. Johanna entsetzt Orleans.

a) Der Aufbruch. Johanna brach nun mit einer ritterlichen Begleitung nach Orleans auf; von Blois aus entsandte sie einen Herold mit einem von ihr diktierten Briefe — sie selbst konnte weder lesen noch schreiben — an die englischen Feldherren, und bot ihnen in derselben stolzen Sprache wie bei Schiller (I, 11. V. 40 ff.) Frieden an unter der Bedingung, Frankreichs Boden zu verlassen, dessen Thron nach dem Willen des Himmels allein dem Dauphin Karl gebühre.

b) Die Ankunft in Orleans. Am 29. Oktober gelangte sie durch die englischen Wachtposten hindurch auf der Loire vermittelst Böte in die Stadt, wo sie unter dem Jubel der Bevölkerung zu Pferde und in voller Rüstung ihren Einzug hielt.

c) Der Abzug der Engländer. In den nächsten Tagen nahm sie an den Ausfällen der Franzosen teil; sie verbreitete Schrecken unter den Feinden und belebte den Mut der Ihrigen, über die nun ein neuer Geist kam. „Ehe die Jungfrau kam", soll Dunois ausgesagt haben, „jagten 200 Engländer 800—1000 Franzosen, und seit ihrer Ankunft kämpften 400 – 500 Franzosen gegen die gesamte Macht der Engländer und zwangen sie, sich in ihre Befestigungen zurückzuziehen." So gaben denn auch die Engländer nach der Eroberung des befestigten Augustinerklosters und der gefürchteten Tournelles am 8. Mai die Belagerung auf.

4. Die Krönung Karls in Reims.

a) Johanna in Tours. Nach der Entsetzung von Orleans begab sich Johanna nach Tours an das Hoflager des Königs, wo sie mit glänzenden Ehrenbezeugungen empfangen wurde.

Sie forderte den König auf, sofort nach Reims zu ziehen, um die heilige Salbung zu empfangen. Ein neugebildetes französisches Heer setzte sich deshalb im Juni in Bewegung, um die Ufer der Loire vom Feinde zu reinigen.

b) Johanna in der Feldschlacht. Nach der Eroberung mehrerer wichtiger Punkte, namentlich der Städte Chalons und Troyes wurden die Engländer bei Patay aufs Haupt geschlagen und Talbot gefangen genommen. Der Weg nach Reims war nun offen. Die englische Besatzung dieser Stadt zog beim Anrücken der Franzosen ab, ohne Widerstand zu leisten.

c) Die Krönung. Am 16. Juli hielt der König mit Johanna seinen Einzug in die Stadt. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurde Karl im Dome nach alter Sitte durch den Erzbischof mit dem heiligen Salböl geweiht und gekrönt. Während der Handlung stand Johanna, die siegreiche Fahne in der Rechten, neben dem Könige. Nach der Krönung warf sie sich vor ihm nieder und sagte: „Mein König und Herr, jetzt ist der Wille Gottes erfüllt! Ihr seid zu Reims gesalbet und gekrönt, und habt gezeigt, daß Ihr der rechte König seid, und derselbe, dem das Reich zugehöret!“ Von Reims aus richtete Johanna auch ein Schreiben an den Herzog von Burgund, worin sie ihn aufforderte, mit dem Könige von Frankreich Frieden zu machen. Man sieht, daß Johannas Friedensvermittlung bei Schiller nicht ganz unbegründet, obgleich immerhin ein Anachronismus ist, da die Fürsten sich erst 1435 durch den Frieden zu Arras mit einander versöhnten.

Schluß. Johannas Tod. In den beiden letzten Akten seines Dramas hat Schiller ganz den geschichtlichen Boden verlassen. Trotz der Erfolge Johannas hatte sie in der Umgebung des Königs Widersacher, die ihren Plänen entgegen wirkten. Dadurch wurden ihre Unternehmungen gelähmt, wenn auch mehrere Heerführer, namentlich Dunois und La Hire, treu zu ihr hielten. Dazu kam, daß die Franzosen trotz des Heldenmuts, den Johanna bewies, bei dem Angriffe auf Paris (17. Septbr. 1429) zurückgeschlagen wurden. Johanna war darüber betrübt und niedergeschlagen und verlangte wiederholt, in die Heimat

zurückzukehren. Um sie wieder aufzurichten und zu belohnen, erhob der König sie, ihre Eltern und Brüder, sowie deren Nachkommen (Dezember 1429) in den erblichen Adelstand; allein ihr Selbstvertrauen, ihre frühere Freudigkeit war vernichtet. Dennoch ließ sie sich überreden und warf sich in die Stadt Compiègne, die von den Burgundern belagert wurde. Bei einem Ausfall wurde sie von ihren Freunden im Stich gelassen. So umringten sie die Burgunder und nahmen sie endlich nach der tapfersten Gegenwehr gefangen. Von diesen kaufte sie der Herzog von Bedford und ließ sie in Rouen gefangen setzen. Karl that nichts, um seine Retterin zu befreien. Johanna wurde von den Engländern vor ein geistliches Gericht unter dem Vorsitze des Bischofs von Beauvais gestellt, in dessen Sprengel sie gefangen war. Dieses verurteilte sie, nachdem sie während ihrer Gefangenschaft die Verfolgungen und Demütigungen ihrer Feinde mit Ergebung ertragen hatte, zum Feuertode. Am 30. Mai 1431 wurde sie zu Rouen als Ketzerin verbrannt.

80.

Mit welchem Rechte nennt Schiller seine „Jungfrau von Orleans" eine „romantische Tragödie"?

Einleitung. Die Bedeutung von „romantisch" hat sich allmählich so weit von ihrem Ursprunge entfernt, daß wir heute von romantischen Gefühlen, romantischen Gegenden und Aussichten reden. „Romantisch" ist gleichbedeutend mit „romanisch" oder „welsch" und bezeichnet die Sprache der europäischen Mischvölker, die sich aus der lateinischen Volkssprache in dem ersten Jahrhundert des Mittelalters gebildet hat. Einen Romant nannten die Franzosen der älteren Zeit deshalb ein Gedicht in der romanischen Volkssprache gegenüber den Gedichten in lateinischer Sprache. Im 16. Jahrhundert wurde nun der abenteuerliche, phantastische Roman Amadis nach Deutschland verpflanzt und war lange Zeit das Lieblingsbuch der deutschen Lesewelt. Seitdem bezeichnete man das Abenteuerliche und Phantastische der französischen Ritterwelt des Mittelalters, bald auch das Abenteuerliche und Phantastische überhaupt mit dem Ausdruck romantisch, Prosaerzählungen voll wunderbarer Begebenheiten mit dem Namen Roman. (Vilmar.)

Ausführung. Inwiefern kann Schillers „Jungfrau von Orleans" deshalb eine „romantische Tragödie" genannt werden?

I. Insofern als die Handlung des Dramas einem Zeitalter angehört, das nach seinem Charakter diese Bezeichnung führt, nämlich dem romantischen Mittelalter.

1. Die katholische Kirche wird uns in ihrem größten Glanze vorgeführt. Die ganze Handlung des Dramas ist auf religiösem Interesse aufgebaut; aber auch im einzelnen tritt das religiöse Element, vertreten durch den Erzbischof, wiederholt in den Vordergrund.

a) Nach Raouls Bericht von dem Siege bei Vermanton wendet sich der König an den Erzbischof mit der Frage: „Und darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?

b) Der Erzbischof muß auch erst Johannas Erzählung von ihrer göttlichen Berufung bestätigen (I, 10. V. 106 ff.).

c) Der Erzbischof stellt sich sogar über die Fürsten, indem er den König und den Herzog von Burgund nach ihrer Versöhnung daran mahnt, aus ihrem Bruderzwiste sich eine Lehre zu ziehen. (III, 3. V. 63 ff.)

d) Er salbt den König bei der Krönung und giebt bei der Anklage Thibauts den Ausschlag. (IV, 11. V. 57 ff.)

2. Es wird dem Zuschauer von dem Dichter das mittelalterliche Rittertum mit seinem Frauendienst und der Hochachtung vor der Poesie vorgeführt

a) durch die Auszeichnung, die Karl den Abgesandten des alten Königs René zugedacht hat;

b) durch Karls Hochachtung vor diesem; er sagt von ihm: „Doch was er Großes, Königliches will, — Er will die alten Zeiten wieder bringen, — Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe — Der Ritter große Heldenherzen hob, — Und edle Frauen zu Gerichte saßen, — Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend. — In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis, — Und wie sie noch in alten Liedern leben, — So will er sie, wie eine Himmelsstadt — In goldnen Wolken auf die Erde setzen. — Gegründet hat er einen Liebeshof, — Wohin die edlen Ritter sollen wallen, — Wo keusche Frauen herrlich sollen thronen, — Wo reine Minne wieder-

kehren soll, — Und mich hat er erwählt zum Fürst der Liebe."

II. Insofern die Handlung sich im Gebiete des Geheimnisvollen, Phantastischen bewegt und uns in Johanna ein schwärmerischer Charakter vorgeführt wird.

1. Die Erscheinungen der Mutter Gottes.
2. Die Träume Thibauts (Prolog 2, V. 70 ff.), die sich erfüllen. (IV, 17. V. 14.)
3. Das übernatürliche Wissen und die übernatürliche Kraft Johannas. (III, 4. V. 66 ff; V, 11. V. 57—72.)
4. Die rätselhafte Erscheinung des schwarzen Ritters.

Folglich konnte Schiller seine „Jungfrau von Orleans" wohl eine romantische Tragödie nennen.

Schluß. Wie von einem französischen Gedichte der Ausdruck „romantisch" entlehnt worden ist, so war ein anderes französisches Gedicht für unseren Dichter überhaupt die Veranlassung zur Abfassung seines Dramas. Es war dies Voltaires Schmähgedicht „La Pucelle d'Orleans. Bei der Entrüstung, die Schiller darüber empfand, und seiner Begeisterung für alles Edle und sittlich Erhabene ging er daran, das Charakterbild der von religiösen und patriotischen Idealen beseelten Heldin in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen. Dies that er in seiner „Jungfrau von Orleans", dem „hohen Liede der begeisterten und selbstlosen Liebe zum Vaterlande."

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht; es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

81.

Der Gang der Handlung in Schillers „Jungfrau von Orleans".

Einleitung. Wir können in Schillers „Jungfrau von Orleans" eine äußere Handlung, die Befreiung Frankreichs von seinen Feinden durch die Gottesstreiterin Johanna, und eine innere, die Haupthandlung der Tragödie, den Kampf der Heldin gegen die Versuchung, ihre

Schuld und Läuterung, unterscheiden, die aber beide eng mit einander verknüpft sind.

Ausführung. Der Gang der Handlung.

I. Die Exposition. Die persönlichen Verhältnisse Johannas. (Prolog 1—4). Die Lage Frankreichs und die Bedrängnis des Königs. (I, 1—7). Raouls Bericht von dem wunderbaren Siege bei Vermanton. Johannas Eintritt in die Handlung. I, 8—11. (Erregendes Moment.) Zwischen Akt I und II fällt die Entsetzung von Orleans durch Johanna.

II. Die Schürzung des Knotens. (Steigende Handlung.)

1. Die erste Stufe. Johannas Erfolge:
   a) Die Niederlage der Engländer und Burgunder, deren Macht aber durch die Versöhnung ihrer Führer, die Isabeau bewirkt, wieder gekräftigt wird. II, 1—5.
   b) Die Versuchung von Feindes Seite, der Johanna siegreich widersteht. Montgomerys Tod. II, 6—8.
   c) Die Versöhnung Burgunds mit dem Könige und Du Chatel durch Johannas Vermittelung. II, 9 u. 10; III, 2—4 bis V. 126.
2. Die zweite Stufe.
   a) Werbung Dunois' und La Hires um Johanna, die von dieser zurückgewiesen wird. III, 4. V. 130 ff.
   b) Neue Kämpfe mit den Engländern. Der Tod Talbots. III, 5—7.

Übergang. Johannas Begegnung mit dem schwarzen Ritter als Vorahnung des Unheils, das ihr bevorsteht. III, 9.

III. Der Höhepunkt der Verwicklung und das tragische Moment. Die Schonung Lionels und Johannas Liebe zu ihm. III, 10.

IV. Der Umschlag (Peripetie). Schuld und Sühne.

1. Erste Stufe. Johanna in Reims.
   a) Ihre Seelenkämpfe. IV, 1.
   b) Die Steigerung ihres Schuldbewußtseins durch Agnes Sorel. (IV, 2), sowie durch Dunois und La Hire, die ihr die Fahne aufdringen. IV, 3.
   c) Johannas Verzweiflung infolge des äußeren Glanzes, der sie bei der Krönung umgiebt, und infolge der Begegnung mit ihren Angehörigen. IV, 4—10.

Übergang. Die Huldigung des Königs.

2. Zweite Stufe. Johannas Demütigung.
   a) Die Anklage des Vaters, als höchste Spitze ihrer Demütigung, in der Johanna aber eine Prüfung Gottes, eine Gelegenheit zur Buße erkennt. IV, 11.
   b) Ihre Verkennung und Verbannung. IV, 12 u. 13.
3. Dritte Stufe. Die Läuterung Johannas, die aus Pflichtgefühl ihre Neigung überwindet.
   a) Ihre Fassung bei der Beschimpfung durch den Köhlerbuben und bei der Verhöhnung durch Isabeau.
   b) Ihre Rechtfertigung gegenüber Raimond. V, 4.
   c) Ihre Scheu vor einer Begegnung mit Lionel (V, 5 u. 6) und der Triumph über ihre Leidenschaft, als er ihr gegenübertritt. (V, 9.) Vollendung des Läuterungsprozesses. (Moment der letzten Spannung.)

V. Die Katastrophe.
1. Der Kampf. Die Verwundung Dunois' und die Gefangennahme des Königs.
2. Das Gebet Johannas und seine Erhörung.
3. Sieg und Tod Johannas.

Schluß. So hat Johanna ihr Ziel erreicht. Der König ist in Reims gekrönt, Frankreich von den Feinden befreit. Sie stirbt versöhnt mit dem Himmel, entsühnt und rein wie sie war, als sie das Banner für die Befreiung des Vaterlandes erhob.

82.

Johanna in der Heimat.

Einleitung. Johannas Herkunft. Sie ist die Tochter eines begüterten Landmanns zu Domremy, einem Dörfchen am linken Ufer der Maas, das vor den Greueln des Krieges bewahrt worden war. Ihr Vater ist ein in der heiligen Schrift bewanderter, frommer Mann, der mit seinem Gottvertrauen aber auch den Glauben an einen persönlichen Verkehr mit der Geisterwelt verbindet. Diese Eigenschaften sind auch auf seine jüngste Tochter Johanna übergegangen.

Ausführung. Johanna in der Heimat. Ihr Vater sagt von ihrer äußeren Erscheinung, daß Gott ihren in Jugendfülle prangenden

Leib mit reicher Schönheit geschmückt habe; ebenso nennt sie Raimond auch in geistiger Hinsicht die hochbegabteste von allen.

I. Ihre Stellung in ihrer Familie.

1. Ihren älteren Schwestern Louison und Margot gegenüber, die sie zärtlich lieben (Prolog 1, V. 35 ff.), ist sie trotz ihrer hohen Vorzüge bescheiden; sie dient ihnen freudig, wie eine niedere Magd.

2. Des Vaters Befehlen gehorcht sie pünktlich und übt freudig die schwersten Pflichten; dennoch ist er unzufrieden mit ihr,

a) weil sie seinen Wunsch, sich mit dem braven Raimond zu verheiraten, der schon seit drei Jahren um sie wirbt, nicht erfüllt,

b) weil sie die Einsamkeit sucht. („Sie flieht der Schwestern fröhliche Gemeinschaft, — Die öden Berge sucht sie auf, verlässet — Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf, — Und in der Schreckensstunde, wo der Mensch — Sich gern vertraulich an den Menschen schließt, — Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel, — Heraus ins graulich düstre Geisterreich — Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt — Geheime Zwiesprach mit der Luft des Berges.")

II. Ihre Beschäftigung und Lebensweise.

1. Ihr Hang zur Einsamkeit als Folge ihres Hirtenberufs, wodurch sie den zerstreuenden Einflüssen des Lebens entzogen und vorzugsweise auf sich selbst gewiesen wurde.

2. Eine Folge ihres Berufes ist aber auch,

a) daß sie sich Mut und Furchtlosigkeit aneignete, („Denn ihre Brust verschließt ein männlich Herz. — Denkt nach, wie sie den Tigerwolf bezwang, — Das grimmig wilde Tier, das unsre Herden — Verwüstete, den Schrecken aller Hirten. — Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau, — Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab, — Das er im blut'gen Rachen schon davon trug.");

b) daß sie durch den Aufenthalt in der freien Luft ihren Körper stählte und ihre Sinne schärfte, so daß sie „das wilde Huhn im Fluge zählen und den Falken in den höchsten Lüften erkennen" konnte;

c) daß sie bei ihrem grüblerischen Wesen, bei ihrem Ernst, ihrer Vaterlandsliebe und Frömmigkeit in der Einsamkeit über die Not des Vaterlandes und die Mittel, ihr abzuhelfen, nachdachte. („Da rief ich flehend Gottes Mutter an, — Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach, — Uns den einheim'schen König zu bewahren.")

III. Ihre Berufung durch die Mutter Gottes zur Rettung des Vaterlands.

1. Die dreimalige Erscheinung der Jungfrau Maria und ihre Aufforderung, das Vaterland zu retten. („Steh' auf, Johanna. Laß die Herde. — Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft! — Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde; — Und führe deines Herren Sohn nach Reims, — Und krön' ihn mit der königlichen Krone.")

2. Die Bedingungen, die sie ihr für die Vollbringung der Rettung des Vaterlandes stellt.

a) „In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren!"

b) Sie soll auf das Glück der Liebe und Ehe verzichten. („Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren — Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust, — Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren, — Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust.")

c) Sie darf die Feinde in der Schlacht nicht schonen. („Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, — Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, — Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir — Der Schlachten-Gott verhängnisvoll entgegen schickt.")

3. Das Zeichen zum Verlassen der Heimat. („Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen, — Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm.")

a) Die Verheißung der Rettung des Vaterlands durch Johanna. („Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh' der Roggen — Gelb wird, eh' sich die Mondesscheibe füllt, — Wird kein engländisch Roß mehr aus den Wellen — Der prächtigströmenden Loire trinken."

b) Ihre begeisterte Vaterlandsliebe. (Prolog 3, V. 188—209.)

Schluß. Den Glauben an sie verliert allein Raimond nie; er bleibt ihr treu und verläßt sie auch im Unglück nicht, als der Vater und die Schwestern sich von ihr abwenden.

83.

Die Lage Frankreichs bei dem Auftreten der Jungfrau von Orleans. Nach Schillers gleichnamiger Tragödie.

Einleitung. Die Ursache des Krieges. Den ersten Grund zu den blutigen Kämpfen zwischen den Franzosen und Engländern legte die Eroberung Englands durch Wilhelm, Herzog der Normandie, im Jahre 1066. Dadurch kam es, daß die Könige von England auch Besitzungen in Frankreich hatten, die sie in den folgenden Jahrhunderten zu vergrößern suchten. Als mit Karls IV. Tode die männliche Nachkommenschaft Philipps des Schönen von Frankreich erloschen war, machte Eduard III. von England, als Sohn einer Tochter Karls sogar Ansprüche auf die französische Krone, die er unter wechselndem Glücke mit den Waffen geltend machte. Dasselbe thaten seine Nachfolger; und dem Könige Heinrich V. gelang es auch durch eine Heirat mit der Tochter des schwachsinnigen französischen Königs Karl VI., sich die Nachfolge auf dessen Thron zu sichern. Beide Könige starben aber bald darauf. (1422) Die Rechte des unmündigen Sohnes Heinrichs V. wurden nun durch Waffengewalt von den Engländern gegenüber den Ansprüchen des Dauphins (Karls VII.), als des Sohnes Karls VI. zu behaupten gesucht.

Ausführung. Die Lage Frankreichs in diesem Kriege bei dem Auftreten der Jungfrau von Orleans.

I. Die materiellen Mittel Frankreichs.

1. Der König war zwar ein ritterlicher (I, 5 V. 145) und ehrenhafter (I, 6 V. 21 ff.) Mann, er sagt von sich selbst: „Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;"

a) aber er ist unkriegerisch und scheut das Blutvergießen (I, 5 V. 84 ff.) Dunois sagt von ihm: „Den König denk' ich kriegerisch gerüstet — An seines Heeres Spitze schon zu finden — Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelspielern — Und Troubadours, spitzfind'ge Rätsel lösend — Und der Sorel galante Feste gebend, — Als waltete im Reich der tiefste Friede!"

b) Er ist verschwenderisch und daher in Geldnot. (I, 2 V. 35 ff.)

2. Die Führer des Heeres.

a) Der Konnetable, der Oberbefehlshaber des Heeres, sagt ihm, weil „keine Ehre mehr zu holen ist" unter einem solchen Herrscher, den Dienst auf und schickt ihm sein Schwert zurück.

b) Dunois, sein Verwandter, ist im Begriff, den König gleichfalls zu verlassen, nachdem er es vergeblich versucht hat, ihn zu tapferer Gegenwehr anzufeuern. (I, 5 V. 152 ff.)

3. Das Heer.

a) Es ist gering an Zahl und fürchtet den Feind (Prolog 3 V. 118 ff.) Nur ein einziger Ritter (Baudricourt) hat eine schwache Mannschaft von sechzehn Fahnen aufgebracht, die er dem Könige zuführt.

b) Ein Teil der Truppen, „die schott'schen Völker, — Empören sich und drohen abzuziehn, — Wenn sie nicht heut' den Rückstand noch erhalten."

II. Der Parteihader, der Frankreich schwächt.

1. Der mächtigste Vasall des Königs, der Herzog Philipp von Burgund hat sich mit den Engländern verbündet und einen mächtigen Heerbann für sie aufgeboten. (Prolog 3, V. 68—80). Ein Versuch Karls, sich mit ihm zu versöhnen, ist gescheitert. (I, 5 V. 1—11)

2. Die Mutter des Königs, Isabeau steht gleichfalls auf der Seite der Feinde.

a) Sie stachelt diese sogar zur Wut auf wider ihren Sohn. (Prolog 3, V. 83—88.)

b) Ihr widernatürlicher Haß gegen den eigenen Sohn ist besonders bei der Königskrönung des jungen Heinrich von England hervorgetreten. (I, 5. V. 32—65).

Übergang. Durch solche Verbündete ist die schon an sich gewaltige Heeresmacht der Engländer verstärkt, die von sieggewohnten Feldherrn befehligt werden. (Prolog 3, V. 57—67, u. V. 91—95.)

III. Die Erfolge der englischen Waffen.

1. Die Franzosen sind in zwei großen Schlachten geschlagen und alle Länder nördlich der Loire vom Feinde erobert. (Prolog 3, V. 50—54).

a) So ist er auch im Besitze der Hauptstadt Paris.

b) Karl ist samt seinem Geschlechte durch einen Beschluß des Parlaments des Thrones verlustig erklärt und Heinrich von England in St. Denis unter dem Jauchzen der Menge zum Könige gekrönt worden.

2. In Vaucouleurs hat man den einmütigen Beschluß gefaßt, sich an Burgund zu übergeben. (Prolog 3, V. 138 ff.)

3. Ebenso hat das belagerte Orleans nach dem Tode des tapferen Saintrailles mit den Engländern den Vertrag geschlossen, „sich zu ergeben auf den zwölften Tag, — Wenn binnen dieser Zeit kein Heer im Feld — Erschien, zahlreich genug, die Stadt zu retten."

4. Der König Karl ist deshalb entschlossen, sich in das Land südlich von der Loire zurückzuziehen. (I, 5 V. 84—95.)

Schluß. Da erwacht bei den Franzosen neue Hoffnung durch die Meldung des Sieges bei Vermaton, der unter der Führung Johannas erfochten ist. (I, 9 V. 6—51.)

84.

Wodurch beweist Johanna vor dem Könige ihre göttliche Sendung?

Einleitung. An dem Hofe des Königs herrscht infolge des Sieges von Vermanton schon eine der Jungfrau günstige Stimmung; sie verspricht bei ihrer Ankunft nicht nur Hilfe, sondern hat schon geholfen. Auch hat in gleichem Sinne die meisterhafte Schilderung der äußeren Erscheinung Johannas gewirkt: „— sieh, da stellte sich — Ein seltsam Wunder unsern Augen dar! — Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich — Trat eine Jungfrau mit behelmtem Haupt — Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich — Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken — In dunkeln Ringeln fiel das Haar; ein Glanz — Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten."

Ausführung. Wodurch beweist Johanna ihre göttliche Sendung?

I. Durch ihre natürliche Kenntnis des Verborgenen.

1. Sie erkennt den König, den sie vorher nie gesehen hat, inmitten seiner Vasallen. (I, 10. V. 74—76.)

2. Sie giebt ihm den Inhalt seiner geheimsten Gebete an. (I, 10. V. 17 ff.)

II. Durch die Erzählung ihrer Berufung (I, 10. V. 43 ff.) und die Angabe des Ortes, wo sich das Schwert befindet, mit dem sie gegen die Landesfeinde kämpfen will. (I, 10. V. 138 ff.) Darin offenbart sich

1. ihre Vaterlandsliebe,
2. ihre Frömmigkeit und ihr Gottvertrauen.

III. Durch das Zeugnis zweier bedeutender Männer:

1. Des Erzbischofs von Reims. („Vor solcher göttlichen Beglaubigung — Muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen. — Die That bewährt es, daß sie Wahrheit spricht; — Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.")
2. Des Grafen Dunois. („Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich, — Der reinen Unschuld ihres Angesichts.")

Übergang. Das Versprechen, das Johanna dem Könige giebt (I, 10. V. 118—122.), der ihr dann die Führung seines Heeres anvertraut. („Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer, — Und seine Fürsten sollen dir gehorchen.")

Schluß. Auch den Feinden flößt sie Schrecken ein durch die Verkündigung, daß ihr Führer Salisbury vor Orleans durch einen Schuß niedergestreckt sei.

85.

Isabeau und Johanna als Friedensstifterinnen.

Einleitung. Die Franzosen haben unter Johannas Führung einen glänzenden Sieg erfochten. Die geschlagenen Engländer machen auf der Flucht Halt, um sich zu sammeln. („Hier unter diesen Felsen lasset uns — Halt machen und ein festes Lager schlagen, — Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder sammeln, — Die in dem ersten Schrecken sich zerstreut.") Dabei geraten ihre Führer in Streit über die Ursache der Niederlage.

Ausführung. Isabeaus unpatriotischer Versöhnungsversuch, der in scharfem Gegensatze steht zu Johannas edler Bemühung, den Herzog von Burgund für die Sache Frankreichs zu gewinnen.

I. Isabeau als Friedensstifterin.

1. Der Streit der Führer.

a) Lionel spricht seinen Schmerz und Ingrimm über die schimpf-

liche Niederlage aus, die sie durch ein Weib erlitten haben. („Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit! — Die Sieger bei Poitiers, Crequi — Und Azincourt gejagt von einem Weibe!")

b) Burgund versucht ihn damit zu trösten, daß sie nicht von Menschen, sondern vom Teufel überwunden seien.

c) Talbot und Lionel schieben jedoch ihm und seinem Heere die Schuld der Niederlage zu, weil die Burgunder zuerst mit dem Rufe: „Die Höll' ist los —" geflohen seien und dadurch auch die übrigen Truppen mitgerissen haben.

d) Burgund erinnert sie darauf daran, daß sie nur durch seinen Beistand bis ins Herz Frankreichs vorgedrungen seien. (II, 1. V. 38—46) Zuletzt giebt er, durch scharfe Worte der anderen gereizt, den Befehl zum Aufbruch seiner Völker. — Da erscheint Isabeau.

2. Das Versöhnungswerk Isabeaus.

a) Sie bestätigt die Behauptung Burgunds und weist auf dessen mächtige Unterstützung hin. („Sein Heer verstärkt euch und noch mehr sein Name. — Ganz England, strömt' es alle seine Bürger — Auf unsere Küsten aus, vermöchte nicht — Dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist; — Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.")

b) Sie erinnert den Herzog an die Ermordung seines Vaters und die Unzuverlässigkeit einer Versöhnung mit Karl. (II, 2. V. 33—39.)

Als sie beide Teile willfährig findet, fordert sie sie mit den Worten: „Wohl! So besiegelt den erneuten Bund — Mit einem brüderlichen Kuß" — auf, sich zu versöhnen und das Geschehene zu vergessen.

Übergang. Als Burgund und Talbot sich umarmen, kann Lionel beim Anblick der Gruppe sich dennoch nicht enthalten zu sprechen: „Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet." — Das Anerbieten Isabeaus, sich an die Spitze der vereinigten Heeresmassen zu stellen (II, 2. V. 70—73). weisen alle drei einmütig zurück. (II, 2. V. 74 ff.)

II. Johanna als Friedensstifterin.

1. Die Begegnung des Herzogs und Johannas in der Schlacht, der Dunois und La Hire zu Hilfe eilen.

a) Burgund schilt sie deshalb verächtliche Schildknappen einer Teufelsdirne und fordert sie zum Kampfe heraus.

b) Als Dunois und La Hire sich zum Kampfe bereiten und der Herzog auf Dunois eindringt, trennt Johanna sie beide mit den Worten: „Haltet inne! Trennt sie, La Hire! Kein französisch Blut soll fließen! Nicht Schwerter sollen diesen Streit entscheiden!“ Dann wendet sie sich zum Herzoge.

2. Das Versöhnungswerk Johannas.

a) Sie erinnert den Herzog daran, daß er wie Dunois, La Hire und sie selbst Franzosen und Landsleute seien, daß er ihnen daher auch als Feind ehrwürdig sei und ihr Schwert keine Spitze gegen ihn habe. (II, 10. V. 25—36.)

Burgund sträubt sich noch gegen den gewinnenden Ton ihrer Rede; daß sie dennoch auf ihn einen Eindruck gemacht hat, verrät er durch die Hast, womit er Dunois zum Kampfe herausfordert. (II, 10. V. 37—44.)

b) Johanna stellt ihm vor, daß nicht die Not sie zu ihren Bitten antreibe; die Franken seien siegreich, doch bereit, mit ihm als Freund den Lorbeer zu teilen. (II, 10. V. 48—66.)

Burgund sträubt sich zwar noch immer und ruft die Gegner zu den Waffen, obgleich er fühlt, daß er schon wanke. (II, 10. V. 67—72.)

c) Johanna fragt ihn, ob Frieden stiften, Haß versöhnen, ob der Kampf für das Vaterland ein Geschäft der Hölle sei. Sie ermahnt ihn, zu bedenken, daß sie, das „kind'sche Hirtenmädchen“, die Kunst der Rede und die Kunde hoher Dinge nur von Gott erhalten haben könne. (II, 10. V. 80—93.)

Nun fühlt sich der Herzog überzeugt; er ist gewonnen. („Mir sagt das Herz, sie ist von Gott gesendet.“)

Schluß. So hat auch Johanna der Königin Isabeau gleich Frieden gestiftet; aber diese hat es versucht, durch ihr Versöhnungswerk die Entzweiung der eignen Landsleute aufrecht zu erhalten und die Macht der Landesfeinde zu stärken, jene hat ihr Werk zerstört und und ihrem bedrängten Lande und seinem Könige die Unterstützung des mächtigsten seiner Vasallen gesichert.

86.

Die Versöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige Karl.

Einleitung. Die Versöhnung des Herzogs mit dem Könige ist von Johanna angebahnt worden; sie ist ihr Werk. Doch hat der Herzog den König noch nicht als solchen anerkannt und sich mit ihm gegen die Engländer verbunden.

Ausführung. Die Versöhnung der beiden Fürsten.

I. Die Vorbereitung der Begegnung.

1. Der Herzog sendet Chatillon, einen seiner Ritter, an Karl, um ihm zu melden, daß er bereit sei, ihn als seinen Herrn und König anzuerkennen. Dabei stellt er folgende Bedingungen seiner Unterwerfung, (III, 2. V. 3—35)
   a) daß der König, wenn er vor ihm das Knie beuge, dies nicht dulde, sondern ihn als seinen Vetter freundlich umarme;
   b) „daß des alten Streits — Beim ersten Wiedersehn mit keinem Worte — Meldung gescheh'";
   c) daß alle, die für Burgund gefochten, auch Isabeau, wenn sie es annehme, in die Versöhnung eingeschlossen seien;
   d) daß zwölf Ritter dem Herzoge für des Königs Wort bürgen und der Erzbischof eine Hostie „zum Pfand und Siegel redlicher Versöhnung" zwischen ihnen teilen solle;
   e) daß Du Chatel die erste Begegnung der Fürsten nicht durch seine Gegenwart stören möge.
2. Der König nimmt alle diese Bedingungen, auch die letzte mit zarter Schonung für Du Chatel (III, 2. V. 38 u. 39) an.
   a) Dann trägt er dem Grafen Dunois auf, den Herzog mit hundert Rittern einzuholen.
   b) Er befiehlt, daß die Truppen sich mit Zweigen bekränzen, daß die ganze Stadt sich zum Empfange des Herzogs festlich schmücken und alle Glocken es verkünden sollen, „daß Frankreich und Burgund sich neu verbünden."

Übergang. Der Einzug des Herzogs unter dem Jubel des Volkes.

II. Die Begegnung Karls und Philipps in Chalons.

1. Die Begrüßung des Herzogs mit Karl, Agnes Sorel und dem Erzbischof. (III, 3. V. 1—26.)
2. Das Geschenk des Herzogs an Agnes und die Huldigung, die er ihr darbringt. (III, 3. V. 27—42.)
3. Das Gelöbnis des Herzogs, alles, was er verbrach, wieder gut zu machen. (III, 3. V. 42—53.)
4. Die Zuversicht des Königs. („Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.")

Schluß. Die Ermahnung des Erzbischofs zur Eintracht; denn
„Die Toten stehen nicht mehr auf; die Thränen
Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
Geweinet! —
Das sind die Früchte eures Bruderzwists
Laßt's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt."

87.

Johanna als Prophetin.

Einleitung. Johanna hat zwar die Versöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige zustande gebracht; aber der Frieden, den sie gestiftet hat, ist nicht vollständig; denn Du Chatel ist noch davon ausgeschlossen, und „Eine Versöhnung — Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit. — Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher — Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift." Der Überredungsgabe Johannas gelingt es jedoch, daß der Herzog auch ihm verzeiht. („O, sie kann mit mir schalten, wie sie will, — Mein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand. — Umarmet mich, Du Chatel! Ich vergeb' Euch. — Geist meines Vaters, zürne nicht, wenn ich — Die Hand, die dich getötet, freundlich fasse.")

Übergang. Der König dankt darauf Johanna dafür, daß sie ihr Wort so schön gelöst und sein ganzes Schicksal so schnell umgewandelt habe („Die Freunde hast du mir versöhnt, die Feinde — Mir in den Staub gestürzt und meine Städte — Dem fremden Joch entrissen"), und er fragt, wie er sie belohnen könne. Johanna beantwortet seine Frage nicht, sondern ermahnt ihn, im Glücke stets menschlich zu bleiben, auf der Größe Gipfel nicht zu vergessen, „was ein Freund wiegt in

der Not", und selbst gegen den letzten seines Volkes Gerechtigkeit und Gnade zu üben. Das, so scheint sie damit andeuten zu wollen, werde für sie der schönste Lohn sein.

Dann prophezeit sie

I. dem Könige
   1. die wachsende Macht Frankreichs durch Sammlung seiner Völker unter seinem Zepter;
   2. die Größe seiner Nachfolger und die Blüte seines Stammes, „so lang er sich die Liebe bewahrt im Herzen seines Volkes";
   3. den durch Hochmut veranlaßten Fall seines Hauses, der ihm in der Revolution von den niedern Hütten droht, woher jetzt der Retter ausging;

II. dem Herzog von Burgund in unbestimmtem Ausdrucke
   1. die Größe seines Staates, dessen kühner Bau sich (unter seinem Sohne Karl dem Kühnen) „bis in die Wolken" erheben" werde;
   2. den frühen Untergang seines Hauses (durch den Tod Karls des Kühnen. 1477);
   3. dessen Fortleben in einer Jungfrau (Marias von Burgund, der Tochter Karls), deren Nachkommen auf zwei großen Thronen (von Östreich und Spanien) herrschen und der alten wie der neuen Welt (Amerika) Gesetze vorschreiben würden.

Schluß. Als der König sie fragt, ob das Freundesbündnis, das zwischen ihm und dem Herzog erneuert worden ist, auch noch die späteren Enkelsöhne vereinigen werde, antwortet sie mit einer Warnung vor Zwietracht. „Wecket nicht den Streit — Aus seiner Höhle, wo er schläft . . . . Fortzündet an dem Brande sich der Brand", womit sie prophetisch die Kriege Frankreichs gegen Spanien und Östreich andeutet.

88.

Welche Bedeutung für ihre Charakterentwicklung hat die Begegnung Johannas mit Montgomery?

Einleitung. Das Gelübde Johannas. Sie hat auf das Glück der Liebe verzichtet. („Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren — Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust. — Nie wird der Brautkranz

deine Locke zieren, — Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust.") Sie hat sich verpflichtet, „mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachten-Gott verhängnisvoll entgegenschickt."

Ausführung. Die Begegnung Johannas mit Montgomery und die Bedeutung dieser Scene für ihre Charakterentwicklung. „Schiller wollte in der Jungfrau von Orleans ein heroisches, vom Himmel zu einem großen Werke auserlesenes Gemüt darstellen, das in einem unbewachten Augenblick seinem hohen Berufe untreu wird, sich aber durch eigene Kraft, durch schwere Buße, die es sich selbst auferlegt, wieder läutert und erhebt und zuletzt, nach glücklich gelöster Aufgabe, in verklärtem Glanze scheidet."

I. In der Scene mit Montgomery (II, 7.) zeigt er uns daher Johanna auf dem Gipfelpunkte ihres Heroismus, wo sie als Gottesstreiterin Stärke genug beweist, ihrem Gelübde getreu, alle milderen weiblichen Regungen dem Gefühle ihrer Pflicht, ihres kriegerischen Berufes unterzuordnen.

1. Deshalb schildert er sie uns taub gegen Montgomerys fußfällige Bitten, ihn zu schonen. („Du bist des Todes! Eine brit'sche Mutter zeugte dich.")

a) Nachdem er die Waffen weggeworfen hat, bietet er ihr für sein Leben ein Lösegeld aus des Vaters reichem Besitztum; aber Johanna erwidert ihm, daß er aus des Krokodils Gewalt oder den Klauen des Tigers und Löwen eher Rettung hoffen könne, als aus der Jungfrau verderblichen Händen, die dem Mitleid unzugänglich sei.

b) Dann beschwört er sie, ihn bei der „Milde ihres zärtlichen Geschlechts" und „bei der Liebe heilig waltendem Gesetz"; aber sie erklärt, sie schließe sich wie die Geister, die nicht freien, an kein Geschlecht der Menschheit an, sie habe kein Herz, wisse nichts von der Liebe Bündnis und werde nimmer ihrem eiteln Dienst sich weihen.

c) Zuletzt fleht er sie an, sich seiner „jammervollen Eltern" zu erbarmen. Damit aber erinnert er sie nur an all' das Elend, das die Engländer über Frankreichs Mütter, Kinder und verlobte Bräute gebracht haben. („Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun — Erfahren, und die Thränen kennen lernen, — Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.")

2. Ebenso taub ist Johanna gegen seine **Klagen.**

a) Als Montgomery jammert: „O, schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint", erinnert Johanna ihn daran, daß sie ungerufen in das fremde Land gekommen seien, um „den blühnden Fleiß der Felder zu verwüsten, den freigebornen Franken in der Knechtschaft Schmach zu stürzen." Frankreich aber stehe in Gottes besonderem Schutze. („Der Tag — Der Rache ist gekommen; nicht lebendig mehr — Zurücke messen werdet ihr das heil'ge Meer, — Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns — Gesetzt, und das ihr frevelnd überschritten habt.")

b) Als sie dann Montgomery vor dem Tode zittern sieht und hört, wie er klagt: „O, ich muß sterben! Grausend faßt mich schon der Tod", ermahnt sie ihn, das Unvermeidliche mit Mut zu ertragen; auch sie **müsse** ja, getrieben von der Götterstimme, als „ein Gespenst des Schreckens würgend gehn", den Tod verbreiten und zuletzt selbst umkommen und ihr Geschick erfüllen.

3. Siegreich geht sie dann auch aus dem **Kampfe** hervor, zu dem sich Montgomery entschließt, als er hört, daß sie sterblich sei, wie er selbst.

Übergang. Nachdem er gefallen ist, schmilzt Johannas Seele in Mitleid; sie ist erstaunt, wie sie es über sich gebracht hat, „den blühenden Leib des Gegners zu verletzen." Darin erkennt sie das Walten der Gottheit, die, wenn es not thut, ihren unkriegerischen Arm mit Kraft und ihr Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnet. Ihres Gelübdes eingedenk, weist sie auch die Werbung Dunois' und La Hires zurück mit den Worten: „Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes, — Und keinem Manne kann ich Gattin sein."

II. Dennoch erfolgt **Johannas Fall**, den sie im Geiste schon in der Erscheinung des schwarzen Ritters zum voraus geahnt hat. („Sie [die Stimme des Prophetengeistes] redet laut in meiner tiefsten Bust, — Daß mir das Unglück an der Seite steht.") „Je schauerlicher aber die Höhe erscheint, zu der wir die Jungfrau sich emporschwingen sahen", um so bedeutsamer ist die spätere Verletzung ihres Gelübdes, um so richtiger und vollständiger können wir die Reue über

ihren Fall würdigen. Ihrem Gelübde wird sie untreu bei ihrer Begegnung mit Lionel (III, 10).

1. Der Kampf zwischen Lionel und Johanna.
   a) Lionels Herausforderung. („Verfluchte, rüste dich zum Kampf!")
   b) Johannas Angriff auf ihn, nachdem sie ihm das Schwert aus der Hand geschlagen hat. („Erleide, was du suchtest, — Die heil'ge Jungfrau opfere dich durch mich!")
2. Johanna in ihrer Schwachheit.
   a) Sie läßt den zum Todesstreiche erhobenen Arm sinken, als sie ihm ins Auge schaut.
   b) Seine Weigerung, ihr das Leben zu verdanken.
   c) Johannas Aufforderung an ihn, sich zu retten und zu fliehen.
3. Johannas Erkenntnis ihrer Schuld.
   a) Sie versucht vergeblich, das Schwert gegen ihn zu zücken.
   b) Das Erwachen des Schuldbewußtseins. („Was hab' ich — Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!")
   c) Sie gelangt zu der Erkenntnis des Beweggrundes, weshalb sie den Feind ihres Vaterlandes geschont habe. („Wenn sie dich finden — Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen.")

III. Johannas Läuterung. Johanna hat zwar erklärt, es sei wieder Friede in ihrer Brust, sie sei sich keiner Schwachheit mehr bewußt.

1. Dennoch sucht sie ein Zusammentreffen mit Lionel zu vermeiden, weil sie fürchtet, daß die Liebe zu ihm noch nicht völlig in ihrem Herzen erloschen sei, und weil sie besorgt ist, daß sie bei einem Wiedersehen in neuer Glut aufflammen könne; deshalb ruft sie, als Isabeau sie zu Lionel senden will, aus: „Zu Lionel! Ermorde mich — Gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest."
2. Lionel tritt ihr dann (V, 9) mit der Versicherung seiner Liebe und seines Schutzes gegenüber. Er sagt: „Sei die Meine, — Und gegen eine Welt beschütz' ich dich. . . Einst ließest du mich glauben. — Daß dir mein Leben teuer sei! Und damals — Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber; —

Jetzt hast du keinen Freund als mich!“ Aber nun hat Johanna die Schwäche ihres Herzens überwunden; sie antwortet ihm: „Du bist — Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks. — Nichts kann gemein sein zwischen dir und mir.“

Schluß. Nachdem ihre Seele sich aus den weichen Banden der Liebe losgewunden hat, wird sie wieder zu der schlachtenmutigen Heldin; gefangen und gefesselt greift sie krampfhaft in die Ketten, zerreißt sie, eilt den Ihrigen zu Hilfe, führt sie zum Siege und stirbt auf dem Schlachtfelde den ruhmvollen Tod für das Vaterland.

89.

Die drei Liebhaber Johannas.

Einleitung. Schon im Prologe erfahren wir, daß Johanna in Raimond einen Bewerber habe, dessen Neigung sie aber nicht erwidert. Der Dichter wollte damit andeuten, daß Johannas Sinn auf ein höheres Ziel gerichtet sei als das stille Liebes- und Eheglück war, das ihr jener bietet. Das fühlt selbst Raimond, obgleich er hofft, daß sich ihr Herz ihm doch allmählich zuwenden werde (Prolog 2, V. 26), indem er sagt: „Da scheint sie mir was Höhres zu bedeuten, — Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten.“

Ausführung. Nun bewerben sich aber auch Dunois und La Hire um ihre Gunst, und Raimond bleibt ihr treu, sodaß Johanna drei Liebhaber hat. Wir fragen deshalb:

I. Welche Absicht hat der Dichter dabei gehabt?

1. Der Vater Johannas hat uns schon (Prolog 2, V. 13—18) ihre blühende jugendliche Schönheit geschildert, die wie ihre sittlichen Vorzüge ihr die Liebe des treuen Raimond gewannen. Wenn Schiller diesem noch zwei andere Bewerber zugesellt, so wollte er damit andeuten, daß Johanna bei ihrer kriegerischen Heldenhaftigkeit und Größe den Reiz holder Weiblichkeit nicht verloren, daß ihre wunderbare, hoheitsvolle Erscheinung eine bestrickende Wirkung auf zwei so edle Heldenseelen ausgeübt habe, wie es Dunois und La Hire waren. („Sie sollte eines Fürsten Hand entehren, — Die eine Braut der reinen Engel ist, — Die sich das Haupt mit

einem Götterschein — Umgiebt, der heller strahlt als ird'sche Kronen, — Die jedes Größte, Höchste dieser Erden — Klein unter ihren Füßen liegen sieht!")

2. Der Dichter bereitet uns damit auf den Widerspruch des Weibes und der Gottesstreiterin vor, in den Johanna gerät und in dem der eigentliche Keim des Tragischen für das ganze Stück liegt.

3. Diese Entzweiung des Herzens und der Pflicht tritt aber so plötzlich ein, daß der Dichter es sogar für nötig hielt, dem Zuschauer wiederholt vorzuhalten, daß Johanna überhaupt nicht ihre Weiblichkeit abgestreift habe, sondern wohl fähig gewesen sei, Liebe zu erregen und — deshalb auch trotz ihres Gelübdes dafür nicht unempfänglich gewesen sei.

a) Dies deutet der Dichter an durch den Ausbruch der weiblichen Milde und des Mitleids Johannas nach dem Tode Montgomerys. (II, 8.)

b) Deshalb müssen (III, 4. V. 130 ff.) Dunois und La Hire ihre Werbung um Johannas Hand in Gegenwart des Königs ausdrücklich vorbringen.

c) Deshalb spricht Karl, als Johanna diese Werbung ausgeschlagen hat: „— es schweigt — Die Liebe in dem gotterfüllten Busen. — Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir". Johanna aber antwortet ahnungsvoll: „Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes — In Händen führte und im eiteln Herzen — Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! — Mir wäre besser, ich wär' nie geboren".

II. Wie unterscheiden sich die drei Liebhaber von einander in ihrem Verhalten zu Johanna?

1. La Hire ist der kühlste der drei Liebhaber;

a) denn er ist bereit, bei Dunois' Geständnis, daß auch er Johanna liebe, seine Bewerbung aufzugeben („Wo sich Graf Dunois in die Schranken stellt, — Muß jeder andre Mitbewerber weichen"); doch hofft er, daß Johanna bei ihrer Bescheidenheit das stille Los vorziehe, das er ihr mit seiner Hand biete.

b) Er tritt entsetzt zurück, als Johanna auf Thibauts Anklage

und auf seine Aufforderung (IV, 11. V. 41 ff.) unbeweglich bleibt.

2. Dunois' Liebe ist feuriger, leidenschaftlicher als die La Hires.
   a) Er, der Fürst, will sie zu seiner Gattin machen trotz ihrer niedern Geburt. (III, 1. V. 33 ff.)
   b) Er wirbt sofort um sie, als der König sie geadelt hat und seine Absicht ausspricht, sie mit einem edeln Manne zu vermählen. (III, 4. V. 130 ff.)
   c) Er beharrt bei seiner Werbung, auch nachdem Johanna ihn zurückgewiesen hat. (III, 4. 201 ff.)
   d) Er glaubt an sie trotz der Anklage Thibauts. („Nein, nicht zu glauben ist dem Rasenden — Der in dem eignen Kind sich selber schändet. — Was zagt das Volk? Was zittern selbst die Fürsten? — Sie ist unschuldig. Ich verbürge mich, — Ich selbst, für sie mit meiner Fürstenehre". — „Du bist mein Weib, Ich hab' an dich geglaubt.") Zuletzt verläßt er sie auch; er ist aber der erste, der es bereut, sie so leicht aufgegeben zu haben. (V, 7.) Bei Raimonds Ver-Versicherung ihrer Unschuld ruft er: „Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner!" (Vergl. V, 8. V. 29—35.)

3. Raimond ist der beharrlichste, treuste ihrer Liebhaber. Als solcher erweist er sich
   a) durch die Ausdauer bei seiner Bewerbung („Er wirbt um dich, schon ist's der dritte Herbst, — Mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemüh'n". Vergl. IV, 8. V. 22 ff.;
   b) dadurch, daß er sie gegen den Tadel des Vaters wiederholt in Schutz nimmt (Prolog 2, V. 23 ff.; V. 67 ff.; V. 91 ff.; Prolog 3, V. 38 ff.);
   c) dadurch, daß er trotz seiner Überzeugung von ihrer Schuld ihr im Unglück treu bleibt und sie auf der Flucht begleitet (IV, 13. V. 7 u. 8; V, 2, 3, 4.);
   d) dadurch, daß er nach ihrer Rechtfertigung, da er sie gegen die die Übermacht der Engländer nicht zu schützen vermag, zu Dunois eilt und diesen auffordert, sie zu befreien.

Schluß. Aber nicht ihren Bemühungen verdankt sie ihre Freiheit, sondern sich selbst. Nach ihrer Läuterung ist die Gottheit wieder in ihr mächtig, sodaß sie imstande ist, die Bande zu zerreißen, mit denen

sie von den Engländern gefesselt ist. Es ist das freilich ein Wunder; „aber“, sagt Viehoff, „der Dichter hat durch die Gewalt der Poesie unsere Einbildungskraft so entzündet, uns in Johannas leidenschaftliche Seelenerregung so hineingerissen, daß wir kaum noch über das Wunder staunen und es fast als natürliche Folge einer die Menschenkräfte steigernden Begeistrung hinnehmen“.

90.

Die Schuld der Jungfrau.

Einleitung. Die Jungfrau bis zu ihrer Berufung: Johanna ist die niedere Tochter eines Hirten aus Domremy im Kirchensprengel von Toul und hütete von Kindheit auf die Schafe ihres Vaters (I, 10). Diese Beschäftigung entwickelte in ihr den Hang zur Einsamkeit (Prol. 2), ein träumerisches und geheimnisvolles Wesen, welches sie zum Verkehr mit der übersinnlichen Geisterwelt führt. Ihr Lieblingsaufenthalt unter dem Druidenbaume, aus dessen Zweigen sie die Aufgabe empfängt, das bedrängte Vaterland zu retten. (Prol. 4.)

Übergang. Bedingungen, an welche ihre Berufung geknüpft ist.

1. In rauhes Erz soll sie die Glieder schnüren. (Prol. 4.)
2. Nicht Männerliebe darf ihr Herz berühren. (ebenda.)
3. Mit dem Schwert soll sie alles Lebende töten, das ihr „der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt“ (II, 7).

Ausführung. Die Schuld der Jungfrau.

I. Lösung der Aufgabe gegenüber den Versuchen, Johanna von der Erfüllung ihrer Pflicht abzulenken.

1. Sie zeigt sich auf der Höhe des Heroismus Montgomery gegenüber, den sie erbarmungslos niederstreckt (II, 17).
2. Sie weist die Werbung des Dunois und La Hire zurück unter Hinweis auf ihren Beruf als Gottesstreiterin und die Bedingung, unter der sie ihre Aufgabe erfüllen kann. („Die reine Jungfrau nur kann es vollenden, — Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes, — Und keinem Manne kann ich Gattin sein.“)
3. Sie widersteht dem dreimaligen Versuche des schwarzen Ritters, eines Trugbildes der Hölle, sie zum Abfall von ihrer Sendung zu verleiten (III, 9).

Noch spricht sie mit selbstgewisser Kraft: „Siegreich vollenden will ich meine Bahn — Und käm' die Hölle selber in die Schranken, — Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken.“ Aber bei der Begegnung mit Lionel unterliegt sie der neuen Versuchung.

II. Der Gelübdebruch (III, 10.): Johanna kann sich dem tiefen Eindrucke, den das männlich-schöne Antlitz Lionels auf sie macht, nicht entziehen. In dem Augenblicke, wo sie den Todesstreich führen will, fühlt sie plötzlich ihre Hand gehemmt. Es ist nicht bloß Mitleid, nicht bloß ein Zurückbeben vor der Tötung des Gegners, es ist die Liebe, die sie daran hindert. In dieser Liebe zu dem Feinde, den sie pflichtwidrig schont, liegt die Schuld Johannas. Dreifach gesteigerter Ausdruck ihrer Liebe durch das erst langsame und dann schnelle Sinkenlassen des Armes, durch den angstvollen, das Geständnis der Liebe enthaltenden Ausruf: „Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen.“

1. Der Fall der Jungfrau ist psychologisch begründet durch Züge, welche den Konflikt im Drama vorbereiten:
   a) „Der Hirtin reiche Seele“, inniges Naturgefühl. Vergl. Prolog 4.
   b) Ihre Bescheidenheit. Vergl. Prol. 2.
   c) Ihre weibliche Sanftheit in ihrer Rolle als Friedensstifterin zwischen dem Könige und dem Herzoge (II, 10) und dem Herzoge und Du Chatel. (III, 4). (Vergl. V, 9.)
   d) Ihr Mitleid.
      α) Zeichen: Sie bleibt zögernd stehen, als Montgomery ihr naht. Sie hat eine natürliche Scheu vor Blut und Mord. (II, 6.)
      β) Worte, die sie
         αα) tröstend zu ihm spricht: „Stirb, Freund! Warum so zaghaft zittern vor dem Tod?“ (II, 7.)
         ββ) zu sich selbst spricht. („In Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt, den blühenden Leib des Gegners zu verletzen.“)

   So ist die Liebefähigkeit Johannas durchaus verständlich.
2. Der Fall Johannas ist aber auch dramatisch notwendig; denn Johannas Liebefähigkeit ist gerade diejenige Eigenschaft, die wir an ihr nicht entbehren können, wenn sie überhaupt

ein Gegenstand der Teilnahme sein soll. Sie muß in den Kreis der weiblichen Natur zurück, sonst bliebe ihre Gestalt fremd und kalt, und sie kann nicht anders zurück als durch einen Fehltritt, der sie tief unglücklich macht.

Schluß. Aber unterliegen darf sie nicht, sonst würden wir nicht an die ursprüngliche Reinheit ihres Herzens glauben können. Darum bringt der IV. und V. Akt die Selbstüberwindung und Läuterung der Heldin, die die Liebe zu Lionel aus ihrem Herzen verbannt und durch freiwillige Übernahme einer Schuld, der sie der eigene Vater ohne Grund bezichtigt, durch die Verkennung der Ihrigen, durch die Verbannung und Gefangenschaft ihre Schuld sühnt.

Dr. Mosengel.

91.

Inwiefern sind Johanna und Agnes Sorel trotz ihrer Übereinstimmung doch von einander verschieden?

Einleitung. Der Dichter erleichtert uns oft die Schätzung der moralischen Höhe seines Haupthelden durch Vergleichung mit minder großen Charakteren. Sie bilden gleichsam Stufen, auf denen sich die Phantasie bis zur deutlichen Vorstellung von der sittlichen Größe des ersten Charakters hinaufschwingt.

Ausführung. In diesem Verhältnisse stehen auch Johanna und Agnes Sorel zu einander; beide sind opferfähig, und beider Herzen erfüllt die Liebe zu einem Manne.

I. Dennoch sind sie von einander verschieden, indem Johanna höher steht als Agnes Sorel. Diese dient dem geistigen Auge nur als Höhenmesser für den Standpunkt Johannas; denn

1. Agnes liebt nur den König und empfindet erst um seinetwillen auch Frankreichs Unglück; sie ist opferfreudig wie ein liebendes Weib überhaupt (I. 4.); daher erregt sie unser Mitgefühl;
2. Johanna erweckt zugleich unsre Bewunderung; sie opfert dem Vaterlande selbstlos sich selbst und ihre Weiblichkeit und wirkt thatkräftig mit bei seiner Befreiung und Errettung. Bei ihr steht der König erst in zweiter Linie. (Prolog, 3. V. 176 ff.)

Übergang. Johanna sinkt aber von ihrer Höhe herab, so daß sie ihres hohen Berufes vergißt und, ihrem Gelübde untreu, der Liebe zu Lionel, einem Feinde Frankreichs, Raum in ihrem Herzen giebt.

II. Johanna erscheint glücklich, Agnes ist glücklich. Dabei dient Agnes dazu, Johannas Schuldbewußtsein zu steigern.

1. Agnes, die sich neben jener klein fühlt, spricht ihr ihre unbegrenzte Ehrfurcht aus, („Laß mich, es ist der Freude Drang, der mich — Zu deinen Füßen niederwirft, ich muß — Mein überwallend Herz vor Gott ergießen, — Den Unsichtbaren bet' ich an in dir. — Du bist der Engel, der mir meinen Herrn — nach Reims geführt und mit der Krone schmückt.") Dadurch wird Johanna an die Himmelskrone erinnert, die ihr verheißen war (I, 10. V. 99 u. 100.) und die sie durch ihre Bundbrüchigkeit verwirkt hat. Sie spricht zu Agnes: „Beklage mich! Beweine mein Geschick!" und ruft dann aus: „O, könnt' ich mich — Verbergen in den tiefsten Schoß der Erde!"

2. Indem sich Agnes der Schwäche ihres Herzens, der ausschließlichen Liebe zu dem Könige, anklagt (IV, 3. V. 63ff.), steigert dann jedes ihrer Worte den Kampf und Schmerz in Johannas Busen; diese spricht: „Verlaß mich! Wende dich von mir! Beflecke — Dich nicht mit meiner pesterfüllten Nähe! — Sei glücklich, geh! Mich laß in tiefer Nacht — Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen — Verbergen .... Du bist die Heilige! Du bist die Reine! — Sähst du mein Inneres, du stießest schaudernd — Die Feindin von dir, die Verräterin!"

Übergang. Wenn Johanna so zuvor höher stand als Agnes, so ersehen wir hier, daß Agnes ein ungetrübteres Glück genießt und nichts weiß von den Qualen, die Johanna erleidet.

Schluß. Um so heller strahlt diese darum aber auch in der sittlichen Hoheit, zu der sie sich aufschwingt, indem sie die Liebe aus ihrem Herzen verbannt und ihrem Gelübde getreu im Kampfe für die Rettung des Vaterlandes den Tod erleidet.

Nach Viehoff.

92.

Inwiefern kann man Schillers Gedicht „Kassandra" und den Monolog Johannas im Anfange des vierten Aktes der „Jungfrau von Orleans" mit einander vergleichen?

Einleitung. Schillers Kassandra erinnert in mancher Hinsicht an den Monolog Johannas im Anfange des 4. Aktes. Dies erklärt sich daraus, daß beide Dichtungen ungefähr in derselben Zeit entstanden sind.

Ausführung. Inwiefern kann man beide Dichtungen mit einander vergleichen?

I. Insofern sie eine äußere Ähnlichkeit aufweisen.

1. Die metrische Form ist ähnlich, indem der anfänglich jambische Rhythmus des Monologs zum Schluß in die Strophenform des Gedichts übergeht. Johanna spricht wie Kassandra ihre Klagen in traurig sinkenden vierfüßigen Trochäen aus.

2. Der Anfang beider Dichtungen enthält die Schilderung einer ähnlichen Situation.

   a) In Reims soll nach langen Kriegswirren die Krönung König Karls festlich begangen werden. („Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen, — Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz, — Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen, — Altar und Kirche prangt in Festesglanz".) In Troja soll während einer Waffenruhe die Hochzeit Achills mit Polyxena, der Tochter des Königs Priamus, gefeiert werden. („Freude war in Trojas Hallen, — Eh' die hohe Feste fiel; — Alle Hände ruhen müde — Von dem thränenvollen Streit, — Weil der herrliche Pelide — Priams schöne Tochter freit. — Und geschmückt mit Lorberreisern — Festlich wallet Schar auf Schar — Nach der Götter heil'gen Häusern — Zu des Thymbriers Altar".)

   b) In beiden Dichtungen nimmt eine Person an der allgemeinen Freude nicht teil. Johanna spricht: „Doch mich, die all' dies Herrliche vollendet, — Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück; — Mir ist das Herz verwandelt und gewendet, — Es flieht von dieser Festlichkeit zurück", und von Kassandra sagt der Dichter: „Und in ihrem Schmerz

verlassen — War nur eine traur'ge Brust — Freudlos in der Freude Fülle, — Ungesellig und allein, — Wandelte Kassandra stille — In Apollos Lorbeerhain".

II. Die beiden Dichtungen können auch insofern mit einander verglichen werden, als ihr Inhalt überhaupt eine innere Verwandtschaft aufweist.

1. Beiden Frauen ist ein Gebot auferlegt, das sie nicht zu erfüllen vermögen; Johanna soll sich, um ihre hohe Aufgabe, die Befreiung des Vaterlandes, zu lösen, aller irdischen Leidenschaften entäußern, „nicht Männerliebe darf ihr Herz berühren", Kassandra muß infolge der Sehergabe Apollos überhaupt auf das Glück der Gegenwart verzichten; dennoch lieben beide. (Johanna: „Diese Stimmen, diese Töne, — Wie umstricken sie mein Herz! — Jede Kraft in meinem Busen — Lösen sie in weichem Sehnen, — Schmelzen sie in Wehmuts-Thränen" — Kassandra: „Und auch ich hab' ihn gesehen, — Den das Herz verlangend wählt; — Seine schönen Blicke flehen, — Von der Liebe Glut beseelt. — Gerne möcht' ich mit dem Gatten — In die heim'sche Wohnung ziehn; — Doch es tritt ein styg'scher Schatten — Nächtlich zwischen mich und ihn".) Darum fühlt sich Johnnna unglücklich in dem Bewußtsein ihrer Schuld, des Bruches ihres Gelübdes. („Mußtest du ihn auf mich laden, — Diesen furchtbaren Beruf! — Konnt' ich dieses Herz verhärten, — Das der Himmel fühlend schuf!") Kassandra leidet durch die Voraussicht des Verderbens, das der Vaterstadt, ihr selbst und somit auch der Erfüllung ihrer Herzenswünsche droht. („Ihre bleichen Larven alle — Sendet mir Proserpina, — Wo ich wandre, wo ich walle, — Stehen mir die Geister da; — In der Jugend frohe Spiele — Drängen sie sich grausend ein, — Ein entsetzliches Gewühle! — Nimmer kann ich fröhlich sein".)

2. Beide sind ein ohnmächtiges, willenloses Werkzeug in der Hand der Gottheit; sie müssen vollbringen und tragen, was ihnen diese auferlegt hat. (Johanna: „Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott, — Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen! — Kümmert mich das Los der Schlachten, — Mich der Zwist der Könige? — Ach, es

war nicht meine Wahl!" — Kassandra: „Warum gabst du mir zu sehen, — Was ich doch nicht wenden kann? — Das Verhängte muß geschehen, — Das Gefürchtete muß nahn".)

3. Beide machen die Gottheit für ihr Unglück verantwortlich, beklagen ihre Berufung zu einer die menschliche Kraft übersteigenden hohen Aufgabe und bitten um die Rückkehr in die frühere Niedrigkeit. (Johanna: „Frommer Stab! O hätt' ich nimmer — Mit dem Schwerte dich vertauscht! — Hätt' es nie in deinen Zweigen, — Heil'ge Eiche, mir gerauscht! — Wärst du nimmer mir erschienen, — Hohe Himmelskönigin! — Nimm, ich kann sie nicht verdienen, — Deine Krone, nimm sie hin". — Kassandra: „Dein Orakel zu verkünden, — Warum warfest du mich hin — In die Stadt der ewig Blinden — Mit dem aufgeschloss'nen Sinn? — Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit, — Nimm vom Aug' den blut'gen Schein! — Schrecklich ist es, deiner Wahrheit — Sterbliches Gefäß zu sein".)

Schluß. Wie die Schuld beider verschieden ist, so ist auch ihr Geschick verschieden. Johanna sühnt ihre Schuld durch einen ehrenvollen Tod für das befreite Vaterland, Kassandra stirbt unschuldig in der Gefangenschaft.

93.

Der Tod Talbots und der Tod Johannas. Ein Vergleich.

Einleitung. „Dem Dichter", sagt Klingemann, „war es nicht genug, die Feindschaft der Franzosen und Engländer im allgemeinen aufzufassen, sondern er ließ noch besonders einen inneren Gegensatz daraus hervorleuchten, der gleichsam als die Grundlage seines Gedichtes anzusehen ist. Engländer und Franzosen sind sich nämlich nicht allein in politischer Hinsicht entgegengestellt, sondern diese Feindschaft erscheint zugleich als ein Krieg der Phantasie und des Glaubens gegen die reine Vernunft. Die Franzosen sind die Repräsentanten der ersten, sie sind die Begeisterten für Religion und Poesie. Die Engländer dagegen kämpfen erbittert für die Rechte der Vernunft, und, selbst geschlagen, strecken sie die Waffen nicht, ihr zu entsagen".

Ausführung. So fühlen wir uns aufgefordert, auch die Schilde-

rung, die Schiller von dem Tode Talbots giebt, mit der von Johannas Tode zu vergleichen. In Wirklichkeit war Talbot in der Schlacht bei Patay (18. Juni 1429), die der Dichter bei seiner Darstellung (III, 6 u. 7) wohl im Auge gehabt hat, nicht tödlich verwundet, sondern gefangen worden; sein Leben verlor er erst den 17. Juli 1453 im Treffen bei Castillon. Wir dürfen uns deshalb mit Recht fragen, warum Schiller hier in einem anscheinend unwesentlichen Punkte von der Geschichte abgewichen ist. Der Grund dafür liegt wohl darin, daß der schauerliche Tod des Ungläubigen ein Gegenstück zu dem späteren Tode Johannas sein sollte.

I. Der Gegensatz, den der Tod Talbots zu dem Tode Johannas bildet.

1. Talbot stirbt

a) besiegt, einsam und verlassen von seinen Freunden; sein letzter Blick trifft den Herzog von Burgund, in dem er einen Verräter sehen muß.

b) Er beklagt vor seinem Tode die Verblendung und den Aberglauben der englischen Krieger, die aus Furcht vor dem Gaukelspiel Johannas geflohen seien; er bedauert die Ohnmacht der Vernunft, die dem Narrentum erlegen sei. („Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen! — War unser ernstes, arbeitsvolles Leben — Keines ernsthaftern Ausgangs wert?")

c) Er stirbt ohne Vertrauen auf die Weltregierung Gottes („Der Tag des Schicksals ist gekommen") und ohne den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. („Von dem mächt'gen Talbot, der die Welt — Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig, — Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht — Der Mensch zu Ende — und die einzige — Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens — Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts — Und herzliche Verachtung alles dessen, — Was uns erhaben schien und wünschenswert".)

2. Johanna stirbt

a) als Siegerin inmitten ihrer Freunde,

b) versöhnt mit dem Himmel, in dem Bewußtsein, ihr Gelübde treu erfüllt zu haben.

c) Sie stirbt, indem sie verzückt die Mutter Gottes zu sehen

glaubt, die mit dem ew'gen Sohne an der Brust ihr lächelnd die Arme entgegenstreckt, während die geöffneten Himmelsthore sie zum Eintritt einladen. („Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich — Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide. — Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück — Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!")

II. Aber ihr Tod weist auch eine gewisse Übereinstimmung auf.

1. Johanna stirbt geehrt und geliebt von ihren Freunden, die ihren Tod beklagen und es bereuen, sie einst verkannt zu haben. („Schon schwebt sie droben, ein verklärter Geist, — Sieht unsern Schmerz nicht mehr und unsre Reue".)

2. Aber auch Talbots Tod wird

a) von dem tapferen Lionel beklagt. („Mylord, fahrt wohl! Der Thränen schuld'gen Zoll — Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten, — Wenn ich alsdann noch übrig bin".)

b) Seine Größe spiegelt sich ab

α) in dem Eindrucke seines Todes auf die Feinde („Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher! — Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum, — Und Frankreichs weite Erde konnte nicht — Dem Streben deines Riesengeistes gnügen. — Erst jetzo, Sire, begrüß' ich Euch als König; — Die Krone zitterte auf Eurem Haupt, So lang ein Geist in diesem Körper lebte".);

β) in König Karls Anerkennung. („Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held — Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte. — Bringt ihn hinweg! — Fried' sei mit seinem Staube! — Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden. — Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf — Als Held geendet, ruhe sein Gebein! So weit als er drang noch kein feindlich Schwert, — Seine Grabschrift sei der Ort, wo man ihn findet".)

Schluß. Aus den Worten, die Johanna bei ihrer Begegnung mit dem schwarzen Ritter an diesen richtet („Hätt' ich — Den kriegerischen Talbot in der Schlacht — Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot"), ist angenommen worden, daß der verdammte Geist Talbots

es sei, der ihr da verwirrend und Unglück verkündend in den Weg getreten sei. Ob dem Dichter wirklich dies vorgeschwebt habe, oder ob darunter ein in Talbots Gestalt abgesandter höllischer Geist zu verstehen sei, ist gleichgültig. In beiden Fällen ist damit die Verkörperung des von Johanna vorausgeahnten Unheils angedeutet, das sie bedroht, obgleich ihr bedeutendster Gegner soeben durch den Tod hinweggerafft worden ist.

94.

Johanna und die Krönung Karls VII.

Einleitung. Johanna hat ihr Wort gelöst; unter ihrer Führung haben die Franzosen einen glänzenden Sieg über die Engländer erfochten. Reims hat sich ergeben, und Karl VII. ist mit seinem Heere unter dem Jubel der Bürgerschaft in die Stadt eingezogen.

Ausführung. So ist nun auch Johanna in Reims; sie soll, umgeben von fürstlichem Glanz, der Krönung des Königs beiwohnen; „denn er verleugnet's nicht, und alle Welt — Soll es bezeugen, daß er ihr allein — Die Ehre dieses Tages zuerkennt."

I. Johannas Seelenstimmung. Sie kann an der Festesfreude nicht teilnehmen, das Glück der Ihrigen nicht mit empfinden.

1. Sie ist sich einer schweren Schuld bewußt; im Widerspruch mit ihrem Gelübde hat sie
   a) den feindlichen Führer im Kampfe verschont, (III, 10. V. 48) und
   b) ihr Herz ist sogar in Liebe zu ihm entbrannt. („Ich, meines Landes Retterin, — Des höchsten Gottes Kriegerin, — Für meines Landes Feind entbrennen? — Darf ich's der keuschen Sonne nennen, — Und mich vernichtet nicht die Scham?")
2. In ihrem Herzen dauert der Kampf des höheren Gebots mit ihrer Neigung fort, die sie noch nicht imstande gewesen ist, durch Aufbietung ihrer Willenskraft zu unterdrücken. („Wehe, Weh' mir! Welche Töne! — Wie verführen sie mein Ohr! Jeder ruft mir seine Stimme, — Zaubert mir sein Bild hervor.")
3. Ihr Schuldbewußtsein wird noch gesteigert durch die Anerkennung. die ihr und ihren Thaten zu teil wird

a) von Agnes Sorel, die

α) Johanna ihre unbegrenzte Ehrfurcht ausspricht („Laßt mich, es ist der Freude Drang, der mich — Zu deinen Füßen niederwirft, ich muß — Mein überwallend Herz vor Gott ergießen, — Den Unsichtbaren bet' ich an in dir."),

β) ihr mit beredten Worten dankt. („Dir huldigt, dich preist ein glücklich Volk, — Von allen Zungen überströmend fließt — Dein Lob, du bist die Göttin dieses Festes; — Der König selbst mit seiner Krone strahlt — Nicht herrlicher, als du."),

b) von Dunois, der sie im Namen des Königs dazu beruft, im Krönungszuge die heilige Fahne vor ihm herzutragen. („Wem anders ziemt es! Welch andre Hand — Ist rein genug, das Heiligtum zu tragen! — Du schwangst sie im Gefechte; trage sie — Zur Zierde nun auf diesem Weg der Freude.")

Übergang. Ihre Erregung steigert sich so weit, daß sie, als La Hire die Fahne aufrollt, zu sehen glaubt, daß die darauf abgebildete Jungfrau Maria mit Stirnrunzeln zornglühend aus den finstern Wimpern auf sie herniederschaue. Dennoch dringen die Abgesandten des Königs ihr die Fahne auf, die sie mit heftigem Widerstreben ergreift.

II. Der äußere Glanz der Krönungsfeierlichkeit steht deshalb in einem grellen Widerspruch mit ihrem von bittrer Reue verdunkelten Gemüte. — Dieser Glanz, von dem Johanna umgeben ist, die hohe Ehre, die man ihr erweist, offenbart sich

1. in ihrem Schmuck und in der Stelle, die sie im Krönungszuge einnimmt; denn sie geht in goldenem Harnisch mit der Fahne in der Hand unmittelbar vor dem Könige einher; doch ihr Haupt ist gesenkt, ihre Schritte sind unsicher;

2. in dem Erstaunen und der Bewunderung ihrer Angehörigen, als sie wahrnehmen, daß Johanna selbst den König an Ruhm überstrahle. Margot spricht: „So hab' ich unsre Schwester nun im Glanz — Und in der Herrlichkeit gesehn. Wer hätte — Auch nur im Traum geahnet und gedacht, — Da sie die Herde trieb auf unsren Bergen, — Daß wir in solcher Pracht

sie würden schauen." Louison: „Sie gehört uns nicht mehr an; bei Fürsten ist ihr Platz und Königen."

Schluß. Johanna kann den Widerstreit, von dem ihre Seele zerrissen wird, zuletzt nicht mehr bewältigen. Sie stürzt nach der heiligen Handlung aus der Kirche auf den freien Platz, wo sie sich kaum der Huldigungen des Volkes erwehrt. Dann begegnet sie ihren Angehörigen. Margots Worte: „Du bist doch glücklich? Ja, du mußt es sein, — Da du so groß bist und geehrt!" erinnern sie an ihre glückliche Jugendzeit. („Da ich die Herde trieb auf unsern Höhen, — Da war ich glücklich wie im Paradies — Kann ich's nicht wieder sein, nicht wieder werden?") Sie fordert ihre Freunde auf, mit ihr in die Heimat zu fliehen, wo sie den verlorenen Frieden wiederzufinden hofft. Da erschallen Trompeten, es erscheint der König; sie muß bleiben und den bittren Kelch, der ihr bestimmt ist, bis zur Neige leeren.

95.

Welche Anklage erhebt Thibaut gegen Johanna, und warum schweigt sie dabei?

Einleitung. Weil Johanna die Feinde glänzend besiegt hat und der König in Reims gekrönt worden ist, huldigt er ihr, um ihr seine Dankbarkeit zu bezeugen, in überschwänglicher Weise, indem er zu ihr spricht: „Wenn du von Menschen bist gezeugt, wie wir, — So sage, welches Glück dich kann erfreuen; — Doch, wenn dein Vaterland dort oben ist, — Wenn du die Strahlen himmlischer Natur — In diesem jungfräulichen Leib verhüllst, — So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen — Und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt, — Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend — Im Staube dich verehren".

Übergang. Diese Huldigungen des Königs und des Volkes bilden einen ergreifenden Gegensatz zu den wehmütigen Gedanken, die sie eben ihren Angehörigen gegenüber ausgesprochen hat („Wie eine niedere Magd will ich euch dienen, — Und büßen will ich's mit der strengsten Buße, — Daß ich mich eitel über euch erhob!"), wie zu den gräßlichen Beschuldigungen, die der Vater unmittelbar darauf gegen sie erhebt.

Ausführung. Welche Anklage erhebt Thibaut gegen seine Tochter, und warum schweigt sie dabei?

I. Die Anklage Thibauts.

1. Die einzelnen Punkte der Anklage. Er beschuldigt sie,

a) daß sie den König und das Vaterland durch des Teufels Kunst gerettet habe (IV, 11. V. 5 u. 6);

b) daß sie dies Werk an verfluchter Stätte, unter dem Zauberbaum, wo die bösen Geister Sabbat halten, ersonnen und hier „ihr unsterblich Teil dem Feinde der Menschen" verkauft habe, „daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche".

2. Den Beweis für die Berechtigung seiner Anklage führt Thibaut durch den Hinweis darauf,

a) daß Johanna am Arme von der Hölle zum Zeichen ihres Bundes mit Punkten gezeichnet sei;

b) daß sie auf seine Anklage nicht zu antworten vermöge (IV, 11. V. 18 u. 19), obgleich ihre Freunde, Agnes Sorel, La Hire, er selbst und der Erzbischof sie wiederholt dazu aufgefordert haben;

c) daß der Himmel durch wiederholte heftige Donnerschläge seine Anklage bestätige.

II Warum schweigt nun Johanna auf die Anklage ihres Vaters, obgleich diese doch ungerechtfertigt ist und sie nicht im Bunde mit dem Bösen, sondern in Erfüllung ihrer göttlichen Berufung ihr Rettungswerk vollbracht hat? — Sie schweigt,

1. weil sie sich, wenn auch in einem andern Sinne als ihr Vater meint, schuldig fühlt;

2. weil sie in der Anklage eine Gelegenheit sieht, um das Verbrechen, daß sie des Feindes Bild in ihrem Herzen trägt, zu sühnen. („Und büßen will ich's mit der strengsten Buße, — Daß ich mich eitel über euch erhob".) Sie hält diese Anklage also für eine Prüfung des Himmels („Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick, — Das Gott, mein Meister, über mich verhängte"), und zwar deshalb, weil

a) die Demütigung sie gerade auf der höchsten Stufe irdischen Glanzes trifft;

b) weil sie von ihrem Vater ausgeht („Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott, — Und väterlich wird auch die Prüfung sein);

c) weil des Himmels Donnerstimme die Anklage bestätigt.

Schluß. Deshalb fühlt sie sich auch entsühnt und losgesprochen, als der Himmel durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte, zu ihr redet:

„. . . . . Jetzt bin ich
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund.
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!"

96.

Welche Hindernisse treten der Jungfrau von Orleans auf ihrer Laufbahn entgegen?

Einleitung. Schon in ihrer Jugend hatte Johanna mit Hindernissen zu kämpfen, indem ihre Angehörigen, namentlich ihr Vater, kein Verständnis für die Eigentümlichkeiten ihres Wesens hatten. (Prolog 2 u. 3.) „Sie war uns fremd, da sie noch unser war", spricht Louison, nachdem sie die Schwester im Krönungszug erblickt hatte. Johanna folgte unbekümmert darum dem Rufe, den die Mutter Gottes an sie ergehen ließ, indem sie ihr verhieß, sie würde „Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen — Und Reims befrein und ihren König krönen", wenn sie der Liebe entsagen und ohne Schonung alles Lebende töten würde, das ihr der Schlachtengott entgegenschicke.

Ausführung. Johannas Siegeszug und die Hindernisse, die sich ihr dabei entgegenstellen, bis es ihr doch gelingt, ihre hohe Aufgabe zu erfüllen.

I. Innere Hindernisse, die daraus entspringen, daß sie trotz ihres heldenhaften kühnen Wesens naturgemäß ihre Weiblichkeit nicht verleugnen kann. Vergl. Prolog, 4; II, 10; III, 4. V. 13—39.

1. Sie erfüllt daher nur ungern ihren blutigen Beruf. Als sie dem Walliser Montgomery in der Schlacht begegnet (II, 6 u. 7), geht sie ihm nur zögernd entgegen und bleibt dann stehen. Nachdem sie ihn getötet hat, gesteht sie, daß sich dabei das Mitleid in ihrem Herzen geregt und nur die erhabene Jungfrau ihren unkriegerischen Arm mit Kraft gerüstet habe, „den blühenden Leib des Gegners zu verletzen".

2. Sie ist nicht imstande, ihr Herz der Liebe zu verschließen. Sie schont Lionel und läßt ihn entfliehn. (III, 10.)
3. Trotz ihrer Reue und schweren Selbstanklage kann sie diese verbrecherische Liebe nicht aus ihrem Herzen bannen. (IV, 1. V. 34 ff.) Selbst nach ihrer Verbannung und Gefangennahme fürchtet sie, ihm zu begegnen. („Ermorde mich gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest".)

II. Äußere Hindernisse.
1. Die Anklage des Vaters; er beschuldigt sie, den König und das Vaterland durch des Teufels Kunst gerettet zu haben, durch einen Bund, den sie mit dem Bösen unter dem Zauberbaum gemacht habe, wobei sie ihm ihre Seelen um den Preis kurzen Weltruhms verkaufte. (IV. 11.)
2. Der Wankelmut und die Leichtgläubigkeit ihrer Freunde, die sie auf jene Beschuldigung hin im Stich lassen.
   a) Burgund wird zuerst wankend. („Entsetzlich! Doch dem Vater muß man glauben, — Der wider seine eigne Tochter zeugt".)
   b) Du Chatel, der nie ihr aufrichtiger Freund' gewesen ist (IV, 3. V. 36 u. 37), zweifelt auch bald an ihr. („Kommt, kommt, mein König! Fliehet diesen Ort!")
   c) Als Johanna des Erzbischofs Frage („Schweigst du — Aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld? — Wenn dieses Donners Stimme für dich zeugt, — So fasse dieses Kreuz uud gieb ein Zeichen!") unbeantwortet läßt, verlassen sie alle Großen außer Dunois.
3. Der Verbannungsbefehl des Königs. (IV, 13. V. 1—4.) Als Du Chatel ihr diesen überbringt, verläßt sie auch Dunois.

Schluß. Nachdem Johanna durch Reue und schwere Buße geläutert worden (V, 1—6, 9 u. 11) und das Vertrauen der Ihrigen wiedergewonnen hat (V, 7 u. 8), zerreißt sie im festen Glauben an ihren göttlichen Beruf die Bande, mit denen die Engländer sie gefesselt haben, befreit den König und stirbt als Siegerin einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde. So vollendet sie ihre Laufbahn und löst trotz aller Hindernisse, die ihr in den Weg getreten sind, getreu das Wort ein, das sie dem Könige in seinem Hoflager zu Chinon gegeben hat.

97.

Wie sühnt Johanna ihre Schuld.

Einleitung. Johanna gelobt der Mutter Gottes, als diese sie zur Rettung des Vaterlandes beruft, der Liebe ihr Herz zu verschließen und erbarmungslos alle Feinde zu töten, die ihr in der Schlacht begegnen. Dies Gelübde hat sie durch die Schonung Lionels und durch ihre Liebe zu ihm gebrochen.

Ausführung. Wie sühnt Johanna diese Schuld?

I. Sie sühnt sie dadurch, daß sie sich einer freiwilligen Buße unterzieht,
   1. indem sie die ungerechte Anklage des Vaters über sich ergehen läßt, ohne sich dagegen zu verteidigen (IV, 11);
   2. indem sie die Verkennung ihrer Freunde geduldig erträgt und ohne zu murren in die Verbannung geht, in die sie der König schickt, für den sie sich geopfert, der ihr sein Reich, seinen Thron verdankt;
   3. indem sie gefaßt und sanft bleibt bei der Schmähung des Köhlerbuben. („Du siehst, mir folgt der Fluch, und alles flieht mich; — Sorg' für dich selber und verlaß mich auch!")

II. Eine Heimsuchung des Himmels ist dann ihre Gefangenschaft, in der sie
   1. in schwere Ketten gelegt,
   2. von Isabeau verhöhnt und verspottet wird. (V, 5.)

III. Die schwerste Prüfung aber besteht sie, als sie Lionel gegenübergestellt wird, in dem sie nur noch den verhaßten Feind ihres Volkes sieht. Sie richtet an ihn die Aufforderung: „Führe deine Heere — Hinweg von meines Vaterlandes Boden, — Die Schlüssel aller Städte gieb heraus, — Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte, — Gieb die Gefangenen ledig, sende Geiseln — Des heiligen Vertrags, so biet' ich dir — Den Frieden an in meines Königs Namen".) Hier flammt ihre Vaterlandsliebe zu einer Begeisterung auf, aus der wir ersehen, daß sie ihre Neigung zu dem Feinde ihres Volkes bis auf den letzten Rest vertilgt hat.

Schluß. Wie der Himmel durch seine Donnerschläge Johannas Schuld bezeugt hatte, so war sie auf ihrer Flucht von fortdauerndem Gewitter begleitet zum Zeichen, daß ihre Entsühnung sich

allmählich vollziehe. Die Aufheiterung und Beruhigung des Himmels deutet diesen Augenblick sinnbildlich an. Die Unerschütterlichkeit des Seelensfriedens, zu dem sie gelangt ist, beweist uns der ergreifende Auftritt mit dem Köhlerbuben, der sie die Hexe von Orleans schilt und ihr den Becher vom Munde reißt. Johanna erklärt ihrem Begleiter: „In mir ist Friede — Komme was da will, — Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt". Als Isabeau jedoch befiehlt, sie zu Lionel zu führen, beschwört sie die Engländer, sie lieber zu töten, als dorthin zu bringen, sei es, daß sie die Schwachheit ihres Herzens fürchtet, sei es, daß sie Abscheu gegen den empfindet, der sie zu dem Bruche ihres Gelübdes veranlaßt hat. Jedenfalls ist sie entsühnt, als sie nicht als liebendes Weib, sondern als glühende Patriotin dem feindlichen Führer entgegentritt.

98.

Inwiefern kann man die dichterischen Gestalten Iphigeniens und Johannas mit einander vergleichen?

Einleitung. Die beiden Dramen „Iphigenie" und „Die Jungfrau von Orleans" sind nicht allein von zwei verschiedenen Dichtern verfaßt, sondern sie gehören ganz verschiedenen Zeiten und Völkern an, deren Lebensgewohnheiten und sittliche Anschauungen wesentlich von einander abweichen; dennoch bieten die Charaktere der beiden Heldinnen eine gewisse Übereinstimmung.

Ausführung. Inwiefern kann man Iphigenie und Johanna mit einander vergleichen?

I. Es kann dies insofern geschehen, als Iphigenie wie Johanna zur Erfüllung einer hohen Aufgabe berufen sind. Iphigenie soll ihr Haus von einem darin fortwuchernden Fluche, Johanna ihr Vaterland von äußeren Feinden befreien.

1. Beide haben zur Lösung dieser Aufgabe eine angemessene Vorbereitung erhalten

a) durch die Zurückgezogenheit und Einsamkeit ihres bisherigen Lebens, Iphigenie in dem entlegenen Barbarenlande, Johanna in dem von dem Treiben der Welt unberührten Dörfchen;

b) durch ihre Beschäftigung. Iphigenie ist im Dienste der

jungfräulichen Diana zu einem Musterbilde reiner Menschlichkeit und Weiblichkeit herangereift, und in Johanna hat sich in der träumerischen Stille des Hirtenlebens eine tiefe Frömmigkeit, Glaubenskraft, prophetische Begeisterung und eine unbegrenzte Liebe zu König und Vaterland entwickelt.

2. Der Beginn der Lösung ihrer Aufgabe ist bei beiden erfolgreich. Iphigenie entsühnt den unter dem alten Fluche schwer leidenden Bruder, Johanna ist siegreich gegen die Feinde ihres Vaterlandes.

II. Sie können auch insofern mit einander verglichen werden, als beide eine Prüfung bestehen müssen; beide geraten in einen inneren Kampf.

1. In diesem unterliegen beide zuerst. Iphigenie leiht den Ratschlägen des Pylades ein williges Ohr, Johanna bricht durch ihre Neigung zu Lionel ihr Gelübde.

2. Beide gehen schließlich aus dem Kampfe als Siegerinnen hervor. Iphigenie weist alles zurück, was die Lauterkeit ihres Wesens trüben will, Johannas Pflichtgefühl überwindet ihre Liebe.

3. So erfüllen beide ihre hohe Aufgabe. Iphigenie gewinnt durch ihre Wahrhaftigkeit den König Thoas und kehrt mit dem geheilten Bruder und dessen Freunde in die Heimat zurück. Johanna steht als zweifache Heldin da, als Überwinderin der Feinde und ihres eignen Herzens.

Schluß. Eine Verschiedenheit besteht jedoch darin, daß Johanna ihren Sieg mit dem Leben bezahlt, während Iphigenie heimkehrt, um den zweiten Teil ihrer Aufgabe, die Erlösung ihres alten Heldengeschlechtes von dem auf ihm lastenden Fluche, zu erfüllen.

Nach Viehoff.

99.

Wie äußert sich die Vaterlandsliebe in Schillers „Jungfrau von Orleans"?

100.

Die Frauencharaktere in der „Jungfrau von Orleans".

101.

König Karl und Dunois. Ein Vergleich.

102.

Charakteristik Karls VII.

103.

Johanna und Isabeau. Ein Vergleich.

104.

Johanna in der Gefangenschaft.

105.

Vergleich des Monologs der Jungfrau von Orleans (IV, 1.) mit dem der Beatrice in der Braut von Messina. (II, 1.)

106.

Welche Kunstmittel wendet Schiller in seiner „Jungfrau von Orleans" zur Charakteristik der Personen an?

107.

Margot und Louison in Schillers „Jungfrau von Orleans". Eine vergleichende Charakteristik.

108.

Der schwarze Ritter und seine Bedeutung in Schillers „Jungfrau von Orleans".

109.

Die Vaterlandsliebe der Jungfrau von Orleans verglichen mit der Tells in „Wilhelm Tell".

110.

Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben? (Prol. 3.)

111.

Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen! (I, 2.)

112.

Der rauhe Krieger wird sein eignes Weh
Geduldig tragen, sieht er seinen König,
Dem Ärmsten gleich, ausdauern und entbehren. (I, 4.)

113.

Für seinen König muß das Volk sich opfern;
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt. (I, 5.)

114.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre. (I, 5.)

115.

— Ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt. (II, 2.)

116.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland? (II, 10.)

117.

Endlich legt sich jedes Sturmes Wut,
Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spätesten Früchte. (III, 2.)

118.

— Auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Not. (III, 4.)

119.

— Das Glück
Wohnt droben in dem Schoß des ewgen Vaters. (III, 4.)

120.

— Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verleumdung mächtig niederblitzt. (IV, 11.)

121.

Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude! (V, 14.)

122.

Vorfabel von Schillers „Braut von Messina".

Einleitung. Der historische Hintergrund. Messina, der Ort, wo unsere Tragödie spielt, führt seinen Namen und Ursprung auf ausgewanderte Messenier zurück und behielt trotz der Unterwerfung durch die Römer seine griechische Religion und Sitte. Bis ins neunte Jahrhundert gehörte es zum griechischen Kaisertum. Dann bemächtigten sich die Mauren der Insel Sizilien, bis diese im elften Jahrhundert von Roger, dem jungen Bruder des Normannenfürsten Robert Guiscard, erobert wurde; eine Zeitlang, während Roger mit Robert einen Streit hatte, war Rogers Herrschaft aber wieder auf Messina beschränkt. In diese Zeit etwa fällt die Handlung des Stückes. Bestimmte historische Persönlichkeiten hat Schiller jedoch dabei nicht ins Auge gefaßt; er zeichnet vielmehr darin Charaktere, wie sie nach Sitte und religiöser Anschauung im elften Jahrhundert in Messina vorgekommen sein mochten. Schiller denkt sich dabei, daß Sizilien damals, wie während der Sarazenenzeit, in mehrere kleine Fürstentümer zerfiel.

Ausführung. Darstellung der vor dem Beginne des Dramas liegenden Ereignisse.

I. Der Ahnherr, der Großvater der feindlichen Brüder, hatte seine Gattin, die ihm einen Sohn geboren, durch den Tod verloren.

1. In höherem Alter verlobt er sich mit Isabella, einer jüngeren Fürstentochter; diese entführt ihm jedoch sein Sohn aus erster

Ehe und verbindet sich mit ihr. („Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen, — Der des alten Fürsten ehliches Gemahl — In ein frevelnd Eheband gerissen", und „Dies Haus — Ein Frevel führte mich herein — Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen — Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt".)

2. Der Vater verflucht daher ihn und sein ganzes Geschlecht. („Und der Ahnherr schüttete im Zorne — Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen — Auf den sündigen Ehebund aus").

II. Nach dem Tode des Ahnherrn folgte ihm der Sohn in der Regierung. Seiner Ehe mit Isabella entsproßten zwei Söhne, die schon, als sie noch zarte Knaben waren, ein jammervoller Zwist entzweite. (II, 5. V. 352 ff.)

1. Der Traum des Vaters vor der Geburt des dritten Kindes.
   a) Seine Deutung durch einen sternkundigen Araber, daß das Kind, wenn es eine Tochter wäre, die beiden Söhne töten und so den ganzen Stamm vernichten werde.
   b) Der Befehl des Fürsten, die Neugeborene ins Wasser zu werfen.
2. Der Traum der Mutter vor der Geburt des Kindes.
   a) Seine Deutung durch einen Mönch, daß die Tochter der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut vereinigen würde.
   b) Isabella rettet die Tochter und läßt sie an verborgener Stätte in dem Kloster der heiligen Cäcilie erziehen. Auch gelingt es ihr, dies Geheimnis, um das nur Diego, ein alter Diener weiß, vor dem Fürsten zu verbergen.

III. Wie Beatrice ihre Brüder kennen lernte.

1. Die Begegnung mit Don Manuel im Klostergarten (I, 7. V. 681 ff.),
2. mit Don Cesar bei der Leichenfeier des Fürsten in der Kirche. (II, 5. V. 496 ff.)

IV. Der Tod des Fürsten und seine Folgen.

1. Der Fürstin gelingt es, die Brüder zu einer friedlichen Zusammenkunft im Palaste zu bestimmen.
2. Sie hat dem alten Diener befohlen, Beatrice aus dem

Kloster zu holen, um sie den Brüdern zuzuführen, die sie mit einander zu versöhnen hofft.

3. Unterdessen aber hat Don Manuel Beatrice aus dem Kloster entführt und nach einem Gartenhause bei Messina gebracht.

Schluß. Inzwischen hat die Bruderfehde ganz Messina in zwei Parteien gespalten; die Ältesten haben gedroht, das Fürstenhaus zu entthronen und die Stadt einem anderen Herrn zu übergeben, die nur in Eintracht den feindlichen Nachbarn widerstehen kann. Da tritt Isabella vor die Abgesandten und verweist sie in ihre Schranken. Damit beginnt das Drama.

123.

Der Gang der Handlung in Schillers „Braut von Messina".

Einleitung. Die Haupthandlung in Schillers „Braut von Messina" bildet die Erfüllung des geweissagten Schicksals, die Sühnung des Fluches, der Schuld der Eltern durch den Untergang des Fürstenhauses. Als Nebenhandlungen sind damit verflochten: 1. Die Versöhnung der Brüder zur Befestigung der Herrschaft des Fürstenhauses und 2. das Liebeswerben der Brüder um Beatrice. — Die Liebe der beiden Brüder zu Beatrice führt zum Brudermorde und zur Enthüllung des wahren Verhältnisses aller drei Personen zu einander wie zur Erfüllung des geweissagten Schicksals, in der die sittliche Weltordnung als höhere Gerechtigkeit zu Tage tritt.

Ausführung. Der Gang der Handlung.

I. Exposition. Die Lage des Fürstenhauses und des Volkes. Der Fürst ist gestorben, seine Söhne entzweit, die Bevölkerung durch die Bruderfehde geteilt.

II. Schürzung des Knotens. (Steigende Handlung.)

1. Das Fürstenhaus wie das Volk erscheint somit dem Verderben geweiht; jenem droht Entthronung, diesem die Unterwerfung durch den „bösen Nachbar", wenn die Brüder bei ihrem Hasse verharren.

2. Gegenwirkung: Die Versöhnung der Brüder. (I, 4.)

3. Die Meldung des Boten. (Erregendes Moment.) (I, 6. V. 545 ff.)

III. Höhepunkt. (II, 5.) Alle Schwierigkeiten scheinen aus dem Wege geschafft, die Herrschaft und das Bestehen des Geschlechtes gesichert zu sein.

1. Außer den versöhnten Brüdern lebt der Fürstin noch eine Tochter.
2. Beide Brüder sind verlobt;
3. deshalb scheint das Glück der Fürstin ungetrübt. (Höhepunkt.)
Isabella spricht: „Die Mutter zeige sich, die glückliche, — Von allen Weibern, die geboren haben, — Die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht.

IV. Peripetie.

1. Die drei Vorstufen des Umschlages.
   a) Die Erzählung Diegos von Beatricens Anwesenheit bei der Leichenfeier, die Don Manuel (II, 6) dazu veranlaßt, sich Gewißheit zu verschaffen, daß die Geliebte nicht zugleich die Schwester sei. Don Cesar eilt dann, nachdem er von der Mutter den Namen des Klosters erfahren hat, in dem die Schwester lebte, auch zur Braut, um sie unter den Schutz der Mutter zu stellen. So ist das Zusammentreffen der Brüder bei Beatrice zur Genüge begründet und vorbereitet.
   b) Die Schilderung der Mutter durch Beatrice, wodurch Don Manuels Argwohn neu erwacht.
   c) Das Geständnis Beatricens („Ich war zugegen"), wodurch Manuel Gewißheit erlangt. (III, 3.) Er weiß nun, daß er, wie Don Cesar dasselbe Mädchen lieben, das zugleich ihre Schwester ist. Doch der Friede zwischen ihnen braucht darum nicht gestört zu werden.
2. Da aber führt die Eifersucht und Leidenschaft Don Cesars den Glücks-Umschlag herbei; er ersticht den Bruder. (III, 3.)

Vorbereitung der Katastrophe. (Fallende Handlung.)

1. Die Meldung des Boten. Wiedersehen von Mutter und Tochter. (IV, 2 u. 3.)
2. Die Erkennung des Ermordeten. Isabellas Fluch und Gotteslästerung. (IV, 4.)
3. Don Cesar erfährt, daß Beatrice seine Schwester ist. Sein Geständnis und dessen Eindruck auf Isabella. Beatricens Liebe zu Don Manuel. (IV, 5 u. 6.)
4. Don Cesars Entschluß. (Moment der letzten Spannung.) (IV, 8 u. 9.)

V. Katastrophe. Don Cesars Selbstmord. (IV, 10.)

Schluß. Man hat den Versuch Schillers, das griechische Factum

als tragisches Motiv anzuwenden, getadelt; dennoch ist bei ihm „die Auffassung des Schicksals tiefer, inniger, sittlicher als bei den Griechen“, wie in den sogenannten Schicksalstragödien, die auf seine „Braut von Messina“ folgten, und von denen Müllners „Schuld“ unmittelbar an die Schlußverse jener:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Übel größtes aber ist die Schuld“.

anknüpfte.

124.

Was ist die natürliche Wurzel des Bruderhasses in Schillers „Braut von Messina?“

Einleitung. Die Fürstin bezeichnet den Streit der Brüder als eine „Knabenfehde,“ deren Ursprung hinaufsteigt „in unverständiger Kindheit frühe Zeit.“ Dieser Kinderstreit hat jedenfalls aber nur eine Veranlassung zu ihrem Hasse gegeben.

Ausführung. Wir fragen deshalb mit Recht: Was ist die natürliche Wurzel des Bruderhasses?

I. Die Charakterverschiedenheit beider.

1. Don Manuel ist

a) verschlossen; („Des Vaters eignen Sinn und Geist erkenn' ich — In meinem erstgebornen Sohn! der liebte von jeher, sich verborgen in sich selbst — Zu spinnen und den Ratschluß zu bewahren — In unzugangbar fest verschlossenem Gemüt.“) er verschweigt seine Liebe zu Beatrice wie der Mutter, so auch den Dienern, die ihn verwundert fragen: „Warum verschweigst du bis diesen Tag — Dein Liebesglück mit seiner neidschen Hülle?“

b) besonnen, vorsichtig überlegend, ja mißtrauisch. Er sagt zu Don Cesar, als dieser ihm das Geheimnis seiner Liebe entdecken will: „Laß mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimnis.“ Er wird argwöhnisch, als er hört, daß auch die Schwester Beatrice heiße; dann erkundigt er sich nach der Gegend, in der sie gelebt habe; durch Diegos Bericht fühlt er sich beruhigt, beschließt dann aber doch, sich bei Beatrice Licht und Gewißheit zu verschaffen; doch thut er dies nur zögernd. (I, 7. 21. 812. II, 6 und III, 3.)

2. Don Cesar ist

a) offner und wahrer als der Bruder. Nachdem er eben um Beatrice geworben hat, offenbart er auch der Mutter und dem Bruder das Geheimnis seiner Liebe. („Nicht meine Weise ist's, geheimnisvoll — Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen — Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüt.")

b) Er ist unbedacht, leidenschaftlich, stolz, feurig und ungestüm. Dies beweist er durch die Art seiner Liebeswerbung (II, 2.), durch die Eile, mit der er fortstürmt, um die verlorene Schwester zu suchen, ohne zu wissen, wo sie gelebt habe, wie durch den in blinder Eifersucht begangenen Brudermord.

Übergang. Doch giebt es noch andere Beweggründe für ihre Entzweiung. Schiller hat sich darüber nicht ganz bestimmt ausgesprochen, daß Don Manuel der allein erbberechtigte Nachfolger seines fürstlichen Vaters sei. Don Cesar sagt vielmehr zu Beatrice: „Ich bin Don Cesar, und in dieser Stadt — Messina ist kein Größerer über mir." Don Manuel erklärt bestimmter: „Don Manuel heiß' ich — Doch ich bin der Höchste, — Der diesen Namen führt in dieser Stadt; — Ich bin Don Manuel, Fürst von Messina."

II. So müssen wir annehmen, daß auch Herrschsucht und Neid den Bruderhaß genährt haben. Dafür sprechen

1. die Erklärungen der Chöre, die sich vor dem Gartenhause getroffen haben (1. Chor. „Dem älteren Bruder muß der jüngere weichen." 2. Chor. „Ein Bess'rer ist der Herrscher, dem ich diene.);

2. der Ausruf des jüngeren Chors nach Don Manuels Ermordung: „Heil uns! der lange Zwiespalt ist geendigt, Nur einem Herrscher jetzt gehorcht Messina."

Übergang. Aber auch sonst wurde der Haß sowohl absichtslos als mit Absicht geschürt, und zwar:

III. Durch den Einfluß der Eltern,

1. der Mutter, die Don Manuel vor Don Cesar bevorzugte und dadurch seine Eifersucht weckte. Er spricht zu Beatrice: „Sie hat mich nie geliebt! Verraten endlich — Hat sich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet. — Sie nannt' ihn ihren bessern Sohn! — So hat sie — Verstellung ausgeübt ihr

ganzes Leben!" (Vergl. IV, 6. V. 470 ff. II, 5. V. 424 ff. 474 ff. und 490—495.);

2. des **Vaters**, der durch seine große Strenge wohl den Ausbruch ihres Hasses verhinderte, aber durch diese Eindämmung sein Feuer nur noch mehr anschürte, so daß der alte Groll nach des Fürsten Tode, „gleichwie des Feuers eingepreßte Glut zur offnen Flammen sich entzündend," losbrach.

IV. Durch die Aufreizung der Anhänger der Brüder,

1. die aus **Selbstsucht** ihren Befehlen gehorchten und ihren Haß zu entflammen suchten, um daraus für sich Vorteil zu ziehen,
2. die mit **Neid** die fremde Herrschaft ertrugen und Schadenfreude über den Streit empfanden. (I, 4. V. 330—355 u. I, 6. V. 439 ff.)

Schluß. So nur können wir es uns erklären, daß die durch einen Knabenstreit veranlaßte Bruderfehde in einen tödlichen Haß ausartete, der selbst nach der Versöhnung bei der ersten Gelegenheit wieder zum Ausbruche kam.

125.

Wie Beatrice ihre Brüder kennen lernte.

Einleitung. Das Herrschergeschlecht von Messina. Der Fluch des Ahnherrn.

Ausführung. Beatricens Erlebnisse.

I. Warum Beatrice ins Kloster kam.

1. Der Traum des Vaters (II, 5. V. 320 ff.) und sein Befehl die Neugeborene ins Meer zu werfen.
2. Der Traum der Mutter und die Rettung Beatricens. (II, 5. V 352 ff.)

II. Die Begegnung mit den Brüdern.

1. Mit Don Manuel im Klostergarten. (I, 7. V. 681 ff.)
2. Mit Don Cesar bei der Leichenfeier des Fürsten in der Kirche. (II, 5. V. 496 ff.)

Schluß. Don Manuel entführt Beatrice aus dem Kloster und bringt sie in ein Gartenhaus bei Messina. Nachdem Don Cesars Späher ihren Aufenthaltsort entdeckt haben, eilt dieser in das Gartenhaus; er findet Beatrice in Don Manuels Armen und ersticht ihn aus Eifersucht.

126.

Die Versöhnung der feindlichen Brüder.

Einleitung. Der Streit der Brüder und seine Folgen. („Messina teilte sich, die Bruderfehde — Löst' alle heiligen Bande der Natur, — Dem allgemeinen Streit die Losung gebend, — Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt, — Ja, diese Hallen selbst bespritzte Blut.")

Ausführung. Die Versöhnung der feindlichen Brüder.

I. Die Beilegung des Streites versuchte:

1. Der Vater. („Zwar, weil der Vater noch gefürchtet herrschte, — Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare — Gerechtigkeit die Heftigbrausenden im Zügel ..... Nicht waffentragend durften sie sich nahn, — Nicht in denselben Mauern übernachten ..... Als er die Augen — Im Tode schloß, und seine starke Hand — Sie nicht mehr bändigt, bricht der alte Groll, — Gleichwie des Feuers eingepreßte Glut, — Zur offnen Flamme sich entzündend, los.")

2. Die Mutter, indem sie, um sie zur Versöhnung zu bewegen,

a) auf ihren Mutterschmerz hinweist („Vergessen ganz mußt ich den einen Sohn, — Wenn ich der Nähe mich des andern freute. — O, meine Mutterliebe ist nur eine, — Und meiner Söhne waren ewig zwei.");

b) die Schuld auf die Diener schiebt, welche

α) aus Selbstsucht zu schnell ihren Befehlen gehorchen, ihren Zorn schüren,

β) mit Neid die fremde Herrschaft ertragen und Schadenfreude über den Streit empfinden (I, 4. V. 336—355.);

c) sie an das natürliche Band erinnert, das sie verbindet.

α) Sie sind Brüder, sagt sie, daher geborne Freunde. („Die Neigung giebt — Den Freund; es giebt der Vorteil den Gefährten; — Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab! — Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen — Ist ihm der Freund.")

β) Beide sind einander würdig, und jeder von ihnen würde aus Tausenden heraus den andern zum Freunde sich gewählt haben, wenn sie einander fremd wären. (I, 4. V. 376 ff.) ———

d) Sie ermahnt sie, zu bedenken, daß sie es selbst nicht wüßten, wie weit jeder von ihnen an der Bruderfehde schuld sei. („Hier ist das Mein und Dein, — Die Rache von der Schuld nicht mehr zu sondern); denn ihres Haders Ursprung steigt hinauf
α) „In unverständiger Kindheit frühe Zeit," und
β) „Der Siege göttlichster ist das Vergeben!" (I, 4. V., 395—432.)

Übergang. Nachdem die Fürstin ihre Söhne an das traurige Geschick des thebanischen Brüderpaares erinnert hat, überläßt sie jene sich selbst. („Jetzt weiß ich nichts mehr. — Ausgeleert hab' ich — Der Worte Köcher und erschöpft der Bitten Kraft.") Dennoch gelingt die Beilegung des Streites, aber nicht durch die Worte der Mutter, sondern dadurch, daß die Herzen der Brüder durch die Liebe milder, versöhnlicher gestimmt worden sind.

II. Die Versöhnung.

1. Auf die Mahnung des älteren Chors („Ihr seid Brüder! Bedenkt das Ende!") findet dann eine Annäherung statt. (I, 5, 466 ff.)
   a) Don Cesar spricht das erste Wort, Don Manuel das erste freundliche Wort.
   b) Beide sprechen einander gegenseitig ihre Achtung aus und kommen zu der Überzeugung, daß sie sich bisher nicht genügend gekannt haben.
   c) Auch sie schieben alle Schuld der Fehde den Dienern zu.
2. Die Beilegung des Streites. („So will ich diese Bruderhand ergreifen", sagt Don Cesar.)
   a) Während darauf beide Hand in Hand stehen und einander eine zeitlang betrachten, entdecken sie in einander eine Ähnlichkeit mit Personen, die ihnen teuer sind, wodurch sie sich auch innerlich näher treten; denn Don Cesar findet in Don Manuel „der Mutter teure Züge" und Don Manuel entdeckt in dem Bruder eine Ähnlichkeit mit der Geliebten, „die ihn noch wunderbarer rührt."
   b) Infolgedessen wetteifern sie miteinander in Edelmut.
      α) Don Cesar überläßt dem Bruder die Pferde von arabischer Zucht, die er aus den Nachlaß des Vaters in Anspruch nahm.

β) Don Manuel will sie nur annehmen, wenn jener das Schloß am Meere bezieht, um das sie heftig gestritten hatten.

γ) Beide einigen sich durch den Beschluß, es gemeinsam brüderlich zu bewohnen. („Wir sind nicht mehr getrennt, wir sind vereinigt.“)

Schluß. Dennoch war ihre Versöhnung nur von kurzer Dauer; schon naht der Bote, der dem einen von ihnen die Fährte weist, auf der er zum Morde des Bruders schreiten wird, mit dem er sich soeben versöhnt hat. Darum spricht der Chor bald darauf in trüber Ahnung: „Sorge giebt mir dieser neue Frieden, — Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen; — Auf der Lava, die der Berg geschieden, — Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.“

127.

Wie gelangt Don Manuel zu der Erkenntnis, daß Beatrice seine Schwester sei?

Einleitung. Beatrice im Kloster.

Ausführung. Don Manuels Verdacht, daß die Geliebte und die unbekannte Schwester dieselbe Person sei.

I. Er wird erregt durch Diegos Erscheinen und seinen Bericht. Bei seinem Eintritt ruft die Fürstin: „Wo ist Beatrice?“

1. Don Manuel erfährt so, daß die Schwester denselben Namen wie die Geliebte führt.
2. Diego berichtet darauf ihre Entführung durch Korsaren. Dadurch steigert sich Don Manuels Argwohn, da Zeit und Stunde ihres Verschwindens mit dem Zeitpunkt der Entführung der Geliebten durch ihn selbst übereinstimmt. Er fragt: „Wann, sagst du, sei sie unsichtbar geworden?“ und Diego antwortet: „Seit diesem Morgen erst ward sie vermißt.“

Übergang. Diegos Bekenntnis mildert jedoch seinen Argwohn; denn er ist überzeugt, daß die Geliebte es nicht über sich gebracht habe, ohne sein Wissen der Leichenfeier des Fürsten beizuwohnen. „Glücksel'ges Wort, das mir das Herz befreit! — Das gleicht ihr nicht! Das Zeichen trifft nicht zu,“ ruft er aus. Um sich Gewißheit zu verschaffen, eilt er dann in das Gartenhaus. („Was steh' ich hier

in Furcht und Zweifels Qualen? — Schnell will ich Licht mir schaffen und Gewißheit.")

II. Beatrice bestätigt aber seine Vermutung.

1. Durch ihre Schilderung der Mutter. („Ich seh' sie vor mir, die Erinnerung — Belebt sich wieder aus der Seele Tiefen — Erhebt sich mir die göttliche Gestalt, — Der braunen Locken Ringe seh' ich — Des weißen Halses edle Form beschatten! — Ich seh' der Stirne rein gewölbten Bogen, — Des großen Auges dunkelhellen Glanz, — Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne — Erwachen mir —"), so daß Don Manuel sie mit den Worten: „Weh' mir! du schilderst sie!" (nämlich seine eigene Mutter) unterbricht.
2. Durch ihr Entsetzen, als er ihr erklärt, er wolle sie zur Fürstin von Messina bringen. („Was sagst du? Deine Mutter und Don Cesars? — Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr! .... O unglückselig traurige Entdeckung! — O, hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!")
3. Dadurch, daß sie die Stimme Don Cesars erkennt. („Gott! Diese Stimme! Wo verberg' ich mich?")
4. Durch das Eingeständnis, daß sie bei der Leichenfeier des Fürsten zugegen gewesen sei. („Ich war zugegen .... Des Herzens heißen Drang mußt' ich vergnügen; — Der alte Diener lieh mir seinen Beistand; ich war dir ungehorsam und ich ging!")

Schluß. Als dann Don Cesar Beatrice in Don Manuels Armen findet, läßt er sich von Eifersucht und Leidenschaft fortreißen und ermordet ihn.

128.

Das Kunstmittel der Steigerung, das Schiller in seiner „Braut von Messina" anwendet, um zu schildern, wie Isabella allmählich zu der Erkenntnis von der Ermordung Don Manuels gelangt.

Einleitung. Don Manuels Ermordung durch seinen Bruder.

Ausführung. Wie schildert der Dichter den Eindruck, den der Tod des Sohnes auf die Mutter macht? — Er wendet dabei das Kunstmittel der Steigerung an, wobei die Wirkung der Schilderung auf den Zuschauer um so gewaltiger ist, als dieser weiß, was der beklagenswerten Mutter noch unbekannt ist. So zeigt uns der Dichter

I. Isabella in ihrer Ungewißheit und Erwartung.

1. Sie wird beunruhigt durch den Bericht des Boten von dem Brande der Einsiedlerhütte. („Die gute Rede kann mir nicht gedeihen, — Begleitet von der unglückseligen That.“)
2. Ihre Besorgnis, daß ein Schrecknis im Verborgenen lauert, steigert sich, als Beatrice bewußtlos hereingebracht wird. Sie spricht zum Chor: „O, sprich, welch Schreckliches ist hier geschehn? — Wo fandst du sie? Wie kam das teure Kind — In diesen kläglich jammervollen Zustand?
3. Nachdem die Fürstin ihrer Freude über das Wiedersehn der Tochter Ausdruck gegeben hat (IV, 3. V. 153 ff.), erwacht ihre ungewisse Angst aufs neue, als Beatrice zum Bewußtsein kommt,
   a) ihrem Abscheu vor dem Fürstenhause Ausdruck giebt („Sie wollten mich — Zur Fürstenmutter von Messina bringen, — Eher ins Grab!“) und
   b) nach dem Geliebten fragt. („Unglückliche, wo habt ihr ihn verborgen?“)

Übergang. Diese Frage und die Trauermusik richten Isabellas Besorgnis auf einen bestimmten Gegenstand; sie ist besorgt um ihre Söhne und fragt: „Wen verborgen? . . . Was naht sich? Was erwartet mich? Ich höre — Der Totenklage fürchterlichen Ton — Das Haus durchdringen — wo sind meine Söhne?“

II. Isabella in der Erkenntnis und Gewißheit eines sie nahe angehenden Verlustes.

1. Die Fürstin an der verhüllten Bahre ahnt, daß etwas Schreckliches geschehen ist. („Was soll ich hören? Was verhüllt dies Tuch? — Es zieht mich grausend hin und zieht mich schaudernd — Mit dunkler, kalter Schreckenshand zurück. — (Zu Beatrice.) Laß mich! Was es auch sei, ich will's enthüllen!“)
2. Als sie das Tuch aufhebt und den Leichnam Don Manuels erblickt, steigert der Dichter den grausigen Eindruck durch den Gegensatz ihrer Worte zur Wirklichkeit. Sie sagt: „Ein Mund hat wie der andere gelogen! — Betrüger sind sie, oder sind betrogen. — Nichts Wahres läßt sich von der Zukunft wissen.“ Der Zuschauer aber weiß, daß die Sprüche der beiden

Seher sich wörtlich erfüllt haben; er ist überzeugt, daß sie sich noch weiter erfüllen müssen; ruft doch der Chor der Fürstin zu: „Die Orakel sehen und treffen ein; — Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben."

3. Mit Don Cesars Auftreten schwindet die letzte Hülle, und klar liegt vor ihrem wie vor seinem Auge die ganze Wahrheit. („Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen; — Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick. — Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, — Der muß es selber erbauend vollenden.")

Schluß. Isabellas Verzweiflung über die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen, ihr Haus vor dem Verderben bringenden Schicksal zu bewahren. (IV, 6. V. 464—482.)

Nach L. Bellermann.

129.

Beatrice und Don Cesar.

Einleitung. In welcher Beziehung stehen beide zu einander?

I. Ihre Begegnung bei der Leichenfeier des Fürsten. (II, V. 498 ff.)

II. Die Werbung Don Cesars um Beatrice im Gartenhause.

1. Er erinnert sie daran, daß er ihr seine Liebe schon in der Kirche offenbart habe. („Nicht verborgen — Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangst, — Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln, — Die Hand, die in der deinen zitternd lag, verriet sie dir.")
2. Er erklärt sie in Gegenwart seiner Ritter zu seiner Braut. („So red' ich dich vor diesen Zeugen allen — Als meine Gattin an und reiche dir — Zum Pfande des die ritterliche Rechte.")
3. Der Eindruck der Werbung auf Beatrice. — Sie schaudert vor ihm zurück, als er ihr erklärt, er sei Don Cesar, Fürst von Messina (II, 3. V. 180 ff.); sie fürchtet ihn und fordert Don Manuel auf, mit ihr zu fliehen. („Nein, rede nicht! Jetzt ist nicht Zeit zu Worten! — Fort laß uns eilen, schnell! Der Augenblick — Ist kostbar —")

III. Das Wiedersehn im Vaterhause.

1. Das Entzücken Don Cesars, die Geliebte in der Mutter Armen zu sehen. (IV, 6. V. 435—438).
2. Die Entdeckung der Verwandtschaft. (IV, 6. V. 439—443.)
3. Die leidenschaftliche Liebe Don Cesars äußert sich:
   a) In seiner Bitte an Beatrice, ihm nicht zu fluchen. („Mag mir die Mutter fluchen, mag dies Blut anklagend gegen mich zum Himmel rufen, — Mich alle Welt verdammen! Aber du —; Fluche mir nicht! Von dir kann ich's nicht tragen.")
   b) In seiner Eifersucht. („Weine um den Bruder, ich will mit dir weinen .... Doch nicht — Um den Geliebten weine! Diesen Vorzug, — Den du dem Toten giebst, ertrag' ich nicht.)
4. Beatricens Versuch, des Bruders Selbstaufopferung zu verhindern dadurch, daß sie erklärt, sie wolle selbst das Opfer sein, weil sie es gewesen sei, die
   a) die entschlafenen Furien ihres Streits geweckt habe,
   b) die der Mutter entbehrlich sei, die erst heute ihre Tochter gefunden habe.

Schluß. Dennoch hat Beatrice Don Manuel aufrichtig geliebt; für Don Cesar hegt sie nur schwesterliche Gefühle.

130.

Die Parteien unter dem Volke von Messina in ihrem Verhältnisse zu dem Fürstenhause.

Einleitung. Die Gründung der normännischen Herrschaft in Messina.

Ausführung. Wie sind die drei Parteien in Messina entstanden und in welchem Verhältnisse stehen sie zu dem Fürstenhause?

I. Übereinstimmung der drei Parteien. Sie stimmen überein:
1. In der Ehrfurcht vor Isabella. („Preis ihr und Ehre, — Die uns dort aufgeht, — Eine glänzende Sonne! — Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.")
2. In dem Bestreben, die Liebe zu dem Vaterlande mit dem Gehorsam gegen das fremde Fürstenhaus zu vereinigen. („Eine Stadt ja hat uns geboren, — Jene sind ein fremdes Geschlecht. — Aber wenn sich die Fürsten befehden, — Müssen

die Diener sich morden und töten, — Das ist die Ordnung, so will es das Recht.")

a) Sie alle haben ohne Widerstreben die Herrschaft der früheren Fürsten ertragen, namentlich des letzten Herrschers, „der mächtig waltend dieser Stadt gebot, mit starkem Arme gegen eine Welt sie schützend, die sie feindlich rings umlagert."

b) Alle haben auch das Bewußtsein, daß sie selbst sich nicht schützen können. („Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen, — Das Land kann seine Kinder nicht schützen.")

c) Die Jüngeren haben sogar trotz ihrer Vaterlandsliebe in der Fehde der beiden Brüder gegen einander gekämpft. („Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen — Unser Schwert für das fremde Geschlecht? — Es hat an diesen Boden kein Recht.")

II. Worin unterscheiden sich die drei Parteien von einander?

1. Die Partei Don Cesars ist monarchischer gesinnt als die Don Manuels.

a) Bei der Begegnung vor dem Gartenhause ruft der Chor der Jüngeren dem der Älteren zu: „Ein Beſſ'rer ist der Herrscher, dem ich diene!"

b) Nach der Ermordung Don Manuels versichern Don Cesars Anhänger diesem ihren Beistand mit den Worten: „Herr, fürchte nichts, wir stehen treu zu dir."

c) Als Don Cesar den Tod des Bruders durch sein eignes Blut sühnen will, sucht der Chor ihn zurückzuhalten durch die Mahnung: „Zum Herrn bist du dich schuldig dem verwaisten Land, — Weil du des anderen Herrscherhauptes uns beraubt."

2. Die Partei Don Manuels besitzt mehr Nationalstolz, sie gehorcht nur aus Not. („Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land, — Das die himmelumwandelnde Sonne — Ansieht mit immer freundlicher Helle, — Und wir könnten es fröhlich genießen u. s. w.)

3. Am reinsten ist die Vaterlandsliebe der Ältesten von Messina und der Senatspartei, die sie vertreten. (I, 1. V. 62—74.)

Schluß. Die Schicksalsfügung, durch welche das fremde Herrschergeschlecht dem Verderben geweiht wird.

131.

Inwiefern verdienen die Messinesen die Fremdherrschaft?

Einleitung. Die Herkunft des Fürstengeschlechtes. („Auf dem Meerschiff ist es gekommen — Von der Sonne rötlichtem Untergang." — „Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht, — Da entspringen der Erde Gebieter.")

Ausführung. Inwiefern haben die Messinesen die Unterwerfung unter dieses Fürstenhaus verdient?

I. Sie haben dies insofern verdient, als sie sich es nicht zutrauen,

1. ihr Land durch eigene Kraft gegen ihre Feinde zu schützen („Aber es läßt sich nicht sperren und schließen! — Und des Meers ringsumgebende Welle, — Sie verrät uns dem kühnen Korsaren, — Der die Küste verwegen durchkreuzt. — Einen Segen haben wir zu bewahren, — Der das Schwert nur des Fremdlings reizt. — Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen, — Das Land kann seine Kinder nicht schützen."), sondern

2. sich willig dem fremden Geschlechte unterordnen („Gastlich haben wir's aufgenommen, — [Unsre Väter! Die Zeit ist lang], — Und jetzt sehen wir uns als Knechte — Unterthan diesem fremden Geschlechte!"), obgleich sie

a) ihr Land lieben, „das die himmelumwandelnde Sonne ansieht mit immer freundlicher Helle;" („Sind sie nicht unser, diese Saaten? — Diese Ulmen, mit Reben umsponnen, — Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen? — Könnten wir nicht in frohem Genuß — Harmlos vergnügliche Tage spinnen, — Lustig das leichte Leben gewinnen?")

b) obgleich sie wissen, daß es ein fluchbeladenes Herrscherhaus ist. („Greuelthaten ohne Namen, — Schwarze Verbrechen birgt dies Haus." — „Es ist kein Zufall und blindes Los, — Daß die Brüder sich wütend selbst zerstören; — Denn verflucht war der Mutter Schoß, — Sie sollte den Haß und den Streit gebären.")

II. Sie verdienen die Fremdherrschaft insofern, als sie

1. für das fremde Geschlecht die Waffen ergreifen. („Warum ziehen wir mit rasendem Beginnen, — Unser Schwert für das

fremde Geschlecht? — Es hat an diesem Boden kein Recht.") Sie geben dafür als Grund die Dankbarkeit der Unterthanen gegen die Herrscher an („Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann, — Der den Gebieter läßt verachten."); aber sie gehen

2. sogar soweit, daß sie sich um ihretwillen in einen Bürgerkrieg einlassen. („Aber wenn sich die Fürsten befehden, — Müssen die Diener sich morden und töten, — Das ist die Ordnung, so will es das Recht.") Ihre Erbitterung offenbart sich dabei

   a) in dem Hasse, den sie gegeneinander hegen, selbst als sie im Fürstenpalaste aufeinandertreffen, wo die Brüder sich versöhnen sollen („Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen, — Zu dem Kampf ist die Faust geballt, — Denn ich sehe das Haupt der Medusen, — Meines Feindes verhaßte Gestalt.");

   b) in der Kampfeslust, die sie nur aus Rücksicht auf den geheiligten Ort und den waltenden Gottesfrieden unterdrücken. („Aber treff' ich dich draußen im Freien, — Da mag der blutige Kampf sich erneuen, — Da erprobe das Eisen den Mut.")

III. Sie verdienen die Fremdherrschaft insofern, als sie das fremde Herrscherhaus sogar lieben und verherrlichen. („Aber der Fürsten — Einsame Häupter — Glänzen erhellt, — Und Aurora berührt sie — Mit den ewigen Strahlen — Als die ragenden Gipfel der Welt.") Dies zeigt sich darin, daß sie

1. die „prangende Halle, die fürstliche Wiege ihrer Herrscher mit Ehrfurcht begrüßen";
2. die Fürstin Isabella preisen („Preis ihr und Ehre, — Die uns dort aufgeht, — Eine glänzende Sonne! — Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt." u. s. w.);
3. daß sie Beatrice „als die Erhalterin dieses Geschlechtes, künftiger Helden blühende Mutter" begrüßen und
4. nach der Ermordung Don Manuels treu zu Don Cesar (III, 4. V. 206) stehen und sich in ihm einen fremden Herrscher erhalten wollen („Zum Herrn bist du dich schuldig dem verwaisten Land, — Weil du des andern Herrscherhauptes uns beraubt.") und die Fürstin Isabella mit Bitten

angehn, bei ihm „die Gewalt der rührenden Mutterbitte" zu erproben.

Schluß. So fügen sich die Messinesen trotz des Gefühls ihrer Kraft neidlos dem gewaltigen Willen des fremden Geschlechtes (I, 3. V. 230 ff.); ihr Trost ist, daß sie in ihrer Niedrigkeit vor einem jähen Sturze sicherer sind als die Großen. (I, 3. V. 250 ff.) Sie sprechen:

„Die fremden Eroberer kommen und gehn;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehn."

132.

Wodurch wird in Schillers „Braut von Messina" der Eintritt der Katastrophe verzögert?

Einleitung. Die Ermordung Don Manuels durch seinen Bruder.

Ausführung. Diese grause That beschließt Don Cesar durch Selbstmord zu sühnen. Wodurch wird die Ausführung seiner Absicht verzögert?

I. Don Cesars Anhänger versuchen es, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, indem sie ihm vorstellen,
   1. daß niemand ihn strafen könne;
   2. daß der Mord durch Buße gesühnt werden könne („Denn auf der Welt lebt niemand, der dich strafen kann, — Und fromme Büßung kauft den Zorn des Himmels ab.");
   3. daß er nicht noch mehr Leid auf sein Haus häufen möge;
   4. daß er das Land nicht seines Oberhauptes berauben dürfe. („Zum Herrn bist du dich schuldig dem verwaisten Land, — Weil du des andern Herrscherhauptes uns beraubt.")

II. Isabellas vergeblicher Versuch, den Entschluß Don Cesars zu erschüttern,
   1. durch die Zurücknahme ihres Fluches („Eine Mutter kann des eignen Busens Kind, — Das sie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen. — Nicht hört der Himmel solche sündige — Gebete; schwer von Thränen fallen sie — Zurück von seinem leuchtenden Gewölbe.");
   2. durch das Versprechen, daß selbst kein stummer Vorwurf ihn kränken werde („Gemeinsam trauernd wollen wir das Unglück — Beweinen und bedecken das Verbrechen.");

3. durch den Hinweis auf die Gnade Gottes;
4. durch die Berufung an seine Kindesliebe. („Lebe, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht — Freundlos im Lande der Fremdlinge zurück, — Rohherziger Verhöhnung preisgegeben, — Weil sie der Söhne Kraft nicht mehr beschützt.“)

III. Die Bitten Beatricens.
1. Sie selbst will das Opfer sein,
   a) weil sie dem Tode geweiht war, ehe sie das Leben sah;
   b) weil sie die Veranlassung gewesen sei zu der Erneuerung des Streites der Brüder („Ich bin's, die ihn gemordet, eures Streits — Entschlafne Furien geweckt!);
   c) weil die Mutter des Sohnes bedarf, während sie der Tochter leicht entbehrt, die sie erst heute gefunden, also nie besessen habe.
2. Als sich in Don Cesar die Eifersucht auf Don Manuel regt, ruft sie ihm unter Thränen zu: „O Bruder;“ da scheint er erweicht. („Sie hat gesiegt! Dem rühenden Flehen — Der Schwester konnte er nicht widerstehen. — Trostlose Mutter! Gieb Raum der Hoffnung, — Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!“)

Schluß. Da wird die Thür geöffnet; man sieht den Katafalk mit der Leiche Don Manuels, und Don Cesar ersticht sich mit den Worten:

„Nein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen, ...
Die Thränen sah ich, die auch mir geflossen:
Befriedigt ist mein Herz, ich folge dir.“

133.

Wie gelangen die feindlichen Brüder in Schillers „Braut von Messina“ allmählich zur Läuterung ihrer Sittlichkeit?

Einleitung. Während Beatrice an ihrem eigenen Gewissen einen Maßstab für den wahren Wert des Lebens besitzt, sind ihre Brüder harte Naturen, die nur ein schweres Geschick zu besserer Einsicht, zur Vertiefung ihres Gewissens, zur Läuterung ihrer Sittlichkeit erziehen kann.

Ausführung. Wie vollzieht sich diese Läuterung?

I. Bei Don Manuel durch einen Kampf seiner Heimlichkeit und seines Mißtrauens gegen die Erkenntnis der Wahrheit.

1. Der schrittweise nach dem letzten Ziele hindrängende Entwicklungsprozeß. Er führt ihn

a) von dem Hasse durch die Liebe zu Beatrice zur Versöhnung („Und eine Ähnlichkeit entdeckt sich mir — In dir, die mich noch wunderbarer rühret.");

b) von der Oberflächlichkeit dieser durch die Erkenntnis, daß auch des Bruders Herz von einer der seinigen verwandten Liebe erfüllt ist, zu aufrichtigem Vertrauen auf dessen freundliche Gesinnung („Jetzt glaub' ich an dein Herz und schließe dich — Mit Hoffnung an die brüderliche Brust! — Nicht zweifl' ich mehr an dir; denn du kannst lieben.");

c) von der Verschlossenheit gegen die Geliebte, der er seinen Namen und Stand verschweigt, und der Zurückhaltung gegen den ihm vertrauensvoll gegenübertretenden Bruder („Laß mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimnis) unter der Einwirkung der herzlichen Worte, die dieser bei seinem Scheiden an ihn richtet (I, 6. V. 573 ff.) zu der Offenheit gegen seine Anhänger (I, 7. V. 578 ff.);

d) von der neuen Heimlichkeit vor der Mutter (II, 5. V. 464 ff.) zu der rückhaltlosen Billigung der Liebe des Bruders im Widerspruche mit der Mutter (II, 5. V. 562—570);

e) von der Gleichgiltigkeit gegen die Befürchtungen des Chors (I, 7. V. 718—721.) durch den Argwohn, der in ihm bei Diegos Bericht erwacht, durch die Unterlassung der letzten entscheidenden Frage an die Mutter (II, 6), durch das Zögern bei der letzten Unterredung mit Beatrice und das allmählich erfolgende Vordringen zur Wahrheit zur endlichen Erkenntnis der vollen Wahrheit.

2. Die Läuterung seiner Sittlichkeit.

a) Sie offenbart sich darin, daß ihn bei Beatricens Geständnis ein Entsetzen erfaßt nicht nur darüber, daß die Geliebte seine Schwester sei, sondern noch mehr darüber, daß sie nahe daran war, auch seine Gattin zu werden.

b) Sie offenbart sich ferner darin, daß er keine Anklage gegen den Mörder erhebt. Seine letzten Worte: „Ich bin des Todes — Beatrice — Bruder!“ sind Worte der Wehmut, reuiger Selbsterkenntnis und verzeihender Liebe.

II. Bei Don Cesar vollzieht sich diese Läuterung durch einen Kampf zwischen blinder Leidenschaftlichkeit und heller Besonnenheit.

1. Der Läuterungsprozeß. Er führt ihn

a) von dem Mißtrauen des Hasses zu offenherzigem Vertrauen gegen den Bruder (I, 6. V. 570) und zu klarer Einsicht in das Wesen des Argwohns und seiner verderblichen Wirkung (I, 6. V. 580 ff.);

b) von der blinden Leidenschaftlichkeit der Geliebten gegenüber zu der unbewußten Erkenntnis des unwahren Verhaltens der Mutter und des Bruders (II, 5. V. 477 ff.);

c) von der bedachten Umsicht bei Diegos Meldung der Entführung der Schwester (II, 6. V. 609 u. 610) zu blindem Eifer („Leb' wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!“) und dann aber wieder zurück zu ruhiger Überlegung (II, 6. V. 695) und liebevoller Fürsorge für die Mutter und die Braut (II, 6. V. 706 ff.);

d) von der in leidenschaftlicher Eifersucht vollbrachten Mordthat und dem Gefühl ihrer Gerechtigkeit (III, 4. V. 207—211) zu der Erkenntnis ihrer Ungerechtigkeit und der eignen Schuld. (Ist sie wahrhaftig seine, meine Schwester, — So bin ich schuldig einer Greuelthat, — Die keine Reu' und Büßung kann versöhnen!“)

2. Seine Läuterung offenbart sich

a) in dem heiligen Feuer seiner Reue, die ihn zu dem Entschlusse bestimmt, den Mord mit seinem eigenen Blute zu büßen (IV, 8. V. 611);

b) in der Hoheit seines Schmerzes (IV, 8. V. 622 ff.);

c) in der Milde seines versöhnten Herzens, mit der er die Mutter tröstet (IV, 9) und wehmütig des Neides gedenkt, der sein Leben vergiftet hat (IV, 9. V. 701—709);

d) nachdem dann noch einmal die alte Eifersucht und die Liebe zu Beatrice und dem Leben in ihm erwacht ist, IV,) 10. V. 754—764) durch den Anblick des Sarges

seines Bruders geweckt, in dem Verzicht auf das Leben und das, was es „zu einem Los der Götter machen kann.“ Er stirbt im Glauben an einen „allgerechten Lenker“ des Schicksals der Menschen und an die verzeihende Liebe der Schwester, der er ein so schweres Leid zugefügt hat.

Schluß. Isabellas sittliche Läuterung enthält Schillers Drama nicht; wir sehen nur, daß ihr alles entrissen worden ist, was ihrem Leben Inhalt und Wert gab, daß ihr nur das Leben allein geblieben ist und die Erkenntnis, daß sie das furchtbare Geschick ihres Hauses selber erbauend vollendet habe. Wir scheiden jedoch von ihr in der Hoffnung, daß ihr diese Selbsterkenntnis auch zu einer sittlichen Läuterung für den Rest ihres Lebens dienen werde.

Nach M. Krafft.

134.

Wodurch hätte das Verhängnis, welches den Untergang des Fürstenhauses von Messina herbeiführte, abgewendet werden können?

Einleitung. Schicksal und Schuld in Schillers „Braut von Messina.“

Ausführung. Der Untergang des Fürstenhauses wird wesentlich durch die zu große Verschlossenheit der meisten Personen herbeigeführt; er hätte daher vermieden werden können durch größere Offenheit

I. Der Fürstin, die
   1. den Brüdern das Vorhandensein der Tochter zu lange verbirgt; „Sie lebt, und du verschweigest uns?“ fragt Don Cesar die Mutter vorwurfsvoll;
   2. die dem älteren Sohne keine Antwort auf seine Frage nach dem Aufenthalte der Schwester giebt („In welcher Gegend hielst du sie verborgen?“ fragt Don Manuel, und die Fürstin antwortet ausweichend: „Verborgener nicht war sie im Schoß der Erde“.);

II. des Don Manuel, der
   1. der Geliebten seinen Stand verschweigt („Lerne mich endlich kennen, Beatrice! — Ich bin nicht der, der ich dir schien zu sein, — Der arme Ritter nicht, der Unbekannte, — Der liebend

nur um deine Liebe warb. Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag, — Woher ich stamme, hab' ich dir verborgen");

2. der seinem verschlossenen Charakter gemäß die Aufklärung des Bruders zurückweist, als dieser beginnt: „Entdeck' ich dir, was mich von hinnen ruft, —", indem er ihn mit den Worten unterbricht: „Laß mir dein Herz, dir bleibe dein Geheimnis;"

3. der dem Bruder und der Mutter verschweigt, wo er die Geliebte gefunden habe, obgleich er dies unmittelbar vorher den Dienern mitteilt („Nur heute, Mutter, fordre nicht, den Schleier — Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt. — Es kommt der Tag, der alles lösen wird)";

III. Beatricens, die

1. dem Geliebten ihre Anwesenheit bei der Leichenfeier verschweigt („Nimmer, nimmer kann ich schauen — in die Augen des Geliebten, — dieser stillen Schuld bewußt");

2. die sich Don Cesar gegenüber nicht als die Braut Don Manuels zu erkennen giebt; (II, 2.)

IV. Diegos, der seiner Herrin verschweigt, daß er Beatrice zu der Leichenfeier begleitet habe. („Ich habe dir's verhehlt, Gebieterin — Am Tage, als der Fürst beerdigt ward, — Lag deine Tochter . . . — Lag sie mir an mit unabläss'gem Flehn, — Ihr dieses Festes Anblick zu gewähren. — Ich Unglückseliger ließ mich bewegen, — Und also war sie Zeugin jenes Festes.")

Schluß. Dieses Schweigen, wo das rechte Wort die Rettung gebracht, das Unheil abgewandt hätte, erscheint somit als eine beabsichtigte Fügung des Schicksals, um den Untergang des Fürstengeschlechtes herbeizuführen.

135.

Schuld und Strafe in Schillers „Braut von Messina."

Einleitung. Der Fluch des Ahnherrn. (I, 8. V. 960 ff.)

Ausführung. Dieser Fluch erfüllt sich nicht ohne die Schuld der Glieder des Fürstenhauses, der die Strafe auf dem Fuße folgt.

I. Die Schuld.

1. Beatrice ist schuldig, weil sie

a) ihr Herz einem Unbekannten schenkt (I, 7 V. 681 ff.);

b) weil sie mit ihm flieht; dadurch verletzt sie:

α) die Pflicht gegen die Mutter, die sie erwartet („Den alten Diener hab' ich ausgesandt, — Und stündlich harr' ich seiner Wiederkehr, — Der, ihrer stillen Zuflucht sie entreißend, — Zurück an meine mütterliche Brust — Sie führt und in die brüderlichen Arme.");

β) das Gebot des Klosters;

γ) die gute Sitte und die Pflicht zarter Weiblichkeit („Zerrissen hab' ich alle früheren Bande, — Vertrauend eines Schwures leichten Pfande. — Den Schleier zerriß ich — Jungfräulicher Zucht, — Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle, — Umstrickte mich blendend ein Zauber der Hölle." Dem Manne folgt' ich, — Dem kühnen Entführer, in sträflicher Flucht.");

c) weil sie ungehorsam gegen den Geliebten ist,

α) als sie der Leichenfeier des Fürsten beiwohnte;

β) als sie aus dem Gartenhause in die nahe Kirche ging, „hiezuknien an heilger Stätte, — zu der Göttlichen zu flehn."

2. Isabella ist auch nicht schuldlos,

a) weil sie es nicht versucht hatte, die Ehe mit dem Sohne ihres ersten Verlobten zu verhindern, obgleich sie erklärt: „Dies Haus . . . . mit Widerwillen hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt." Wir müssen sogar annehmen, daß allein das Gelüste, Fürstin zu sein, sie bewußter oder unbewußter Weise zu dem Verlöbnis mit dem Vater wie zur Ehe mit dem Sohne bestimmt habe;

b) weil sie dem Gatten ihre Träume und die Rettung Beatricens verheimlichte, dies jahrelang fortsetzte und das Dasein der Schwester nach dem Tode des Gatten den Brüdern nicht sofort mitteilte (IV, 1. V. 48 ff.);

c) weil es ihr an Gottvertrauen fehlte und sie eigenmächtig in das Geschick ihres Kindes eingreift. Beatrice sagt zu ihr: „Blödsicht'ge Mutter! Warum dünktest du — Dich weiser als die Allesschauenden? . . . . Dir selbst und mir, uns allen zum Verderben — Hast du den Todesgöttern ihren Raub, — Den sie gefordert, frevelnd vorenthalten!"

3. Die Brüder sind

a) beide schuldig durch den grimmen Haß, der sie trennt. („Denn zu tief schon hat der Haß gefressen, — Und zu schwere Thaten sind geschehn, — Die sich nie vergeben und vergessen.")

b) Sie sind dadurch schuldig, daß sie sich darin durch ihre Anhänger bestärken lassen. („So ist's. Die Diener tragen alle Schuld!" — „Die unser Herz in bitterm Haß entfremdet." — „Die bösen Worte hin und wieder trugen." — „Mit falscher Deutung jede That vergiftet." — „Die Wunden nährten, die sie heilen sollten." — „Die Flammen schürten, die sie löschen sollten." —

c) Don Manuel ist ferner schuldig

α) durch sein Mißtrauen gegen seinen Bruder und die Heimlichkeit, mit der er seine Liebe umgiebt („Warum verschleierst du bis diesen Tag — Dein Liebesglück mit dieser neidschen Hülle?");

β) durch die Mißachtung der geheiligten Zufluchtsstätte des Klosters („Aber sehr mißfällt mir dies Geheime, — Dieser Ehe segenloser Bund, — Diese lichtscheu krummen Liebespfade, — Dieses Klosterraubs verwegne That.");

γ) durch die Verletzung der Rechte, die Beatricens Eltern auf diese haben (I, 7. V. 753 ff.)

Übergang. Immerhin sind Don Manuel und Beatrice nicht so sehr schuldig, daß sie ein so fürchterliches Geschick verdient hätten. Alle beide wie auch Isabella handeln unbesonnen und kurzsichtig und bereiten dadurch der Erfüllung des Schicksals den Weg. Eine schwere sittliche Schuld liegt nur bei Don Cesar. Er ist der tragische Held des Dramas.

d) Don Cesar ist schuldig

α) durch seine ungezügelte Leidenschaftlichkeit, mit der er bei der ernsten Leichenfeier des Vaters der Liebe in seinem Herzen Raum giebt („Nicht verborgen — Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangst. — Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln — Die Hand, die in der deinen zitternd lag — Verriet sie dir.");

β) dadurch, daß er, von seiner Leidenschaft verblendet, Beatrice für seine Braut erklärt, ohne zu wissen, ob sie seine Liebe erwidere und ihr Herz nicht schon einem andern geschenkt habe („So red' ich dich vor diesen Zeugen allen — Als meine Gattin an und reiche dir — Zum Pfande des die ritterliche Rechte.");

γ) durch die Eifersucht, die ihn zum Brudermorde fortreißt („Giftvolle Schlange! Das ist deine Liebe? — Deswegen logst du tückisch mir Versöhnung? — Fahre zur Hölle, Schlangenseele.");

δ) durch seinen Mangel an Gottergebenheit, die ihn Hand an sich selbst legen läßt.

II. Die Strafe, die die einzelnen Personen trifft.

1. Beatrice verliert durch ihre Schuld den einzig Geliebten; denn ihre Eltern hat sie nicht gekannt. („Der Liebe will ich liebend mich vertrauen. — Giebt es ein schönres als der Liebe Glück? — Mit meinem Los will ich mich gern bescheiden. — Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden. — Nicht kenn' ich sie und will sie nimmer kennen, — Die sich die Stifter meiner Tage nennen, — Wenn sie von dir mich mein Geliebter trennen. — Ich weiß genug, ich lebe dir.")

2. Isabella erkennt an der Leiche des Sohnes die Nichtigkeit menschlicher Klugheit; („Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick. — Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, — Der muß es selber erbauend vollenden.")

3. Don Manuel stirbt in dem schrecklichen Bewußtsein, daß die eigene Schwester seine Geliebte gewesen sei und der ebenfalls von leidenschaftlicher Liebe zu ihr verblendete Bruder ihn um jener willen ermordet habe. (III, 4. V. 180 ff.)

4. Don Cesar stirbt von Reue gequält, nachdem er vor seinem Tode noch zu der schmerzlichen Überzeugung gelangt war, daß der ermordete Bruder in dem Herzen der Mutter wie der Schwester die erste Stelle eingenommen habe (IV, 5. V. 470 ff. und 6. V. 483 ff.) und in dem Bewußtsein, daß durch seine Schuld sich auch an dem Herrscherhause

überhaupt der Fluch des Ahnherrn erfüllt, insofern diesem die Herrschaft über Messina verloren geht, die seine Mitglieder so eifrig zu erhalten trachteten. (I, 1. V. 16 ff. und V. 80.)

Schluß. So folgt die Strafe der Schuld auf dem Fuße; denn
„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld."

136.

Inwiefern offenbart sich der Gegensatz, in dem die beiden fürstlichen Gatten in Schillers Braut von Messina zu einander stehen, in ihren Träumen und der Auffassung ihrer Deutungen?

Einleitung. Der Fürst hat seinem Vater die Braut geraubt, und dieser hat sie beide und ihre Nachkommen verflucht. („Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen, — Der des alten Fürsten ehliches Gemahl — In ein frevelnd Ehebett gerissen; — Denn sie war des Vaters Wahl. — Und der Anführer schüttete im Zorn — Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen — Auf den sündigen Ehebund aus.") Dieser Fluch offenbart sich zunächst in dem unnatürlichen Hasse und Streite der Brüder.

I. Die Träume der Eltern vor der Geburt eines dritten Kindes.

1. Der Traum des Vaters. („Ihm deuchte, — Er säh aus seinem hochzeitlichen Bette — Zwei Lorbeerbäume wachsen, ihr Gezweig — Dicht in einander flechtend; [zwischen beiden — Wuchs eine Lilie empor.] Sie ward — Zur Flamme, die, der Bäume dicht' Gezweig — Und das Gebälk ergreifend, prasselnd aufschlug, — Und, um sich wütend, schnell das ganze Haus — In ungeheurer Feuerglut verschlang.") Diesen Traum deutete ein sternkundiger Magier folgendermaßen: Wenn die Fürstin von einer Tochter entbunden würde, würde sie ihm die beiden Söhne töten, und sein ganzer Stamm würde durch sie untergehen.

2. Der Traum der Mutter. Sie erzählt: „Ein Kind, wie Liebesgötter schön, — Sah' ich im Grase spielen, und ein Löwe — kam aus dem Wald', der in dem blutigen Rachen — die frisch gejagte Beute trug und ließ — Sie schmeichelnd

in den Schoß des Kindes fallen. — Und aus den Lüften schwang ein Adler sich — Herab, ein zitternd Reh in seinen Fängen, — Und legt es schmeichelnd in den Schoß des Kindes; — Und beide, Löw' und Adler, legen fromm — Gepaart sich zu des Kindes Füßen nieder." — Ein Mönch, ein „gottgeliebter Mann," deutet der Fürstin diesen Traum dahin, daß sie eine Tochter gebären würde, die der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut vereinen würde.

Übergang. Wenn die Annahme richtig ist, daß der im Traume schaffende Geist die Thatsachen, die den wachenden beschäftigen, zu einem Bilde der Zukunft verwebt, erkennen wir

II. Die Verschiedenheit der Gemütsart und Charakteranlage der beiden Gatten; denn wir schließen aus den Träumen folgendes:

1. Der Fürst trägt das Bewußtsein seiner Schuld und des Fluches, der ihn getroffen hat, mit sich herum; er sieht den Haß der Söhne und erwartet mit Angst die Geburt eines dritten Kindes.

   a) Sein Traum giebt also das wieder, was im Wachen stets ein Gegenstand seiner Reue und Besorgnis war, und zwar in einem so deutlichen Bilde, daß die Deutung des Magiers fast überflüssig erscheint.

   b) Er glaubt dem Ausspruche des Magiers, weil er die Bewahrheitung des Fluches vor Augen hat und von der Geburt des Kindes nur ein neues Unheil befürchtet.

   So giebt er den Befehl, die Tochter zu töten. Damit verwickelt er sich aber in eine neue Schuld. Sein Leben ist vergiftet von dem an seinem Herzen nagenden Schuldbewußtsein, von dem Argwohn gegen die Gattin (II, 5. V. 385—387), von dem Haß der Söhne und von der Sorge um die Erhaltung seines Thrones; denn der Staat ist bedroht sowohl durch äußere Feinde wie durch die Unzufriedenheit der Bürger. So büßt er seine Frevelthat schon durch ein qualvolles Leben.

2. Die Fürstin dagegen, die teil hat an derselben That, die von demselben Fluche bedroht ist und durch den Streit der Söhne ebenfalls daran gemahnt werden mußte, hat dieses Schuldbewußtsein nicht; in ihrem leichtfertigen Herzen blickt sie mit froher Mutterhoffnung der Zukunft entgegen.

a) Auch ihr Traum ist ein Bild dessen, was ihr Herz bewegt.

b) Auch sie glaubt dem „gottgeliebten Manne“ gern; denn er verkündet ihr nur, was sie selbst wünscht.

Während uns also bei dem Fürsten der ganze Ernst eines von einer Frevelthat bedrückten Gewissens entgegentrat, zeigt sich uns so bei der Fürstin die Gewissenlosigkeit eines Herzens, das leichtfertig über die heiße Liebesglut hinwegsieht, auf die Auslegung sie hinweist. Sie giebt vor, sie habe die Tochter gerettet, „dem Gott der Wahrheit mehr vertrauend, als dem der Lüge.“

Schluß. Die Schuld des Fürsten erscheint uns somit gesühnt durch seinen frühen Tod, während die Fürstin erst durch den von jenem gefürchteten Untergang des Mannesstammes ihres Geschlechts zu innerer Läuterung und der Erkenntnis einer sittlichen Weltordnung geführt wird.

137.

Charakteristik Isabellas.

Einleitung. Der Charakter Isabellas ist von dem Dichter mit besonderer Sorgfalt gezeichnet worden. Im Gegensatz zu den drei anderen Gestalten, die schon durch die Ereignisse, die vor dem Beginn des Stückes liegen, ihre bestimmte Eigentümlichkeit erhalten haben, und von denen allein Don Cesar sich in einer durch seinen Charakter bestimmten Richtung weiter entwickelt, gelangt Isabella erst im Verlaufe der Handlung zur Entfaltung ihres Wesens.

Ausführung. Charakteristik Isabellas.

I. Isabella als Gattin.

1. Sie ist mit liebeleerem Herzen in die Ehe getreten; die Herrschsucht allein und der Wunsch, eine Krone zu tragen, kann sie, die hochgebildete Griechin,*) dazu bestimmt haben; denn sonst wäre sie nicht imstande gewesen,

a) zuerst die Werbung des alten Fürsten anzunehmen und dann

b) dem jüngeren Bewerber zu folgen, ohne daß sie auch nur den Versuch machte, diese Ehe zu verhindern; deshalb ist sie

---

*) Vergl. Rönnefahrt.

wie er schuldig der Frevelthat gegen den Vater, und es gilt auch ihr der Fluch, den dieser über die sündige Ehe ausgesprochen hat. So erklärt sie denn auch: „Dies Haus . . . mit Widerwillen hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt."

2. Selbst im Verlaufe der Jahre haben Liebe und Vertrauen zu dem Gatten in ihrem Herzen keinen Eingang gefunden, daher stammt:

a) Die kühle Pflichtmäßigkeit ihrer Witwentrauer, der sie vor den Ältesten von Messina Ausdruck giebt in den den Worten: „Denn es geziemt der Witwe, die den Gatten — Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm, — Die schwarz umflorte Nachtgestalt dem Aug' — Der Welt in stillen Mauern zu verbergen." Dies kann uns nicht wunder nehmen; denn sie ist im Leben ihrem Gatten nicht näher getreten.

b) Die Unwahrheit und Verstellung, die sie stets gegen ihn geübt hat. Niemals hat sie auch nur daran gedacht, ihm gegenüber „den Weg zu betreten, den Iphigenie zum Herzen des Thoas findet." (IV, 1. V. 48 ff.)

II. Isabella als Mutter. Sie ist zwar eifrig bemüht, die Eintracht in ihrer Familie wiederherzustellen.

1. Dennoch tritt dabei als Grundzug ihres Charakters dieselbe Neigung Heimlichkeit und Verstellung wie dem Gatten gegenüber hervor, indem sie sich zwar rühmt, ihre Liebe gleich zwischen die Brüder verteilt zu haben (I, 1. V. 30); dennoch

a) den älteren Sohn bevorzugt und ihm ein größeres Vertrauen entgegenbringt; das hat Don Cesar wohl erkannt; er spricht: „Sie hat mich nie geliebt! Verraten endlich — Hat sich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet. Sie nannt' ihn ihren bess'ren Sohn! So hat sie — Verstellung ausgeübt ihr ganzes Leben!" (Vergl. IV, 2. 98 u. 99.);

b) den Söhnen selbst nach dem Tode des Fürsten das Dasein der Schwester verheimlicht, anstatt durch ein offenes und wahres Vorgehen die ganze unglückselige Verwickelung zu lösen.

2. Die Gewissenlosigkeit ihres Herzens tritt darin zu Tage, daß sie trotz der Schuld, die sie dem Gatten gleich auf sich geladen hat und trotz des Hasses der Brüder noch frohe Mutterhoffnungen für die Zukunft hegt. Dies zeigt sich
   a) in ihrem Trauer, dem Spiegelbilde ihres Herzens, der im Gegensatze steht zu dem von schwerem Schuldbewußtsein eingegebenen Traume des Gatten;
   b) in der Auffassung der Auslegung des Traumes, in der sie über die heiße Liebesglut hinwegsieht, die auf das Unnatürliche der gebändigten Leidenschaft der beiden Tiere hinweist;
   c) in der Leichtfertigkeit, mit der sie über die scheinbar einander widersprechenden Deutungen der beiden Träume hinweggeht, indem sie die Auslegung des ihrigen, die ihr ein christlicher Mönch gegeben hatte, über die des andern stellt, die von einem arabischen Magier stammte, „dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge vertrauend,“ woraus wir zugleich ersehen, daß Mutterliebe für sie nicht der einzige Beweggrund zur Rettung ihrer Tochter gewesen ist.
3. Ihre Selbstüberhebung, die sich darin offenbart, daß sie trotz ihrer Erklärung in Wirklichkeit nicht dem Ausspruche des gottgeliebten Mannes, sondern der eigenen Weisheit folgt; denn sie glaubte doch kaum an diesen Gott der Wahrheit, in dessen Dienst sie zur Lüge und Verstellung ihre Zuflucht nimmt.
4. Hand in Hand mit dieser Selbstüberhebung geht ihre Kurzsichtigkeit, ihr Übermut.
   a) Mit diesem pocht sie auf die glücklichen Erfolge ihrer eigenen Thätigkeit (II, 5. V. 449 ff.), obgleich sie bald darauf gezwungen ist, ihre Kurzsichtigkeit selbst einzugestehen. („Den eignen freien Weg, ich seh' es wohl, — Will das Verhängnis gehen mit meinen Kindern.“)
   b) Diese Kurzsichtigkeit tritt dann wieder hervor in dem Fluche, den sie auf den Mörder Don Manuels schleudert (IV, 4. V. 295—298.) und in ihrer Verhöhnung der Gottheit. (IV, 4. V. 299 ff.)
   c) Ihre Kurzsichtigkeit geht aber noch weiter nach dem Bekenntnisse Don Cesars (IV, 5. V. 456 ff.) in der Größe ihres

Trotzes, in dem sie sich gegen weitere Schicksalsschläge gefeit glaubt. („Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter — Zu treffen, als sie trafen. Wer für nichts mehr — Zu zittern hat, der fürchtet sie (die Götter) nicht mehr." u. s. w.) „In ihres Herzens Hochmut und Unverstand sieht sie nicht, daß ihr Traum noch nicht erfüllt ist, hört sie nicht, daß Don Cesar die letzte Erfüllung bereits deutlich genug verkündet hat."

So erscheint uns ihre Mutterliebe nur in einem durch Selbstsucht, Eigendünkel, Herrschsucht und Hochmut getrübten Lichte, da wir die hauptsächlichsten Äußerungen jener, die Rettung der Tochter, den Schmerz über die Bruderfehde und den mit aller Kunst der Überredung unternommenen Versöhnungsversuch, die Freude über das Glück der Söhne, den Schmerz beim Anblick von Don Manuels Leiche, wie die Verzeihung, die sie dem Mörder angedeihen läßt, nicht ganz lauteren Beweggründen zuschreiben können.

Übergang. Auch in dem Versuche, ihren zweiten Sohn vor dem Selbstmorde zu bewahren, offenbart sich nicht so sehr Mutterliebe als Selbstsucht und die Klugheit der Fürstin, die sich selbst einen Beschützer und ihrem Geschlechte die Herrschaft erhalten will.

III. Isabella als Fürstin. Sie ist eine staatskluge Frau, die vor allem die Erhaltung und Befestigung der Herrschaft ihres Geschlechts im Auge hat.

1. Ihre Fürstenweisheit, die Klugheit ihres Verstandes und ihre Beredsamkeit beweist sie

a) in ihrer Anrede an die Ältesten, denen gegenüber sie darauf hinweist,

α) wie treu der verstorbene Gemahl seine Herrscherpflichten erfüllt habe (I, 1. V. 16 ff.),

β) und wie auch sie die Witwentrauer unterbrochen und, seinem Beispiele folgend, als Fürstin ihre Beschwerden angehört habe. Dann weist sie auf ihren Mutterschmerz hin, sucht das Mitleid der Ältesten zu erregen und rühmt sich zugleich, daß sie auch ohne die Mahnung von außen ihre Herrscherpflicht erfüllt und die Brüder zu einer friedlichen Zusammenkunft im Fürstenschlosse bestimmt habe, „was nie geschah, seitdem der Fürst geschieden";

b) in ihrer Rede an die feindlichen Brüder, als sie aus politischen Gründen zur Versöhnung ermahnt, wobei es ihr an der Anerkennung des Chors nicht fehlt. (I, 4. V. 370 ff.)

2. So versteht sie es denn auch, ihre fürstliche Würde zu wahren und sich Ansehn und Achtung bei ihren Untergebenen zu verschaffen; denn

a) die Ältesten fügen sich schweigend ihren Befehlen;

b) die Anhänger ihrer Söhne preisen sie und bezeugen ihr ihre Ehrfurcht. (I, 3. V. 255 ff. und a. a. O.)

3. Aber dieses Gefühl ihrer Würde artet auch in fürstlichen Standeshochmut aus.

a) Schon I, 1. tritt den Ältesten gegenüber ihr Herrscherstolz hervor, indem sie jene an die Pflicht der Ehrfurcht und des Gehorsams erinnert. („Seid denn bereit, die Herrscher zu empfangen — Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt, — Nur eure Pflicht zu leisten seid bedacht; — Fürs andere laßt uns andere gewähren!")

b) Ebenso redet sie (I, 4) verächtlich von den Anhängern der Söhne und ihren Unterthanen, die die fremde Herrschaft mit Neid ertragen; sie nennt sie ein herzlos falsches Geschlecht, das Schadenfreude über den Haß empfinde, der ihre Herren entzweie. Sie freut sich dann (II, 5) bei der zweiten Zusammenkunft mit den Söhnen über die Abwesenheit der rohen Schar der fremden Zeugen.

c) Ihr fürstlicher Hochmut offenbart sich dann auch in der Undankbarkeit gegen den alten Diego, den treuen Wächter von Beatricens Kinderjahren, dem sie erzürnt zuruft: „Wahnsinniger Alter! So verrietst du mich."

Schluß. Trotz aller ihrer Klugheit scheitern daher auch alle ihre Pläne an dem eisernen Walten des unerbittlichen Schicksals. Mit von Schmerz zerrissenem Mutterherzen erlebt sie es, daß ihre Söhne eines unnatürlichen Todes sterben und so die Herrschaft über Messina ihrem Geschlechte verloren geht. „Verzweifelt blickt sie hinaus auf ein freudlos ödes Leben; aber damit erst ist für sie der Anfang gemacht zu einem neuen Aufbau desselben auf dem festeren Grunde wahrer Selbsterkenntnis und tiefernster Reue".

Nach M. Krafft.

138.

Charakterunterschied der Brüder Don Manuel und Don Cesar.

Einleitung. Die Fürstin schildert die beiden Brüder als zwei edle Jünglinge, die, wenn sie miteinander nicht durch die Bande des Blutes verbunden wären, sich gegenseitig aus Tausenden zum Freunde erwählt hätten; doch fügt sie hinzu: „Ein jeder ist ein Muster seines Alters, — Und keiner gleicht, und keiner weicht dem andern.“

Ausführung. So zeigen denn auch beide eine wesentliche Verschiedenheit des Charakters.

I. Don Manuel, der ältere, ist reifer und entwickelter als sein Bruder; er hat sich eine größere Selbstbeherrschung und Vorsicht angeeignet.

1. Daher ist er mißtrauisch
   a) gegen den Bruder, selbst nach der Versöhnung, dessen Geheimnis er zurückweist („Laß mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimnis!“);
   b) gegen seinen Gott, indem er befürchtet, daß er ihm sein Glück neiden könnte. („Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden; — nur in verschloss'ner Lade wird's bewahrt. — Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt, — Und rasch entflieht es, wenn Geschwätzigkeit — Voreilig wagt, die Decke zu erheben.“)
2. Er ist verschlossen und versteht es, die Erregung seines Gemüts zu verbergen. Er verschweigt seine Liebe zu Beatrice seinen Anhängern, wie auch zunächst der Mutter, deren Frage nach dem Namen der Geliebten er später ausweichend beantwortet. („Nur heute, Mutter, fordre nicht, den Schleier — Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt.“)
3. Er ist besonnen. Es fällt ihm auf, daß die Schwester den gleichen Namen wie die Geliebte führt. Aber er entschließt sich erst langsam überlegend, sich Gewißheit bei Beatrice selbst zu verschaffen. (II, 6 und III, 3.)
4. Er ist berechnend und auf Wahrung seiner fürstlichen Würde bedacht, auf die er stolz ist, wie auf die Schönheit Beatricens. Dies beweist er dadurch, daß er die Geliebte in dem „Glanz der Fürstlichkeit“ einholen und dem Volke „auf erhabenem

Fußgestell des Ruhmes" zeigen will. („Als eine Fürstin fürstlich will ich sie — Einführen in die Hofburg meiner Väter.")

II. Don Cesar, der jüngere Bruder, giebt sich natürlich und unverkünstelt, wie er ist.

1. Daher ist er wahrer, offener und darum edler als der Bruder. („Nicht meine Weise ist's, geheimnisvoll — Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen, — Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüt.") Darum will er dem Bruder „durch eine offene Mitteilung dessen, was sein Herz so froh macht", sogleich einen Beweis seiner durch die Versöhnung umgewandelten Stimmung geben; nur die Kälte Don Manuels verhindert ihn daran.

2. Darum ist er auch beredter als Don Manuel. Er versteht seinen feurigen Empfindungen einen lebhaften Ausdruck zu geben. So

a) nach erfolgter Versöhnung (I, 6. V. 572 ff.);

b) bei der Schilderung der fürstlichen Totenfeier (II, 5. V. 495—534.);

c) bei seiner Werbung um Beatrice (II, 2) und der Schilderung des Erwachens seiner Liebe zu ihr. (II, 5. V. 544—561.)

3. Er ist leidenschaftlicher als der Bruder, darum unbedacht und ungestüm.

a) Er fragt nicht nach dem Stande und Namen der Geliebten. („In's Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut, — Am reinen Glanz will ich die Perle kennen; — Doch ihren Namen kann ich dir nicht nennen." Vergl. II, 3. V. 168 ff. und II, 5. V. 544 ff.)

b) Auch fragt er nicht darnach, ob Beatrice seine Liebe erwidere (II, 2). Dabei wirkt freilich sein Stolz mit, indem er es für unmöglich hält, daß seine Werbung überhaupt verschmäht werden könne.

c) Derselbe blinde Ungestüm führt ihn „im Bunde mit altem Haß und rasender Eifersucht" zu dem Morde des Bruders.

Schluß. Freilich weisen ihre Charaktere auch eine gewisse Ähnlichkeit auf. Sie sind „hochherzige Naturen, von fürstlichem Stolz, ritterlich und edel; aber alle diese Eigenschaften treten zurück vor der wilden Begehrlichkeit ihrer Liebe", Wie groß diese ist, veranschaulicht uns der Dichter dadurch, daß nicht durch die Liebe zur Mutter, die ja ein Be-

weggrund ihres Hasses ist, sondern durch die Liebe zu Beatrice ihre Herzen versöhnlich gestimmt werden.

„Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.
Da ist kein Widerstand und keine Wahl!
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet."

139.

Charakteristik Beatrices.

Einleitung. Beatrice ist ein lebhaft empfindendes Weib, das nicht frei ist von der ihrem Geschlechte eigenen Leidenschaftlichkeit. Dies beweist ihr Selbstgespräch (II, 1), wie die Art und Weise, in der sie die Mitteilung ihrer nahen Beziehung zu dem Fürstenhause auffaßt. (IV, 3.)

Ausführung. Beatrices Charakter.

I. Beatrice unter dem Einflusse ihrer Erziehung im Kloster und in der Waldeseinsamkeit.

1. Sie ist ein Mädchen von tiefem Gefühl.

a) Dies hat sie sich in ihrem lebendigen Verkehr mit der Natur eine innige Naturempfindung angeeignet. Sie belauscht der Winde Spiel in der Pinien Wipfel, das rauschende Wehr, das dumpf brausende Meer und vergleicht ihr eigenes Geschick mit dem vom Baume gefallenen Blatte, ihr an Wünschen leeres Herz mit der Wiesenquelle.

b) Dies tiefe Gefühl beweist sie auch in ihrer Anhänglichkeit

α) an die Mutter, die sie nur einmal gesehen, deren Bild sie aber mit kindlicher Verehrung in ihrem Herzen aufbewahrt hat, so daß sie jene dem Geliebten schildern kann (III, 3. V. 138—147);

β) an Diego, den treuen Wächter ihrer Kinderjahre, den sie mit den Worten: „Des redlichen Diego greises Haupt!" begrüßt.

c) Ferner beweist sie es in dem ihr durch die Kenntnis der griechischen Mythe aufgegangenen Verständnis für die Unabwendbarkeit des Geschickes, das sich der Mensch nicht frei erwählt,

sondern das zu ihm dringt auch durch verschlossene Thore. (II, 1. V. 56—65.)

2. Ihre Frömmigkeit und Reinheit offenbart sich

a) in der Ergebung in ihr schweres Geschick; denn es ist ihr auferlegt, in Unkenntnis ihrer Herkunft einsam und fern von den Ihrigen zu leben („Und frühe schon hat mich ein strenges Los — [Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben] — Gerissen von dem mütterlichen Schoß .... Und so erwuchs ich still am stillen Orte — In Lebensglut den Schatten beigesellt.");

b) in ihrer jungfräulichen Scham und in der Reue darüber, daß sie das Kloster verlassen habe („Den Schleier zerriß ich — Jungfräulicher Zucht, — Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle; — Umstrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?");

c) in ihrer Verehrung der Mutter Gottes. („Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang — Aus der Seele tiefsten Tiefen, — Als sie zu der Hora riefen, — Hinzuknien an heil'ger Stätte, — Zu der Göttlichen zu flehn — Nimmer konnt' ich widerstehn". (Vergl. II, 1. V. 56—58.)

Übergang. So lebte sie still und zufrieden mit ihrem herben Los. Nur von fern drang die Kunde von dem „Schlangenhaß" der fürstlichen Brüder zu ihr und erfüllte sie mit Entsetzen, ohne daß sie ahnte, wie nahe sie ihnen stand und wie bald sie in den „Strudel dieses Hasses hineingerissen werden sollte".

II. Beatrice als liebendes Weib.

1. Ihre plötzlich erwachende leidenschaftliche Liebe, die Don Manuel mit wenigen Worten andeutet. („An meiner Brust fühlt ich die ihre schlagen.")

2. Ihre Heimlichkeit und Verschlossenheit, die sie zeigt

a) durch die Verheimlichung ihrer Teilnahme an der Totenfeier des Fürsten und ihrer Begegnung mit dem fremden Jünglinge, der ihr „nahte mit dem Flammenauge";

b) in dem heimlichen Besuche der nahen Kirche, von dem sie eine neue Gefahr befürchtet, worüber sie sich Vorwürfe macht, als sie Don Manuel erwartet. („Nimmer, nimmer kann

ich schauen — In die Augen des Geliebten, — Dieser stillen Schuld bewußt".)

Schluß. Statt des Erwarteten erscheint aber Don Cesar und überrascht sie mit seiner leidenschaftlichen Werbung, die sie schweigend anhört. Diese Sprachlosigkeit können wir uns nur als Erstarrung, als eine Betäubung ihrer Sinne erklären, durch die uns der Dichter die Größe ihres Schuldbewußtseins vor Augen führen will.

140.

Inwiefern kann Schillers Trauerspiel „Die Braut von Messina" eine Schicksalstragödie genannt werden?

Einleitung. Die Schicksalsidee, die Schiller seiner „Braut von Messina" zu Grunde legt, hat er von dem Alten entlehnt. Während jedoch bei ihnen die Schuld der einzelnen Personen teilweise auf das nach Willkür waltende Fatum abgewälzt wurde, erscheint das Schicksal bei Schiller als eine Macht, die die Sünden der Väter an den gleichfalls schuldigen Kindern heimsucht. Seine Auffassung ist deshalb tiefer, sittlicher als die der Griechen. Immerhin ist auch bei ihm das Walten des Schicksals sichtbar.

Ausführung. Inwiefern kann deshalb die „Braut von Messina" eine Schicksalstragödie genannt werden?

I. Es kann dies insofern geschehen, als der die Brüder entzweiende Haß als eine Folge des Fluches des Ahnherrn erscheint. („Es ist kein Zufall und blindes Los, — daß die Brüder sich wütend selbst zerstören; — Denn verflucht war der Mutter Schoß, — Sie sollte den Haß und den Streit gebären." (Vergl. II, 6. V. 715 u. 716.)

II. Insofern wir in eine Welt der Orakel und Weissagungen versetzt werden und zwar in eine Welt, in der der Glaube daran für keinen Aberglauben gilt, sondern in der es ein Vorausschauen der Zukunft giebt.

1. Die Weissagungen.
   a) Die Weissagung, die der Fürst erhält, als das erste Motiv zu seinem Befehle, die Tochter zu töten.
   b) Der Schicksalsspruch des Mönches an die Fürstin, der die Rettung der Tochter bewirkt.

c) Der rätselhafte Ausspruch des Klausners, den Isabella nach dem Raube der Tochter erhält.

2. Die nach der ganzen Anlage des Dramas unabwendbare Erfüllung der Orakel, in der sich jenes geheimnisvolle Walten des Schicksals enthüllt, das so „mit der Handlung verwoben ist, daß ein Teil nach dem andern zuvörderst uns, dann erst den Handelnden selbst der Reihe nach offenbar wird." Dabei erscheint das Schicksal als die sittliche Weltordnung, die „anfangs verhüllt und unbestimmt, erst allmählich als höhere Gerechtigkeit und sittliche Notwendigkeit deutlicher zu Tage tritt". (M. Krafft).

a) Obgleich uns nämlich die Versöhnung der Brüder mit froher Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang erfüllt hat (I, 6. V. 524 ff.), wird der Zuschauer doch

α) zweifelhaft durch die warnende Stimme des Chors. (I, 7. V. 718–721. I, 8. V. 939 ff.)

β) Er ahnt (II, 2), daß Don Cesar dasselbe Mädchen wie der Bruder liebe; dies wird ihm durch II, 5 u. 6 nicht nur zur Gewißheit, sondern er erfährt allmählich auch, daß dieses Mädchen beider Schwester ist.

b) Von den handelnden Personen beginnt

α) zunächst Don Manuel diesen Zusammenhang zu fürchten (II, 6. V. 648 ff.); die volle Aufklärung erhält er dann (III, 4. V. 182) durch Beatrices Antwort: „Ich war zugegen."

β) Die Erkenntnis davon geht dann dem Chor auf. (IV, 3. V. 167—169).

γ) Darauf gelangt Beatrice zur Kenntnis ihres Verhältnisses zur Fürstenfamilie (IV, 4. V. 205 ff.) („Weh', weh' mir! O entsetzensvolles Licht!")

δ) Ganz allmählich erst geht der Fürstin das Verständnis auf. (IV, 4. V. 220 ff. und V. 282 ff.) Die volle Wahrheit enthüllt sich ihr erst durch Don Cesars Geständnis, nachdem sie dem Ahnungslosen offenbart hat, daß die Geliebte, die er ihr gesandt, zugleich seine Schwester ist.

ε) Don Cesar ist somit der letzte aus der fürstlichen Familie, der das schreckliche Verhängnis erfährt, das auf seinem Hause lastet.

So hat sich das Orakel erfüllt, sowohl der Ausspruch des heidnischen Magiers, wie der des christlichen Mönches. „Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen; — Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick. — Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, — Der muß es selber erbauend vollenden.“

III. Das Walten des Schicksals wird ferner ersichtlich in mehreren unerklärlichen Vorgängen.

1. Darin, daß die Fürstin ihre Tochter nicht sogleich nach dem Tode des Fürsten aus dem Kloster holt, obgleich sie sie ja nicht zwischen die feindlichen Brüder zu stellen brauchte, sondern sie als Friedensstifterin hätte benutzen können.
2. Es ist auffallend, daß Don Manuel den ihm bekannten alten Diener (Diego) niemals bei seinen Besuchen im Kloster getroffen und befragt hat.
3. Es fällt uns auf, daß Don Manuel nach der Versöhnung nicht sofort zu Beatrice eilt, die seiner angstvoll harrt.
4. In der Gartenscene erregt die Werbung Don Cesars Anstoß; sie ist selbst durch seine leidenschaftliche Gemütsart nicht genügend begründet.

IV. Das Walten des Schicksals offenbart sich ferner darin, daß wiederholt das rettende Wort nicht im rechten Augenblick gesprochen wird, wie denn Schiller in seinem Drama einen außerordentlich ausgedehnten Gebrauch vom Schweigen macht. (Hoffmeister.)

1. Beatrice schweigt bei Don Cesars Werbung.
2. Isabella nennt dem Don Manuel den Namen des Klosters nicht, in dem Beatrice verborgen gewesen war.
3. Don Cesar ist abwesend, als Diego berichtet, Beatrice habe der Leichenfeier des Fürsten beigewohnt.
4. Don Manuel ist abwesend, als Isabella nach Don Cesars Rückkehr diesem den Namen des Klosters angiebt.
5. Isabella verschweigt nicht nur dem Gatten die Befragung des Mönches und die Rettung der Tochter, sondern auch den

Söhnen das Dasein der Schwester und der Tochter ihre wahre Herkunft.

6. Don Manuel verschweigt den Dienern seine Liebe, der Geliebten seinen Stand, der Mutter den Namen jener.
7. Beatrice verschweigt ihm ihre Anwesenheit bei der Leichenfeier und
8. selbst der redliche Diego hat ein Geheimnis vor seiner Herrin.

Wir müssen deshalb annehmen, daß Schiller gerade in „diesen kritischen Augenblicken, wo ein rettendes Wort das eherne Netz des Schicksals hätte zerreißen können, die unabwendbare Gewalt, das Dämonische des Verderben brütenden Schicksals“ dem Zuschauer habe offenbaren wollen; insofern kann deshalb Schillers „Braut von Messina“ eine Schicksalstragödie genannt werden.

Schluß. Diese Bezeichnung ist denn auch den Stücken beigelegt worden, die sich allerdings rein äußerlich an Schillers Drama anschlossen, den romantischen Tragödien eines Zacharias Werner, Müllner, Grillparzer, Raupach u. a., in denen dieser Fatalismus zu voller Entfaltung kam, nach welchem der Mensch dem Schicksal derart unterworfen erscheint, daß ihn selbst seine reinste Unschuld, seine kräftigste thätigste Tugend vor der gröbsten Willkür eines tückischen Geschickes zu bewahren nicht imstande ist.

Nach L. Bellermann.

141.

Iphigenie und Beatrice. Ein Vergleich.

Einleitung. Goethes Drama „Iphigenie“ und Schillers Tragödie „Die Braut von Messina“ fordern uns schon durch ihren Inhalt mit den Anklängen an das Altertum zu einem Vergleiche auf.

Ausführung. Noch näher liegt der Vergleich der beiden Frauengestalten selbst.

I. Die Ähnlichkeiten.

1. Hinsichtlich ihrer Herkunft, indem beide aus einem fluchbeladenen Geschlechte entsprossen sind. (Iph. I, 3. Br. v. M. I, 8. V. 960—980 u. a. O.)
2. Nach ihrem Geschick und Charakter.
   a) Beide werden schuldlos von den Vätern dem Tode geweiht.

(Iphigenie I, 3. V. 200 ff. Br. v. M. II, 5. V. 340 ff.) Iphigenie soll auf den Rat des Kalchas geopfert werden, um die zürnende Göttin zu versöhnen. Beatrice soll den Tod erleiden nach dem Ausspruche des sternkundigen Arabiers, um den männlichen Stamm des Fürstenhauses zu erhalten.

b) Beide werden vor diesem Geschick bewahrt, Iphigenie durch die Göttin Diana (Iph. I, 3. V. 207 ff), Beatrice durch ihre Mutter (Br. v. M. II, 5. V. 373 ff.).

c) Beide leben jahrelang fern vom Elternhause, Iphigenie im rauhen Barbarenlande, Beatrice im stillen Kloster. Dabei offenbaren beide ein tiefes Gefühl; dies zeigt sich

α) in ihrem Schmerze darüber, daß sie vom Elternhause und ihrer Familie losgelöst sind (Iph. I, 1. Br. v. M. II, 1. V. 42 ff.);

β) in ihrer Religiosität; bei Iphigenie in ihrem Vertrauen auf Diana, als deren Eigentum sie sich betrachtet, bei Beatrice in dem Drange, selbst wider den Willen des Geliebten zur Mutter Gottes zu beten (Iph. I, 4. Br. v. M. II, 1. V. 91 ff.);

γ) in der Dankbarkeit Iphigeniens gegen Thoas, Beatricens gegen Diego. (Iph. IV, 4. V. 109 ff. Br. v. M. IV, 3. V. 194.)

d) Beide sind bestimmt, einst den Fluch des Hauses zu lösen, Iphigenie durch die Sühnung ihres Geschlechts, Beatrice durch die Versöhnung der Brüder. (Auslegung des Traums der Mutter.)

e) Beide wirken gleichsam zauberisch, Iphigenie auf Orestes, Beatrice auf Manuel und Cesar.

f) Beide sind unwissentlich für den Bruder die Veranlassung, daß er zum Mörder wird. Orestes tötet seine Mutter, die, um sich für Iphigeniens Opferung zu rächen, den Gemahl ermordet hat. Don Cesar ersticht aus Eifersucht um Beatricens willen den Don Manuel.

II. Unähnlichkeiten.

1. Iphigeniens Herz hat nur Raum für ihre Anhänglichkeit an ihre Familie; es lebt darin die Erinnerung an ihren Vater.

Beatrice kann sich kaum ein Bild von ihrer Mutter machen, sie kann die nicht lieben, die sie nicht kennt.

2. Iphigenie wirkt segensvoll auch unter den Fremden, Beatricens Leben ist ohne ernsten Zweck.
3. Iphigenie dient der Göttin voll ernsten Pflichtgefühls, sie hofft auf sie und glaubt fest an ihre Heimkehr, die sie stets im Auge behält. Beatrice lebt nur dem Augenblick und sehnt sich nach der Unterbrechung ihrer Einsamkeit.
   a) Deshalb weist Iphigenie die Bewerbung des Thoas zurück, obgleich sie ihn als würdigen Mann kennt.
   b) Beatrice schenkt ihr Herz dem unbekannten Ritter.
4. Iphigenie bleibt wahr und bewahrt sich ihre sittliche Hoheit und Reinheit allen Versuchungen gegenüber, die an sie herantreten
   a) durch Arkas und Thoas, die sie an Tauris fesseln und dadurch an der Lösung ihrer Aufgabe verhindern wollen;
   b) durch Pylades, der sie zu bestimmen sucht, den König zu hintergehen und zu berauben.

   Beatrice dagegen wird schuldig durch ihren Ungehorsam
   a) gegen den Befehl der Mutter (II, 6. V. 680 ff.) und die klösterliche Zucht (II, 1. V. 23 ff.), indem sie der Leichenfeier beiwohnt und in die Entführung durch Don Manuel einwilligt;
   b) gegen Don Manuel durch ihre Anwesenheit bei der Leichenfeier des Fürsten (II, 2. V. 119 ff., II, 6. V. 678 u. 679 und III, 4. V. 180 ff.) wie dadurch, daß sie wider sein Gebot das Gartenhaus verläßt. (II, 3. V. 158—160).
5. Iphigeniens Charakter ist eben innerlich gefestigt, Beatrice ist ein gefühlvolles, aber oberflächliches Weib. Daher gelingt es jener, den Bruder zu entsühnen und den Fortbestand ihres Geschlechtes zu sichern, während Beatrice dies nicht vermag; sie wirkt verderblich; um ihretwillen geht der Mannesstamm ihres Hauses zu Grunde.

Schluß. Iphigenie ist eine ideale, sittlich hoch stehende Frauengestalt; sie greift thätig ein, gestaltet sich ihr Schicksal selbst und zwingt uns Bewunderung ab. Beatrice ist mehr passiv,

ein durch ihre Liebe zu Don Manuel verklärtes Weib, das erst durch die sittliche Größe geadelt und geläutert wird, zu der sie sich aus den Tiefen ihres Schmerzes im Kampfe zwischen Abscheu vor dem Mörder und verzeihender Schwesterliebe erhebt, wodurch sie wegen ihres herben Mißgeschicks unser aufrichtiges Mitleid erregt.

142.

Verhängnis und Verschuldung in Schillers „Braut von Messina.“

143.

Die antiken Elemente in Schillers „Braut von Messina.“

144.

Inwiefern trägt Beatrice dazu bei, das Verderben ihres Hauses herbeizuführen?

145.

Die Chorgesänge in der „Braut von Messina“ nach Anlaß, Inhalt und Ideengang.

146.

Über Krieg und Frieden nach Schillers „Braut von Messina“, „Wallenstein“ und „Jungfrau von Orleans.“

147.

Wenn sich die Fürsten befehden,
Müssen die Diener sich morden und töten,
Das ist die Ordnung, so will es das Recht. (I,3.)

148.

Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten. (I,3.)

149.

Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht. (I,3.)

150.

Der Siege göttlichster ist das Vergeben. (I,4.)

151.

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen. (I,8.)

152.

Schön ist der Friede! — Aber der Krieg auch hat seine Ehre! (I,8.)

153.

Der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muts. (I,8.)

154.

Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen. (I,8.)

155.

Gebüßt wird unter der Sonne
Jede That der verblendeten Wut. (I,8.)

156.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde? (III,5.)

157.

Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein andres zeigt die vollbrachte That. (III,5.)

158.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren! (IV,4.)

159.

Noch niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden. (IV,6.)

160.

Der Tod hat eine reinigende Kraft. (IV,9.)

161.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Übel größtes aber ist die Schuld. (IV,10.)

162.

Geschichte und Sage in ihrem Verhältnis zu Schillers „Wilhelm Tell".

Einleitung. Die Chronik des Ägidius Tschudi von Glarus († 1572) ist die Hauptquelle, aus der Schiller den Stoff zu seinem Drama geschöpft hat; Tschudis anmutige Erzählung hat jedoch keinen Anspruch auf geschichtliche Glaubwürdigkeit.

Ausführung. Es ist darin vielmehr das geschichtlich Überlieferte von dem Sagenhaften zu sondern.

I. Die geschichtliche Grundlage.

1. Ihrer Abstammung nach sind die Schweizer alemannische Ansiedler, die, wie geschichtlich feststeht, seit dem fünften Jahrhundert die waldreichen Thäler um den See bewohnten, der von diesen „Stätten im Walde" seinen Namen erhalten hat.
2. Das Verhältnis der Schweizer zu Kaiser und Reich ist von Schiller in Übereinstimmung mit der Geschichte geschildert worden.
3. Die Kämpfe gegen die Habsburger, die die reichsfreien Schweizer ihrer Landeshoheit zu unterwerfen suchten, haben jedoch geschichtlich einen wesentlich anderen Verlauf als in den Darstellungen Tschudis und Schillers.

a) Die Zerwürfnisse mit den Grafen von Habsburg; sie begannen sofort, als diese im dreizehnten Jahrhundert die Schirmvogtei über die Waldstätte erlangt hatten.

α) Deshalb erneuerten die Schweizer nach Rudolf von

Habsburgs Tode (1291) ihren uralten Bund gegen jedermann, der sie an Hab und Gut oder an ihren Freiheiten schädigen wollte, und ließen sich auch von dem Könige Adolf von Nassau ihre Reichsunmittelbarkeit bestätigen.

β) Als der Habsburger Albrecht die deutsche Krone erlangte, verweigerte er ihnen allerdings die Bestätigung ihrer Freiheitsbriefe; doch wissen die gleichzeitigen Berichterstatter nichts von einer Auflehnung der Eidgenossen, von dem Rütlibunde und der Vertreibung der Vögte am Neujahrstage 1308. (Tschudi.)

γ) Die Schweizer erlangten vielmehr nach Albrechts Ermordung (1. Mai 1308) die Bestätigung ihrer Reichsunmittelbarkeit durch den Kaiser Heinrich VII.

4. Die Befreiung. Als die Eidgenossen von Friedrich dem Schönen eine Aufhebung ihrer Freiheiten befürchteten und die Partei Ludwigs von Bayern ergriffen, beschloß der Herzog Leopold von Östreich sie zu bestrafen und seiner Landeshoheit zu unterwerfen.

a) Die Schweizer aber erfochten am 15. November 1315 in anderthalb Stunden einen glänzenden Sieg in dem Engpaß zwischen dem Egeri-See und dem Berge Morgarten über den Herzog und erneuerten zur Sicherung ihrer Selbständigkeit ihren Bund bald nach der Schlacht im Dezember 1315, dem sich bald Luzern, später Zürich und Bern anschlossen, welche Städte die Angriffe Herzogs Albrechts von Östreich, des Bruders und Nachfolgers Leopolds, siegreich zurückschlugen.

b) Die gewonnene Freiheit behaupteten die Eidgenossen, als sie wiederum von den Östreichern bedroht wurden, durch die Siege bei Sempach am 9. Juli 1386 (Arnold Winkelried aus Unterwalden) und bei Näfels am 9. April 1388, so daß ihre Selbständigkeit von nun an unangetastet blieb.

II. Die Ausschmückung durch die Sage.

1. Die sagenhaften Erzählungen beginnen mehr als hundert Jahre nach der Schlacht bei Morgarten und berichten von dem

Drucke der Landvögte, Beringers von Landenberg auf Burg Sarnen und Geßlers von Bruneck.

2. Eine in Uri entstandene Sage berichtet von einem gewaltigen Schützen, der auf Geßlers Gebot seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen mußte. Diese Erzählung von dem Apfelschuß ist aber uralt; wir finden sie in der nordischen Sage, nach der Eigel, der Bruder Wielands, auf des Königs Neiding Gebot einen Apfel vom Kopfe seines siebenjährigen Sohnes Isung schießt und, als er den Apfel getroffen hat, dem Könige erklärt, daß die beiden anderen Pfeile ihm zugedacht gewesen wären, wenn er seinen Knaben getötet hätte. Ähnliche Sagen finden sich bei den Norwegern, den Dänen, Holsteinern, ja sogar den Persern. So ist Tell, der Befreier der Schweiz, keine geschichtliche Persönlichkeit, wenigstens nicht in der von der Sage berichteten Weise.

3. Die in dem „weißen Buche" (sogenannt vom Einbande) enthaltenen schweizerischen Sagen (1470 etwa niedergeschrieben) erzählen aber neben dem Drucke der Vögte und der Erstürmung des Roßbergs und der Burg Sarnen zum ersten Mal ausführlich auch die Ermordung Geßlers durch Tell.

4. Während in dem weißen Buche jedoch noch der Rütlibund im Vordergrunde steht, wird in der 1482 von Melchior Ruß geschriebenen Chronik Tell die Hauptperson, der nach Geßlers Tode das Volk zur Befreiung aufruft.

5. In einem Urner Volksschauspiel von 1511 sind Tell, Stauffacher und Erny von Melchthal die drei Stifter der Eidgenossenschaft; später werden die drei Führer des Bundes allgemein die drei Tellen genannt.

6. Selbst bei Tschudi gehören Tell und der Freiherr von Attinghausen zu den Rütligenossen; Tell tötet nach ihm Geßler in der hohlen Gasse; doch erst in der Neujahrsnacht 1308, dem festgesetzten Termine erstürmen die Schweizer die Zwingburgen Roßberg und Sarnen.

Schluß. Wie nach der Schweizer Sage Tell mit seinen beiden Genossen im Rütli schlafe und erst wieder erwachen werde, wenn das Unterland in Gefahr sei, so hat sich auch bei uns eine ähnliche Sage um die Person Friedrich Barbarossas gebildet, dessen Wiedererwachen

unsere neueren Dichter in das Jahr 1870 verlegen, als Wilhelm Barbablanca auszog, um nach Besiegung des Erbfeindes die alte deutsche Kaiserherrlichkeit wiederherzustellen.

Nach M. Carriere und O. Kallsen.

163.

Die Vorfabel zu Schillers „Wilhelm Tell".

Einleitung. In Schillers Drama werden wir in die Zeit versetzt, als die Schweizer von den Vögten Albrechts von Östreich bedrückt und durch Gewaltmaßregeln zur Unterwerfung unter sein Scepter gezwungen werden sollten. Die früheren Schicksale des Volkes lernen wir erst später aus dem Munde Werner Stauffachers kennen, der sie auf dem Rütli seinen Landsleuten schildert.

I. Die Urgeschichte der Schweizer.

1. Ihre Abstammung. Sie stammten alle nach Stauffachers Bericht aus einem Lande, das gegen Mitternacht liegt, womit Schweden gemeint ist.

2. Ihre Auswanderung.

a) Die Ursache dazu war eine Hungersnot.

b) Ihr Zug ging durch das deutsche Land bis an das Hochland der Alpen. — Das alte Friesenlied erzählt, daß 6000 Männer aus Svealand auszogen, denen sich später 1200 Friesen anschlossen.

3. Ihre Ansiedlung in dem Alpenlande.

a) Das erste Ziel ihrer Wanderung war „das wilde Thal, wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt; da beschlossen sie zu bleiben (und) erbaueten den alten Flecken Schwyz."

b) Als der Boden der Zahl des Volkes nicht mehr genügte, zogen sie weiter, erbauten den Flecken Stanz am Kernwald und den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß; ein Teil zog über den schwarzen Berg (Brünig) bis ins Weißland (das Haslithal mit seinen von Eis und Schnee blinkenden Wetterhörnern), „wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen, — Ein andres Volk in andren Zungen spricht; — Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk."

II. Die Stellung der Schweizer zu Kaiser und Reich.

1. Sie stellten sich freiwillig unter den Schutz und Schirm von Kaiser und Reich. Dies bestätigt der Freiheitsbrief, den Friedrich II. den Schwyzern 1240 ausstellte, während sein Sohn, König Heinrich, schon 1231 den Urnern die Reichsunmittelbarkeit verliehen hatte.
2. Sie verpflichteten sich nur dazu, dem Kaiser im Krieg Heeresfolge zu leisten (Heribann) und gestanden ihm das Recht zu, den Blutbann, die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, durch einen „großen Grafen“ zu üben, der aber seinen Sitz nicht im Lande hatte, sondern nur vorkommenden Falls zur Ausübung dieses Rechtes dahin berufen wurde.
3. Im übrigen waren sie von Kaiser und Reich unabhängig:
   a) „Daheim regierten sie sich fröhlich selbst — Nach altem Brauch und eigenem Gesetz“; diese Gesetze gaben sie sich in ihren Landesgemeinden (Volksversammlungen); die Gebräuche, die dabei beobachtet wurden, lernen wir in der Rütliscene kennen:
      α) Den Vorsitz führte ein Landammann, der ein Freier sein mußte, vor dem zwei Schlachtschwerter errichtet wurden und dem die Weibel oder Amtsdiener zur Seite standen. Vergl. II, 2. V. 165 u. ff.
      β) Vor Beginn der Verhandlung leistete der Landammann, während er die Hand auf die alten Bücher (die alten Landesordnungen und Freiheitsbriefe) legte, einen Schwur, daß er sich nimmer wolle „vom Recht entfernen“. Vergl. II, 2. V. 190 u. 191.
      γ) Die Abstimmung erfolgte durch Erheben der Hände. Vergl. II, 2. V. 352.
   b) Sie waren freie Besitzer ihres Grundes und Bodens und versagten dem Kaiser sogar den Gehorsam, „da er das Recht zugunst der Pfaffen bog“, wie dies Kaiser Heinrich V. that, als er dem Abte Gerhard von Einsiedeln eine Alp zusprach, die dieser unter Berufung auf einen alten Brief Heinrichs II. vom Jahre 1018 für sich in Anspruch nahm.

III. Der Versuch Albrechts von Östreich, die reichsunmittelbaren Schweizer seinem Scepter zu unterwerfen, indem er
1. ihren Freiheitsbrief nicht bestätigte (II, 2. V. 366 u. ff.);

2. im Jahre 1304 Vögte in das Land schickte, die das Volk dazu zwingen sollten, Östreich zu huldigen.

Schluß. Da alle Mittel, die Bestätigung der alten Rechte zu erlangen, fehl schlugen und die Vögte sich Gewaltthätigkeiten gegen das Volk erlaubt hatten (Baumgarten, Arnold von Melchthal, Heinrich von der Halden, Stauffacher), so schritten die Schweizer zur Selbsthilfe, indem sich ihre Vertreter auf dem Rütli versammelten, um über die Maßregeln zu beraten, durch welche sie sich von der Tyrannei ihrer Unterdrücker befreien könnten.

164.

Der Gang der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell."

Einleitung. Schillers „Wilhelm Tell" enthält eine dreifache parallel laufende Scenenreihe, die man das Schweizer-, Tell- und Rudenz-Drama genannt hat. Die Handlung jedes von ihnen dient aber derselben Grundidee, der Befreiung des Schweizer Volkes von der Tyrannei der Vögte, welche als die einheitliche Haupthandlung des ganzen Dramas bezeichnet werden muß.

Ausführung. Der Gang der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell."

I. Die Exposition. Wir erfahren von dem Drucke, unter dem das friedfertige, aber freiheitsliebende Volk der Schweizer leidet. (Baumgarten.) Zugleich wird die Möglichkeit einer Rettung angedeutet. (Tell.)

II. Die Verwicklung. (Steigende Handlung.)

1. Die Tyrannei der Vögte offenbart sich außer in der Unbill Wolfenschießens gegen Baumgartens Gattin
   a) in den übermütigen Worten, die Geßler an Stauffacher richtet (I, 2.),
   b) in der Errichtung der Burg Zwing-Uri und der Aufpflanzung des Hutes (I, 3.),
   c) in dem Vorgehen Landenbergs gegen Arnold von Melchthal und der Blendung seines Vaters. (I, 4.)
2. Gegenwirkung. Die Auflehnung des Volkes gegen die Gewaltmaßregeln der Vögte.
   a) Der Rat, den Gertrud ihrem Gatten giebt, sich mit gleichgesinnten Männern zu beraten. (I, 2.).

b) Die Besprechung der drei Männer im Hause Walther Fürsts. (I, 4.)

c) Die Versammlung auf dem Rütli, welche als Vertretung des ganzen Volkes gilt, obgleich

α) Tell daran nicht teilnimmt („Bedürft ihr meiner zu bestimmter **That**, — Dann ruft den Tell; es soll an mir nicht fehlen.")

β) und kein Vertreter des Adels zugegen ist, von dem dennoch schon jetzt ein Teil auf seiten des Volkes steht, während ein anderer (Wolfenschießen, Rudenz) es mit Östreich hält. (II, 1.).

III. Der **Höhepunkt**. Tells Apfelschuß. Er bildet sowohl einen Wendepunkt in der Charakterentwicklung Tells, der nun sich als Mann der That bewährt, als auch der Handlung des ganzen Dramas, da dadurch eine Beschleunigung der Erhebung des Volkes veranlaßt wird

IV. Der **Umschlag**. (Fallende Handlung.)

1. Die erste Stufe der Umkehr: Rudenz, der durch Bertha schon im Herzen der Sache des Vaterlandes gewonnen ist (III, 2.), bricht offen mit Geßler. (III, 3. V. 261 u. ff.).
2. Die zweite Stufe: Die Gefangennahme und Fesselung Tells (III, 3 V. 332 u. ff.)
3. Die dritte Stufe: Die Rettung Tells aus den Händen Geßlers. (IV, 1.)
4. Die vierte Stufe: Des Rudenz Anschluß an die Eidgenossen als Folge der Entführung Berthas durch Geßler. (IV, 2.).
5. Die fünfte Stufe: Tells Monolog, worin er seinen Entschluß vor sich selbst rechtfertigt. (IV, 3. V. 1—91.)

V. Die **Katastrophe**.

1. Der Tod Geßlers. (IV, 3. V. 225 u. ff.)
2. Die Zerstörung von Zwing-Uri, Erstürmung der Burgen Sarnen und Roßberg und die Vertreibung Landenbergs. (V, 1.).
3. Der Dank des Volkes: „Es lebe Tell! Der Schutz und der Erretter!"

Schluß. Um Tells That noch nachdrücklicher, als dies schon in dem Monologe geschehen ist, als eine Handlung der Notwehr zu bezeichnen, hat der Dichter in dem fünften Aufzuge noch die Parricida-

Scene eingefügt. Parricida handelt aber aus selbstsüchtigen Gründen, Tell verteidigt die Seinen und sein Volk vor der Gewaltthätigkeit ihres Bedrückers.

165.

Inwiefern bildet der erste Auftritt von Schillers „Wilhelm Tell“ die Exposition dieses Schauspiels?

Einleitung. Der erste Auftritt von Schillers „Wilhelm Tell“ spielt in der Nähe von Treib im Kanton Uri, aber schon an der Grenze von Unterwalden, auf der Landspitze, welche dem Orte Brunnen in Schwyz gegenüber liegt, d. h. also an einer Stelle, die etwa in der Mitte des Schauplatzes des ganzen Dramas liegt, wo alle Fäden der Handlung zusammenlaufen.

Ausführung. Der erste Auftritt bildet somit die Exposition des Schauspiels, vor dessen Beginn wir schon gleichsam als Vorbereitung darauf den Kuhreigen und das harmonische Geläut der Glocken hören, welches sich noch einige Zeit bei offner Scene fortsetzt.

I. Wir lernen so den Schauplatz, wo die Handlung vor sich geht, und die Leute, unter denen sie sich abspielt, kennen, und zwar

1. den Schauplatz, d. h. das Land um den Vierwaldstädter See in seiner friedlichen Ruhe, dessen liebliche und erhabene Schönheit in Liedern geschildert werden, und zwar
   a) von dem Fischerknaben der lachende, lockende See,
   b) von dem Hirten die Matten und sonnigen Weiden,
   c) von dem Alpenjäger die Gletscher mit ihren Feldern von Eis;
2. die Bewohner dieser Gegend; sie sind ein Naturvolk, Fischer, Hirten und Jäger und daher
   a) mit der Natur vertraut, die sie aufmerksam beobachten (vergl. V. 37 u. ff.; 42 u. ff.; 44 u. ff.; 54 u. 55; 57 u. ff.);
   b) einfach, zufrieden und anspruchslos, wie dies aus den Liedern der Knaben und den Gesprächen der Männer hervorgeht.

Übergang. Unterdessen hat sich der Charakter der Landschaft verändert, ein Unwetter zieht herauf als Sinnbild der Mißregierung der Vögte.

II. Dann lernen wir die Tyrannei kennen, unter der dieses friedliche Naturvolk schmachtet, und zwar

1. durch die Erzählung Baumgartens von Alzellen in Unterwalden von dem frevelhaften Übermut des Burgvogtes Wolfenschießen und der Verfolgung des Flüchtigen durch die Reiter des Landvogts Landenberg;
2. durch die Grausamkeiten, die die Landenbergischen verüben, welche darüber ergrimmt sind, daß ihnen der Verfolgte entkommen ist. („Ihr sollt uns büßen. — Fallt in ihre Herden! — Die Hütte reißt ein, brennt und schlagt nieder!")

III. Die Rettung aus dieser Not wird uns aber auch schon in Aussicht gestellt

1. durch die Selbstverteidigung Baumgartens, der den Schänder seiner Ehre niederschlägt;
2. durch die kühne That Tells vor allem, der den Verfolgten rettet, als kein anderer es sich bei dem Unwetter getraut, ihn über den See zu setzen;
3. durch die Sehnsucht nach Rettung („Wann wird der Retter kommen diesem Lande?") von dem schweren Drucke der Vögte, die sich unter dem Volke regt, das durch seine Zurufe („Wohl bessre Leute thun's dem Tell nicht nach, — Es giebt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.") den Tell uns als diesen Retter bezeichnet.

Schluß. Der erste Auftritt des ersten Aktes kann deshalb als die Exposition des Dramas gelten, da er die Keime der Haupthandlung enthält.

166.

Inwiefern hat die Scene zwischen Stauffacher und Gertrud Bedeutung für die Handlung des Dramas?

Einleitung. Pfeiffers Mahnung. („Schwört nicht zu Östreich, wenn Ihr's könnt' vermeiden, — Haltet fest am Reich und wacker, wie bisher. — Gott schirme Euch bei Eurer alten Freiheit.") Pfeiffer ist ein Luzerner. Luzern stand aber schon seit 1291 unter Östreich; er vergegenwärtigt uns deshalb die Stimmung der Schweizer, welche schon Östreich unterworfen sind und leitet so das Gespräch zwischen Stauffacher und seiner Gattin treffend ein.

Ausführung. Die Scene zwischen Stauffacher und Gertrud ist

insofern für die Handlung des Dramas von Bedeutung, als dadurch die Versammlung der Schweizer auf dem Rütli veranlaßt wird.

I. Es wird uns darin die Mißstimmung Stauffachers über die Anmaßung der Vögte geschildert, und zwar im Zusammenhange mit seinem Gespräche mit Pfeiffer als eine Folge seines Zusammentreffens mit Geßler.

1. Geßlers böse gemeinte Frage: „Wessen ist dies Haus?"
2. Stauffachers demütige Antwort. V. 46 u. 47.
3. Geßlers trotzig stolze Erwiderung. V. 48—52.

II. Klarlegung der thatsächlichen Verhältnisse durch Gertrud.

1. Der Groll Geßlers, weil Stauffacher ein Hindernis sei, „daß sich der Schwyzer nicht dem neuen Fürstenhaus will unterwerfen, sondern treu und fest beim Reich beharren."
2. Sein Neid auf Stauffacher, der als freier Mann von Kaiser und Reich allein sein Erbe zu Lehen trage.

III. Gertruds Rat und Stauffachers Bedenken.

1. Gertruds Rat, daß der Gatte mit einigen, die es redlich meinen, sich berate, „wie man des Drucks sich möcht' erledigen," den die Vögte auf das Volk in Schwyz wie in Unterwalden und im Urner Land auf das Volk ausübten.
2. Stauffachers Bedenken.
   a) Er fürchtet, daß die Schweizer zu schwach seien, „in Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt;"
   b) daß ihre Unterdrücker eine solche Auflehnung gegen sie als einen willkommenen Anlaß zur Vertilgung der alten Freiheiten der Schweizer benutzen würden;
   c) daß ihr Land verheert, ihr Besitz vernichtet, weder Kinder noch Weiber von den Siegern geschont würden.
3. Gertruds Widerlegung dieser Bedenken
   a) durch Berufung auf den Mannesmut der Schweizer. V. 130 u. 131;
   b) auf die Schmach, sich dem Übermute ihrer Unterdrücker zu fügen und ihre Unbilden mit Geduld zu ertragen. V. 134 u. 135;
   c) auf den Schutz des Himmels (V. 142 u. 143) und das letzte Rettungsmittel, („Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen, — Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.")

Schluß. Stauffachers Entschluß, mit den Freunden über die Befreiung des Landes Rat zu pflegen.

„Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er.“

167.

Baumgarten erzählt dem Werner Stauffacher seine Erlebnisse.

Einleitung. Baumgarten von Allzellen in Unterwalden wird durch sein Weib vom Holzfällen im Walde abgerufen.

Ausführung.

I. Wolfenschießens Frevel und Strafe.

1. Sein ungebührliches Verlangen. („Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab' — Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten. — D'rauf hab' er Ungebührliches von ihr — Verlangt, sie sei entsprungen, mich zu suchen!“)
2. Die Strafe. („Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war, — Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet.“)

II. Die Folgen der That.

1. Baumgartens Flucht an den See und seine Verfolgung durch Landenbergische Reiter. („Die That ward ruchbar; mir wird nachgesetzt.“)
2. Seine Bitte um Rettung wird ihm von dem Fischer Ruodi abgeschlagen
   a) wegen des schweren Ungewitters, das im Anzuge ist („Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.“);
   b) wegen der Rücksicht auf sich selbst und die eigene Familie. („Ich hab' auch ein Leben zu verlieren, — Hab' Weib und Kind daheim, wie er.“)

III. Das Erscheinen Tells.

1. Seine Fürbitte, die er bei dem Fischer für Baumgarten einlegt. („Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen. — Versuch' es, Fährmann.“)
2. Tells Entschluß, selbst die Rettung zu versuchen, als Ruodi bei seiner Weigerung verharrt. („In Gottes Namen denn! Gieb her den Kahn! — Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.“)

Schluß. Der Rettungsversuch, den Tell im Vertrauen auf Gottes Hilfe gewagt hat, gelingt; trotz der hochgehenden Wogen bringt er den Flüchtigen an das andere Ufer und geleitet ihn nach Steinen zu Werner Stauffacher, dem Vater der Bedrängten.

168.

Die Zusammenkunft der drei Vertreter der Schweizer im Hause Walther Fürsts zu Altorf.

Einleitung. Die Ankunft Arnolds von Melchthal und seine Mitteilung, daß der Landenberger ihm um eines kleinen Fehlers willen das beste Paar Ochsen habe aus dem Pfluge spannen lassen und er dem Buben, der sie wegtreiben wollte, den Finger mit dem Stabe gebrochen habe, weil der Unverschämte dabei meinte: „Wenn der Bauer Brot — Wollt' essen, mög' er selbst am Pfluge ziehn!"

Ausführung. Die Zusammenkunft der drei Männer.

I. Werner Stauffachers Erzählung von den Greuelthaten der Vögte.
   1. Er berichtet von Wolfenschießens Ungebühr und seiner Ermordung durch Baumgarten.
   2. Er bestätigt die Mitteilung Arnolds und berichtet von Landenbergs grausamem Vorgehen gegen Heinrich von der Halden, Arnolds Vater,
      a) von dem er gefordert habe, den Sohn zur Stelle zu schaffen, und
      b) den er, da dieser von dem Flüchtling keine Kunde hatte, habe blenden lassen.

Übergang. Arnolds Rachegelöbnis. I, 4. V. 160—180.

II. Die Maßregeln, die von den drei Männern getroffen werden, um sich vor den Grausamkeiten ihrer Tyrannen zu bewahren.
   1. Sie beschließen, in Schwyz, Uri und Unterwalden Genossen zu werben und das Volk gegen die Unterdrücker aufzuwiegeln;
   2. bei Nachtzeit mit je zehn Männern aus jedem Kanton auf dem Rütli zur Beratung über das Gemeinwohl zusammenzukommen.
   3. Der Schwur der drei Männer. V. 281—285.

Schluß. Aus dem ganzen Auftritt ersehen wir, wie mit der Gewaltthätigkeit, die die Vögte gegen das Volk ausüben, bei diesem der Freiheitssinn wächst und der Entschluß reift, mit vereinten Kräften das Tyrannenjoch abzuschütteln.

169.

Wodurch erhält das Bündnis, das die drei Männer in Walther Fürsts Hause schließen, eine besondere Bedeutung?

Einleitung. Der Dichter ist jedenfalls von einer bestimmten Absicht dabei geleitet worden, daß er gerade Arnold von Melchthal, Werner Stauffacher und Walther Fürst zu den Männern macht, von denen die Anregung zur Erhebung des Schweizervolkes gegen die Tyrannei ausgeht.

Ausführung. Was giebt dem Bunde der drei Männer eine besondere Bedeutung?

I. Ein jeder von ihnen vertritt eine besondere Altersstufe, wodurch der Dichter andeuten wollte, daß der Unwille über den Druck der Vögte und der Entschluß, diesem ein Ziel zu setzen, allgemein verbreitet war; denn
   1. Melchthal vertritt die leicht erregbare, unbesonnene Jugend,
   2. Stauffacher das besonnene Mannesalter (vergl. sein Gespräch mit Gertrud),
   3. Walther Fürst das ängstliche Greisenalter. Vergl. I, 4. V. 165 u. ff.; V. 196 u. 197; V. 226—228; V. 265. V, 1. V. 14—16.

II. Ein jeder von ihnen hat den Druck der Vögte persönlich erfahren,
   1. Melchthal, der vor der Rache Landenbergs geflohen ist,
      a. durch die Wegnahme des besten Paares Ochsen,
      b. durch die Blendung des Vaters;
   2. Werner Stauffacher durch die Gefahr, die nach den Worten des Vogts seinem neu erbauten Hause und seinem gesamten Besitze droht (vergl. I, 2. V. 48—52);
   3. Walther Fürst durch die Burg Zwing-Uri, die in Altorf erbaut wird.

III. Ein jeder von ihnen ist der Vertreter eines der drei Urkantone; denn

1. Arnold von Melchthal stammt aus Unterwalden,
2. Werner Stauffacher aus Schwyz,
3. Walther Fürst aus Uri.

Wir ersehen daraus, daß jede der drei Waldstätten unter dem Drucke der Vögte leidet und wir eine einmütige Erhebung des Volkes zu erwarten haben.

Schluß. Der Schwur der drei Männer, „So wollen wir drei Länder auch zu Schutz — Und Trutz zusammenstehn auf Tod und Leben", bildet deshalb auch den wesentlichen Inhalt des Schwurs, den die berufenen Vertreter der drei Waldstätten auf dem Rütli leisten.

Nach A. Funke.

170.

Der erste Aufzug von Schillers „Wilhelm Tell" als Drama für sich betrachtet.

Einleitung. Als Goethe den ersten Aufzug des „Wilhelm Tell" gelesen hatte, schrieb er an Schiller: „Das ist freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches."

Ausführung. Wenn wir Goethe beipflichten und den ersten Akt des „Wilhelm Tell" als Drama für sich betrachten, so wird dessen Handlung in dem einmütigen Beschlusse bestehen, den die drei Vertreter der Urkantone zur Befreiung des Vaterlandes von der Tyrannei der Vögte fassen.

I. Die Exposition umfaßt den ersten Auftritt, indem uns
1. die friedliche Gesinnung der Bewohner des Landes,
2. der frevelhafte Übermut ihrer Unterdrücker, der ihre Erbitterung hervorrufen muß (Ermordung Wolfenschießens durch Baumgarten) und
3. die Möglichkeit der Befreiung geschildert wird. (Rettung Baumgartens durch Tell.)

II. Die Verwicklung. Wir erfahren, daß die Unbill Wolfenschießens gegen Baumgartens Gattin nicht ein vereinzelter Fall sei, sondern daß die gesamte Bevölkerung gewaltsam zur Unterwerfung unter das östreichische Joch gezwungen werden soll.
1. Die Gewaltmaßregeln.
a) Auf solche deuten die Worte Geßlers zu Stauffacher: „Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt, — Und will nicht,

daß der Bauer Häuser baue — Auf seine eigne Hand, und also frei — Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande: — Ich werd' mich unterstehn, euch das zu wehren."

b) Die Errichtung von Zwing-Uri, an der ohne Schonung die Urner selbst mitwirken müssen. Vergl. I, 3. V. 5—16.

c) Die Aufpflanzung des Hutes. Vergl. I, 3. V. 40—49.

d) Das Vorgehen des Landenbergers gegen Arnold von Melchthal um kleinen Fehlers willen.

2. Gegenwirkung.

a) Der Entschluß Stauffachers, sich mit seinen Freunden zu beraten.

b) Der Schutz, den Stauffacher und Walter Fürst den Bedrängten gewähren.

III. Der Höhepunkt. Die Erzählung Stauffachers von der Blendung Heinrichs von der Halden, des Vaters Arnolds. Vergl. I, 4. V. 117—119.

IV. Der Umschlag.

1. Die Schmerzensäußerungen des Sohnes („Um meiner Schuld, um meines Frevels willen! — Blind also? Wirklich blind und ganz geblendet!")

a) Seine Klage über das Unglück des Vaters. I, 4. V. 131 bis 144.

b) Seine Selbstanklage, daß er auf seine, und nicht auf des Vaters Sicherheit gedacht. V. 154—157.

2. Der Entschluß Arnolds, die Unbill mit Hilfe seiner Freunde an dem Vogte zu rächen. („Auf nichts — Als blutige Vergeltung will ich denken. — Hinüber will ich — Keiner soll mich halten — Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern — Aus allen seinen Reisigen heraus — Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben, — Wenn ich den heißen, ungeheuren Schmerz — In seinem Lebensblute kühle.") Vergl. V. 171 u. ff.

3. Der Beschluß der drei Männer, in Schwyz, Uri und Unterwalden Freunde zu werben.

V. Die Katastrophe. Die Verabredung zu einer Beratung auf dem Rütli. („Dahin mag jeder zehn vertraute Männer — Mit-

bringen, die herzeinnig sind mit uns, — So können wir gemeinsam das Gemeine — Besprechen und mit Gott es frisch beschließen.")

Schluß. Der Schwur:

„— und so, wie wir
Drei Männer jetzo, unter uns die Hände
Zusammenflechten, redlich ohne Falsch,
So wollen wir drei Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zusammenstehn auf Tod und Leben."

171.

Welche Gründe bestimmen den jungen Rudenz, sich auf die Seite Östreichs zu stellen und wodurch wird er von Bertha der Sache des Vaterlandes gewonnen?

Einleitung. Ulrich von Rudenz, der Neffe des patriotischen Freiherrn von Attinghausen, ist der einzige Schweizer, der sein Volk zu verachten (II, 1. V. 14 u 15; V. 30 u. ff.) und für die Not des Vaterlandes kein Herz zu haben scheint.

Ausführung. Warum stellt er sich auf die Seite Östreichs, und wodurch wird er umgestimmt?

I. Die Gründe, die ihn dazu bestimmen, es mit Östreich zu halten.

1. Die angeblichen Gründe, durch die er seinem Oheim gegenüber sein Verhalten zu rechtfertigen sucht:

a) Seine politischen Beweggründe.

α) Er tadelt die Rechte, die der Landmann sich nimmt. Vergl. II, 1. V. 33 u. 34.

β) Er ist überzeugt, daß der Widerstand gegen das mächtige Östreich vergebens sei. („Vergebens widerstreben wir dem König, — Die Welt gehört ihm; wollen wir allein — Uns eigensinnig steifen und verstocken? — — Was können wir, — Ein Volk der Hirten gegen Albrechts Heere!")

γ) Er hofft auf den Lohn für die Dienste, die er dem Könige leistet. („Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm, — Die hat für treue Dienste kein Gedächtnis. — Doch, um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen, — Heißt Saaten in die Zukunft streun.")

b) Seine Prunkliebe und sein Thatendurst. („Ist's nicht eine rühmlichere Wahl, — Zu huldigen dem königlichen Herrn, — Sich an sein glänzend Lager anzuschließen, — Als Eurer eignen Knechte Pair zu sein — Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer? — — Nicht ertrag ich's, — Indes die edle Jugend rings umher — Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen, — Auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen, — Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz — Des Lebens zu verlieren.")

2. Ulrichs wirklicher Beweggrund ist seine Liebe zu Bertha von Bruneck.

a) Dies hat sein Oheim richtig erkannt, indem er ausruft: „Du bist gebunden — Ja, Unglücklicher, — Du bist's, doch nicht durch Wort und Schwur, — Gebunden bist du durch der Liebe Seile! — — Verbirg dich, wie du willst. Das Fräulein ist's, — Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg — Dich zieht, dich fesselt an des Kaisers Dienst. — Das Ritterfräulein willst du dir erwerben — Mit deinem Abfall von dem Land."

b) Dies giebt auch Rudenz selbst zu, als er Bertha auf der Jagd seine Liebe gesteht. („Wen such' ich denn als Euch auf jener Seite?") Vergl. III, 2. V. 70 u. ff.; V. 91 u. ff.

II. Wodurch wird Rudenz umgestimmt?

1. Durch Berthas Ermahnung, für die unterdrückte Unschuld einzutreten („Giebt's schönre Pflichten für ein edles Herz, — Als ein Verteidiger der Unschuld sein, — Das Recht des Unterdrückten zu beschirmen."), indem sie ihn daran erinnert,

a) daß er ein Sohn desselben Volkes, daß er gleichen Stammes mit den Bedrohten, ihr geborner Beschützer sei („Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht — Ihm zum geborenen Beschützer gaben, — Und der's verläßt, der treulos übertritt — Zum Feind und Ketten schmiedet seinem Land, — Ihr seid's, der mich verletzt und kränkt; ich muß — Mein Herz bezwingen, daß ich euch nicht hasse.");

b) daß dem Vaterlande der gänzliche Verlust seiner Freiheit drohe. („Knechtschaft wollt Ihr ihm bereiten! — Die Frei-

heit wollt Ihr aus dem letzten Schloß, — Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.")

2. Durch ihre Erklärung, wie sehr es sie betrübe, „den Verachtet (zu) sehen und verachtenswert, — Den man gern lieben möchte."

3. Durch ihre Hoffnung, daß das Edle in ihm nicht ganz erstickt sei, sondern nur schlummere, und daß es ihr gelingen werde, es wieder zu erwecken.

4. Durch die Widerlegung seines Einwands, daß er sie nur erringen könne, wenn er sich der Macht Albrechts von Östreich füge, indem sie darauf hinweist,

   a) daß auch sie eine Schweizerin sei („In den Waldstätten liegen meine Güter, — Und ist der Schweizer frei, so bin auch ich's.");

   b) daß er ihren Besitz nicht durch Östreichs Gunst erringen werde, da auch ihr Erbe von der östreichischen Ländergier bedroht und sie vielleicht zum Opfer ausersehen sei, um einen Günstling zu belohnen. („Dort, wo die Falschheit und die Ränke wohnen, — Hin an den Kaiserhof will man mich ziehn, — Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten; — Die Liebe nur — Die Eure kann mich retten.")

5. Durch das Versprechen, im Vaterlande die Seine zu werden, und durch die Ausmalung des gemeinsamen Glückes, das sie inmitten ihres befreiten Volkes genießen würden. („Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden, — Wenn sie nicht hier ist, in der Unschuld Land? — Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt, — Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden? — Da trübt kein Neid die Quelle unsers Glücks, — Und ewig hell entfliehen uns die Stunden. — — Da seh' ich dich im echten Männerwert, — Den ersten von den Freien und den Gleichen, — Mit reiner, freier Huldigung verehrt, — Groß, wie ein König wirkt in seinen Reichen.")

Schluß. So wird Rudenz umgestimmt und der Sache des Vaterlandes, das er stets geliebt hat, gewonnen. Bertha schließt ihre Ansprache an ihn mit der begeisterten Aufforderung, für sein Volk und Vaterland und damit zugleich für seine Liebe durch die That einzutreten:

„— — — Kämpfe
Fürs Vaterland, du kämpfst für deine Liebe!
Es ist ein Feind, vor dem wir alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns alle frei!“

172.

Der Gang der Verhandlungen auf dem Rütli.

Einleitung. Es ist Nacht; nur der See und die weißen Gletscher leuchten im Mondlicht. Die Ankunft der Unterwaldner. Melchthals Bericht über die Stimmung in Unterwalden. („Und überall, wohin mein Fuß mich trug, — Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei.“) Begrüßung der Schwyzer.

Übergang. Das Eintreffen der Urner. Walther Fürsts Klage: „So müssen wir auf unserm eignen Erb' — Und väterlichen Boden uns verstohlen — Zusammenschleichen, wie die Mörder thun, — Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel — Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen — Verschwörung leihet, unser gutes Recht — Uns holen, das doch lauter ist und klar, — Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.“

Ausführung. Die Verhandlungen.

I. Einrichtung der Tagsatzung.
   1. Rösselmanns Erklärung über die Bedeutung der Versammlung. („Wir stehen hier statt einer Landsgemeinde — Und können gelten für ein ganzes Volk.“)
      a) Bildung des Rings.
      b) Aufpflanzung der Schwerter.
   2. Die Wahl des Vorsitzenden
      a) Rösselmanns Vermittlungsvorschlag. („Schwyz soll im Rat, Uri im Felde führen.“)
      b) Die Wahl des Altlandammanns Reding aus Schwyz.

II. Stauffachers Rede über Wesen und Zweck des Bündnisses.
   1. Es ist kein neuer Bund, sondern „ein uralt Bündnis nur von Väter Zeit,“ das hier erneuert wird.
      a) Sie sind alle eines Stammes und Bluts. (Einwanderung aus Schweden und Ansiedlung im Alpenlande am Vierwaldstätter See.)

b) Ihr Verhältniß zu Kaiser und Reich.

α) Freiwillig haben sie sich unter des Kaisers Schutz und Schirm gestellt;

β) dieser hat nur das Recht, von ihnen im Kriege Heeresfolge zu verlangen, wie die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod.

γ) Sonst lebten sie unabhängig von ihm nach eigenen Gesetzen als freie Besitzer des Bodens, „den sie der alten Wildnis abgewonnen," und verweigerten sogar dem Kaiser den Gehorsam, wenn er ihre Rechte antastete. Vergl. II, 2. V. 286—297.

2. Der Zweck des erneuerten Bundes soll also die Abwehr der „Tyrannemacht" sein, durch die sie bedrückt werden. („Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen — Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land, — Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!")

III. Streit über die Stellung des Bundes zum Kaiser Albrecht. (Was soll geschehen?)

1. Rösselmanns Antrag („Trennt euch vom Reich, erkennet Östreichs Hoheit.") wird verworfen.

2. Redings Antrag („Auch dieses Letzte sollten wir versuchen, — Erst unsre Klage bringen vor sein (des Kaisers) Ohr, — Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer, — Auch in gerechter Sache ist Gewalt. — Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.") wird auf Konrad Hunns Bericht über den vergeblichen Versuch, von dem neuen Könige die Bestätigung ihrer Freiheiten zu erlangen, ebenfalls verworfen.

3. Walther Fürsts Antrag („Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten — Verjagen und die festen Schlösser brechen; — Doch, wenn es sein mag, ohne Blut.") wird dagegen angenommen.

IV. Steigerung der Gegensätze bis zum Streit über die Mittel, sich von der Tyrannei der Vögte zu befreien.

1. Wie soll es geschehen? („Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen, — So geben wir von einem Berg zum andern — Das Zeichen mit dem Rauch; der Landsturm wird — Aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes: — Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst, — Glaubt mir, sie werden sich des

Streits begeben — Und gern ergreifen friedliches Geleit, — Aus unsern Landesmarken zu entweichen.")

2. Wann soll es geschehen? Die Erstürmung der Burgen soll aufgeschoben werden bis zum Fest des Herrn. II, 2. V. 442—454.

V. Der Schwur: „Wir wollen sein einzig Volk von Brüdern, — In keiner Not uns trennen und Gefahr. — Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, — Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben. — Wir wollen trauen auf den höchsten Gott — Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.")

Schluß. Stauffachers Ermahnung zum Ausharren. Die gehobene Stimmung der Versammelten wird angedeutet durch das Schauspiel der über den Eisgebirgen aufgehenden Sonne, als Sinnbildes der Freiheit.

173.

Welche Gründe bewegen Geßler, Tell härter zu strafen, als einem Übertreter seines Gebotes angedroht worden war?

Einleitung. Geßler war zwar insofern zu einer Bestrafung Tells berechtigt, als dieser das öffentlich verkündigte Gebot, dem Hute gleiche Ehre wie dem Landvogte zu erweisen, übertreten hatte und auf die Übertretung des Gebotes eine Strafe gesetzt war. („Verfallen ist mit seinem Leib' und Gut — Dem Könige, wer das Gebot verachtet.") Er hatte (vgl. III, 3. V. 193 u. 200) Leib und Leben verwirkt.

Ausführung. War die Strafe, mit der ihn Geßler belegte, härter als die angedrohte, und welche Gründe bestimmten den Landvogt dazu?

Übergang. Die Strafe war härter als die angedrohte; Geßler muß sich sogar erst Zeit nehmen, um sie zu ersinnen.

I. Inwiefern war die Strafe härter? Sie war insofern härter,

1. als Geßler dadurch Tells heiligste Gefühle, seine Vaterliebe verletzte, indem er, um ihn zu quälen,

a) ihn vermuten ließ, daß er ihn in seinen Kindern strafen wollte (V. 146—150),

b) dann von ihm eine That verlangte, an deren Ausführung durch Tell er gar nicht glaubte, was auch von den Anwesenden Bertha bestätigt durch ihre Worte: „Laßt es genug

sein, Herr! Unmenschlich ist's, — Mit eines Vaters Angst also zu spielen;"

2. als er die Strafe noch verschärfte

a) durch die Androhung: „Doch, will ich raten, ziele gut, daß du — Den Apfel treffest auf den ersten Schuß; — Denn fehlest du ihn, so ist dein Kopf verloren. — — Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben;"

b) durch den Hohn, den er mit seiner Grausamkeit verbindet („Du liebst das Seltsame, drum hab' ich jetzt — ein eigen Wagstück für dich ausgesucht. — Ein andrer wohl bedächte sich — Du drückst — Die Augen zu und greifst es herzhaft an." Vergl. V. 200 u. ff. und V. 259);

c) durch die willkürliche Auslegung seines Versprechens. („Wohl Tell! Des Lebens hab' ich dich gesichert, — ich gab mein Ritterwort, das will ich halten — Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt, — Will ich dich führen lassen und verwahren, — Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint, — Damit ich sicher sei vor deinen Pfeilen.")

II. Welche Beweggründe bestimmen Geßler, Tell so hart zu bestrafen?

1. Er bestraft ihn so scharf, weil er den Mann, der wegen seiner Geschicklichkeit bei seinen Landsleuten bekannt war, vor diesen demütigen und herabsetzen wollte. („Er rühmte sich, — Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen — — Jetzt, Schütze, triff und fehle nicht das Ziel." Vergl. V. 205—207);

2. weil er ihm seine Kunst mißgönnte und ihn fürchtete („Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen, — Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück. — Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt, — Beleidiget den höchsten Herrn des Landes. — Gewaffnet sei niemand, als wer gebietet.");

3. weil er sich seiner Furcht schämte („Er hat vor dir gezittert — Wehe dir! — Daß du ihn schwach gesehen, vergiebt er nie." Vergl. III, 1. V. 93—99.);

4. weil ihm die Rettung des vor den Reitern Landenbergs fliehenden Baumgarten durch Tell bekannt war, und weil er ihn deshalb auch offner Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit für fähig hielt. („Du kannst ja alles, Tell, an nichts verzagst

du; — Das Steuerruder führst du wie den Bogen, — Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt. — Jetzt, Retter, hilf dir selbst — Du rettest alle!"

Schluß. Als Geßler den Tell fesseln ließ, beschwört er aber selbst durch seine Zweifel an der Allmacht Gottes das Verderben auf sich herab, indem er ausruft: „Laß sehn, ob sie (Gottes Hand) ihn zweimal retten wird"; denn sie rettet ihn zum zweitenmal, sodaß er imstande ist, an dem Tyrannen zum Rächer der unterdrückten Unschuld zu werden.

174.

Welche Wirkung übt in der Apfelschußscene Geßlers Härte auf seine Umgebung aus und wie äußert sich der Eindruck, den der gelungene Schuß auf die Anwesenden macht?

Einleitung. Tell hat das Gebot des Vogtes übertreten und bittet diesen deshalb um Verzeihung. (III, 3. V. 139—142.) Geßler verzeiht ihm aber nicht nur nicht, sondern legt ihm sogar eine viel härtere Strafe auf. (III, 3. V. 149—158.)

Ausführung. Tells Fürsprecher und das Staunen über den glücklichen Schuß.

I. Geßlers unmenschliche Forderung bewirkt, daß viele der Anwesenden Fürsprache für Tell einlegen.

1. Berthas Fürbitte für Tell.
   a) Sie kann des Vogts Verlangen nicht für ernst gemeint halten und bittet ihn, den Scherz nicht weiter zu treiben. (III, 3. V. 179—181.)
   b) Sie erinnert ihn daran, daß Tell schon durch die Androhung) der Strafe schwer genug bestraft sei. (III, 3, V. 191—198.
2. Selbst Rudolf der Harras empfindet Mitleid. („Gott, das wird ernsthaft. — Falle nieder, Knabe, — Es gilt, und fleh' den Landvogt um dein Leben!")
3. Walther Fürsts Anerbieten, die Hälfte seiner Habe, ja sein ganzes Besitztum zu opfern, um „dieses Gräßliche" einem Vater zu ersparen. (V. 212—215.)
4. Ein indirekter Fürsprecher ist Tells Sohn Walther, der seinen Unmut über des Großvaters Bitte äußert und seine

Überzeugung ausspricht, daß der Vater nicht fehl schießen werde. (V. 216—219. Vergl. auch V. 229—234 u. V. 260.)

5. Rösselmanns Mahnung, daß Geßler dem Himmel Rechenschaft für seine Thaten schuldig sei. (V. 221 u. 222.)

6. Rudenz' Verwendung für Tell, indem er Geßler daran erinnert, daß solche Grausamkeit nicht in des Königs Willen liege, und sich dann von ihm offen lossagt. (V. 266—277; V. 280—289; V. 291—299.)

Übergang. Geßler beharrt aber trotz aller Bitten bei seiner unmenschlichen Forderung. Unterdessen hat Tell den Schuß gewagt und den Apfel getroffen.

II. Der Eindruck, den der gelungene Schuß auf die Anwesenden macht.

1. Auf Tells Freunde.

a) Bertha, Walther Fürst, Rösselmann und Stauffacher empfinden die innigste Teilnahme für Vater und Sohn und danken dem Himmel für seinen Beistand.

b) Rösselmann spricht außerdem seine sittliche Entrüstung über den Vogt aus, der Gott versucht habe. (V. 312 u. 313.)

2. Auf Geßler und seine Anhänger.

a) Leuthold: „Das war ein Schuß! Davon — Wird man noch reden in den spätsten Zeiten."

b) Rudolf der Harras: „Erzählen wird man von dem Schützen Tell, — So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde."

c) Geßler: „Es ist ein Meisterschuß, ich muß ihn loben." Aber der Landvogt hat nicht allein Bewundrung für den trefflichen Schützen; seine Kunst ist ihm unheimlich und erregt seine Furcht. „Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!" ist der erste Ausruf aus seinem Munde.

Schluß. Darum begnügt er sich nicht mit den Todesqualen, die er dem unglücklichen Vater bereitet hat, sondern befiehlt, ihn zu ergreifen und in Fesseln zu legen, indem er heimtückisch bemerkt, daß er ihm mit seinem Ritterworte zwar das Leben, aber nicht seine Freiheit verbürgt habe.

175.

Tells Rettung auf dem Vierwaldstätter See.

Einleitung. Tells Gefangennahme und Fesselung nach dem Apfelschuß, um ihn über den See nach Küßnacht zu führen.

Ausführung. Die Fahrt auf dem See und Tells Rettung. Da sich dies nicht auf der Bühne darstellen läßt, so wird es erzählt, und zwar legt der Dichter die Schilderung der Fahrt einem Fischerknaben in den Mund, der den Kampf des Schiffes mit dem Sturm von einer Anhöhe am östlichen Ufer des Sees mit eigenen Augen sieht. Die Rettung erzählt dann Tell selbst. Dadurch wird die Darstellung um so anschaulicher.

Übergang. Schilderung des Unwetters durch den älteren Fischer. („Wehe dem Fahrzeug, das, jetzt unterwegs, — In dieser furchtbaren Wiege wird gewiegt! — Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer, — Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen — Ball mit dem Menschen. — Da ist nah und fern — Kein Busen, der ihm freundlich Schutz gewährte! — Handlos und schroff ansteigend starren ihm — Die Felsen, die unwirtlichen, entgegen — Und weisen ihm nur ihre steinern schroffe Brust.“) Dazwischen hört man läuten; es ist das Zeichen, daß ein Schiff in Not sei.

I. Die Fahrt auf dem See.

1. Der Knabe sieht ein Schiff, das von Flüelen kommt; es ist das Herrenschiff Geßlers, kenntlich am roten Dach und an der Fahne.
2. Das Schiff ist ein Spiel von Wind und Wellen und wird vom östlichen Seeufer (dem Buggisgrat) nach dem westlichen (dem Teufelsmünster) und dann wieder nach dem östlichen (dem Hackmesser am Axenberg) zurückgeschleudert, so daß es in Gefahr ist, an der Fluh, einer steilen Felswand, zerschmettert zu werden. Vergl. IV, 1. V. 89–100.

II. Die Rettung.

1. Das Erscheinen Tells, welcher
   a. sich niederwirft, die Erde mit den Händen anfaßt, wie um sich zu vergewissern, daß er gerettet sei, und dann die Hände zum Himmel ausbreitet und diesem für seine Errettung dankt;

b) auf die Frage des Fischers erzählt, daß er befreit sei, während der Landvogt noch auf den Wellen treibe.

2. Tells Bericht über seine Rettung.

a) Tell in dem Schiffe Geßlers.

α) „Mit Stricken fest gebunden, wehrlos", ohne Hoffnung, das Licht der Sonne und die Seinen jemals wiederzusehen, lag er im Schiffe, während sein Köcher mit der Armbrust sich am hintern Gransen (Schiffsschnabel) bei dem Steuerruder befand.

β) Ratlosigkeit der Ruderer bei Ausbruch des „grausam mörderischen Ungewitters."

γ) Ihre Andeutung gegenüber dem Landvogt, daß der Tell ein Schiff zu steuern wüßte und ihnen aus der Not helfen könnte.

b) Tell, der Fesseln ledig.

α) Das Anerbieten des Landvogts. („Tell, wenn du dir's — Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm, — So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.")

β) Tell am Steuer schielt „seitwärts, wo sein Schießzeug lag", und späht am Ufer scharf umher, wo sich Gelegenheit zum Entspringen biete.

γ) Der Sprung auf die Platte. V. 155—173. Zuruf an die unschuldigen Knechte, daß hier das Ärgste überstanden sei.

Schluß. Tells an den Fischer gerichtete Frage nach dem nächsten Wege nach Arth und Küßnacht als erste Andeutung der beschlossenen That. Seine Bitte, der Gattin und dem Schwiegervater seine Rettung zu melden, mit der Bemerkung:

„Sie sollen wacker sein und gutes Muts.
Der Tell ist frei und seines Armes mächtig;
Bald werden sie ein Weitres von mir hören!"

176.

Gedankengang und Inhaltsangabe von Tells Monolog in der hohlen Gasse bei Küßnacht.

Einleitung. Der Racheplan, den Tell während seiner Gefangenschaft faßt. („Bald werden sie ein Weitres von mir hören.")

Ausführung. Tells Monolog, ein Blick in die Tiefen seines Charakters.

I. Die Rechtfertigung seines Vorsatzes.

1. Er kann Geßler töten. (V. 3—8.)

2. Er muß ihn töten. (V. 9—30);

a) denn er muß die Seinigen vor der Wut des Tyrannen schützen, der, selbst wenn Tells Flucht gelänge, seine Entweichung, wie Landenberg die Flucht Melchthals an dessen altem Vater, grausam gerächt hätte („Die armen Kindlein die unschuldigen, — Das treue Weib muß ich vor deiner Wut — Beschützen, Landvogt!");

b) denn die Bestrafung Geßlers ist für ihn eine religiöse Pflicht, deren Erfüllung er sich durch einen furchtbaren Eidschwur gelobt hat. („Was ich mir gelobt — In jenes Augenblickes Höllenqualen, — Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen.")

3. Er darf ihn töten (V. 31—37); denn der Himmel hat Tell nur gerettet, damit die Greuelthaten Geßlers, der auf Erden keinen Richter hatte, nicht ungestraft blieben; seine Bestrafung wird deshalb von Tell als ein Gottesurteil angesehen. („Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.")

Übergang. Anrede an Pfeil und Bogen. V. 38—49.

II. Tells Gedanken über die Gegensätze im Leben überhaupt und über die Verschiedenheit der eignen Vergangenheit und Gegenwart.

1. Die Gegensätze im Leben unter den Menschen, die dieselbe Straße ziehen:

a) Der sorgenvolle Kaufmann und der leichtgeschürzte Pilger,

b) der andächtige Mönch, der düstere Räuber, der heitere Spielmann und der Säumer auf dem schwerbeladenen Roß.

2. Gedanken über den Gegensatz von Sonst und jetzt im eigenen Leben:

a) Sonst dachte er, wenn er auszog, bei seiner Rückkehr seinen Kindern eine Freude zu bereiten;

b) jetzt sitzt er am wilden Wege mit Mordgedanken, „und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder, — Auch jetzt — euch zu verteid'gen, eure Unschuld — Zu schützen vor der Rache

des Tyrannen, — Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen."

Schluß. Obgleich Tell trotz der Überzeugung von der Rechtlichkeit seiner Handlung vor dem Mordanschlage zurückschaudert, befestigt sich sein Entschluß, die Rachethat an Geßler auszuführen. („Heute will ich — Den Meisterschuß thun und das Beste mir — Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.")

177.

Der Apfelschuß als Wendepunkt in Tells Charakterentwicklung.

Einleitung. Obgleich Tell sich nicht an die Spitze der Befreier des Landes stellt, ja sogar die Teilnahme an der Versammlung auf dem Rütli ablehnt, ist er doch die Hauptperson, welche im Mittelpunkte der Handlung steht, wie dies aus der Anlage des ganzen Dramas hervorgeht.

Ausführung. Der Charakter Tells und der Wendepunkt, der in seiner Entwicklung in der Apfelschußscene eintritt.

I. Tell vor dem Apfelschuß.

1. Tell als Mensch.

a) Er besitzt Nächstenliebe und Selbstverleugnung, indem er Baumgarten rettet („Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt");

b) Gottvertrauen („Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten");

c) Thatkraft. („Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft. — — In Gottes Namen denn! Gieb her den Kahn! — Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.")

2. Tell als Bürger.

a) Er ist friedfertig und geduldig gegenüber den Gewaltmaßregeln des Vogtes („Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen. — — Ein jeder lebe still bei sich daheim. Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden. — Mir soll sein (Geßlers) böser Wille nicht viel schaden, — Ich thue recht und scheue keinen Feind". Vgl. III, 3. V. 115 bis 117); deshalb beteiligt er sich nicht an den Vorbereitungen zum Aufstande. Vgl. I, 3; II, 2 und III, 1 V. 55.

b) Er ist unterwürfig und demütig gegen den Landvogt selbst, obgleich dieser ihn „um kleiner Ursach' willen schwer gebüßt",
   α) indem er ihm im Schächenthal „bescheidentlich" gegenübertritt (III, 1. V. 83 u. ff.),
   β) indem er ihn um Verzeihung bittet, daß er dem Hute nicht die geforderte Ehrfurcht erwiesen habe. („Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht, — Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn. — Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell. — Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen".)
c) Dennoch liebt er sein Vaterland und empfindet schwer in seinem Herzen den Druck, der auf ihm lastet; dies zeigt sich
   α) darin, daß er die von der Tyrannei Verfolgten beschützt (I, 1);
   β) daß er ausdrücklich erklärt, im Falle der Not das Vaterland nicht im Stiche zu lassen. („— — Doch werd' ich mich — Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft. — — Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund, — Und sollte seinen Freunden sich entziehen? — Doch, was ihr thut, laßt mich aus eurem Rat! — Ich kann nicht lange prüfen oder wählen; — Bedürft ihr meiner zu bestimmter That, — Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen".)

3. Tell als Gatte und Vater. Er liebt die Seinen zärtlich. („Lieb' Weib, ich dacht an euch; drum rettet' ich den Vater seinen Kindern".) Er bethätigt das
a) durch die Fürsorge für sein Haus („Die Axt im Haus erspart den Zimmermann");
b) durch die Erziehung, die er seinen Kindern giebt.
   α) Er will, „sie sollen alles lernen", vor allem sich selbst helfen, damit sie unabhängig von andern werden. Vergl. III, 1. V. 14.
   β) Er benutzt jede Gelegenheit, um ihren Geist von Furcht, Aberglauben und Vorurteilen frei zu machen und ihrem Herzen die Liebe zum Vaterlande und Gottvertrauen

einzupflanzen. Vergl. III, 3. V. 40–82. III, 1. V. 44—47.

II. Tell und der Apfelschuß als Wendepunkt in der Entwicklung seines Charakters. — Tell ist persönlich von dem Landvogte in seinen heiligsten Gefühlen, seiner Vaterliebe, verletzt worden. („Herr — welches Ungeheure sinnet Ihr — Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes — Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht — Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — Das könnt' Ihr — Im Ernst von einem Vater nicht begehren! — — Ich soll der Mörder werden meines Kinds! — Herr, Ihr habt keine Kinder — wisset nicht, — Was sich bewegt in eines Vaters Herzen".)

1. Dennoch verleugnet er auch hier seine friedliche Gesinnung nicht, er bittet und will lieber sterben als den frevelhaften Schuß thun. („Erlasset mir den Schuß. Hier ist mein Herz! — Ruft Eure Reisigen und stoßt mich nieder!")
2. Als aber der Vogt weder durch seine Bitte noch durch die Fürsprache der andern erweicht wird, tritt der Wendepunkt ein.
   a) Schon vor dem Schuß ist er zur Rache entschlossen, falls jener mißlingen sollte; er nimmt einen zweiten Pfeil aus dem Köcher und steckt ihn in sein Goller.
   b) Als nach gelungenem Schuß der Landvogt ihn fragt: „Wozu der zweite Pfeil?" bekennt er seine Absicht, die für Geßler eine Drohung enthält. („Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch, — Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte, — Und Eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.")

Schluß. Zu einer Frevelthat gezwungen, hat Tell beschlossen, Rache an dem Tyrannen zu üben, und wir ahnen, der Mann, der seine Thatkraft schon bewiesen hat, wird es bei dieser Drohung nicht bewenden lassen, zumal Geßler ihn durch seine Gefangennahme und Fesselung aufs neue reizt; wir ahnen, nun wird auch Tell für sein unterdrücktes Vaterland eintreten und dadurch seine Befreiung beschleunigen, wie dies denn auch thatsächlich geschieht.

178.

Charakteristik des Freiherrn von Attinghausen.

Einleitung. Der Freiherr Werner von Attinghausen ist eine historische Person. Joh. Müller sagt von ihm: „Er übertraf alle andern Schweizer durch die Würde eines wohl erhaltenen Adels, der Erfahrung in Geschäften, großen wohlhergebrachten Gutes und ungefälschter Liebe zu dem Lande.“ Im Jahre 1301 war er Landamman von Uri und suchte als solcher von König Albrecht die Bestätigung der alten Freiheiten zu erlangen, was ihm jedoch nicht gelang. Sein hohes Alter ist Schillers Erfindung; auch war er nicht der letzte seines Geschlechtes; der letzte Attinghausen starb vielmehr erst im Jahre 1377.

Ausführung. Charakteristik Attinghausens.

I. Attinghausen als Privatmann.

1. Seinen Untergebenen gegenüber ist er leutselig, indem er nach „altem Hausgebrauch“
   a) den Frühtrunk mit ihnen teilt,
   b) wenn's Feierabend ist, mit ihnen „des Lands Geschäfte“ bespricht.
2. Seinem Neffen Rudenz gegenüber.
   a) Er tadelt ihn,
      α) daß er den Landmann mit Verachtung anblicke und sich seiner traulichen Begrüßung schäme (Vergl. II, 1. V. 14 u. 15.);
      β) daß er sich in Seide und Purpur kleide und die östreichischen Abzeichen (die Pfauenfeder) und Farben (den Purpurmantel) trage;
      γ) daß er als Abtrünniger auf der Seite des Landesfeindes stehe. (Vergl. II, 1. V. 88 u. ff.; V. 107—110.)
   b) Er beweist ihm aber auch seine Liebe,
      α) indem er ihn ermahnt, an dem Vaterlande festzuhalten (II, 1. V. 163 u. ff.);
      β) indem er sich freut, als er von Walther Fürst hört, daß er sein Herz gefunden und für sein Vaterland gesprochen habe, und indem er ihn in seiner Sterbestunde vermißt und es bedauert, daß er nicht gekommen sei,

um seinen letzten Segen zu empfangen. (IV, 2. V. 69—77.)

II. Attinghausen als Staatsbürger.

1. Dem Kaiser als Reichsoberhaupt gegenüber. Er hat ihm pflichttreu Heeresfolge geleistet und bei Favenz (Faenza) mitgefochten, als diese Stadt 1241 von Friedrich II. erobert wurde; doch will er nichts von der Unterwerfung unter Östreich wissen. Vergl. II, 1. V. 113—117 u. II, 1. V. 6.

2. Seinem Volke gegenüber. Er liebt sein Volk und steht treu zu der „heiligen Sache seines Vaterlandes.“ („O, mächtig ist der Trieb des Vaterlandes!“) Dies offenbart sich

a) in dem Schmerze über die tyrannische Gewalt, welche die Schweizer erdulden (II, 1. V. 35 u. ff.) und über die Abtrünnigkeit des jüngeren Adels, seines Neffen und des Ritters Wolfenschießen (II, 1. V. 192 u. ff.), denen andere folgen werden;

b) in der Wärme, mit der er die Tugenden seines Volkes preist,

α) seine Tapferkeit („Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe! — Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten, — Ich hab' es fechten sehen bei Favenz. Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen, — Das wir entschlossen sind nicht zu ertragen!“),

β) seine Freiheitsliebe und seine Anhänglichkeit („Das Haupt zu heißen eines freien Volks, — Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht, — Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod — Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich.“),

γ) die fromme Unschuld seiner Sitten. (II, 1. V. 198—200.)

Schluß. Als Attinghausen von Walther Fürst erfährt, daß ein Bund geschlossen sei, die Tyrannen zu verjagen, faßt er Hoffnung für die Zukunft seines Volkes. (IV, 2. V. 114—120.) Er sieht mit prophetischem Blicke die siegreichen Kämpfe voraus, durch die es die gewonnene Freiheit behaupten werde (IV, 2. V. 128—144.), und stirbt mit der Mahnung:

„Seid einig — einig — einig.“

179.

Charakteristik Gertruds.

Einleitung. Werner Stauffacher ist eine geschichtliche Person; er lebte noch im Jahre 1341. Während seine Gattin nach der Überlieferung aber Margareta Herlobig hieß, heißt sie bei Schiller Gertrud. Walther Fürst nennt sie „des weisen Ibergs hochverständige Tochter", und sie selbst rühmt sich, die Tochter „des edlen Ibergs, des vielerfahrnen Mannes" zu sein, der 1312 Landamman in Schwyz war. Schiller wollte dadurch „den Adel ihrer Gesinnung und ihr reifes Urteil in politischen Dingen" begründen. Vergl. I, 2. V. 59—67.

Ausführung. Charakteristik Gertruds.

I. Gertruds inniges Verhältnis zu ihrem Gatten.

1. Sie verlangt, daß er seine Sorgen mit ihr teile. („Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten, — Vertrau es mir; ich bin dein treues Weib, — Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams. — Was kann dein Herz beklemmen, sag' es mir.")
2. Sie hat längst erkannt, welcher Kummer auf ihm lastet, und hat ein richtiges Verständnis für seine Bedeutung („Denn, was dich preßte, sieh, das wußt' ich längst. — Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir schaden, — Denn du bist ihm ein Hindernis, daß sich der Schwyzer nicht dem neuen Fürstenhaus — Will unterwerfen, sondern treu und fest — Beim Reich beharren, wie die würdigen — Altvordern es gehalten und gethan.") und die Beschimpfung seiner Mannesehre durch den Landvogt.
3. Sie erkennt den Erfolg seiner Thätigkeit an, freut sich des reichen Besitzes, den er erworben hat (I, 2. V. 20—31.) und ist stolz auf die unabhängige Stellung, die er als freier Mann auf eignem Erbe einnimmt. (I, 2. V. 79 u. ff.)

II. Gertruds Vaterlandsliebe.

1. Sie empfindet Schmerz über die Not des Landes. Vergl. I, 2. V. 93—103.
2. Sie besitzt Vertrauen zu der Thatkraft der Männer ihres Volkes. („Ihr seid auch Männer, wisset eure Axt — Zu führen.")
3. Sie giebt deshalb dem Gatten den Rat, mit Gleichgesinnten zu überlegen, „wie man des Drucks sich möcht' erledigen."

III. Gertruds Gottvertrauen.

1. Sie baut auf die Gerechtigkeit und die Hilfe Gottes. („So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen — Und der gerechten Sache gnädig sein; — — (denn) Dem Mutigen hilft Gott.") Vergl. II, 2. V. 142.
2. Sie besitzt Ergebung in die Schickungen Gottes. („Ertragen muß man, was der Himmel sendet.")

IV. Gertruds Hochherzigkeit und kühne Entschlossenheit.

1. Das Wohl des Vaterlandes ist ihr teurer als irdischer Besitz. („Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt, — Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.")
2. Sie traut sich die Kraft zu, im Notfalle auch das Äußerste zu wagen. („Die letzte Wahl auch steht dem Schwächsten offen, — Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.")

Schluß. Ihrer Überredungsgabe gelingt es denn auch, den tüchtigen Mann sich selbst wieder finden zu lassen; von jetzt an bleibt er ruhig und entschlossen; darin besteht eben der dramatische Zweck, den Schiller mit Gertruds Einführung hatte.

180.

Charakteristik Hedwigs.

Einleitung. Hedwig geht ganz in der Häuslichkeit auf; sie besitzt einen an Egoismus streifenden Familiensinn. Sie findet ihr Glück nur in ihrem Gatten und ihren Kindern.

Ausführung. Charakteristik Hedwigs.

I. Hedwig als Gattin.

1. Sie ist besorgt für ihren Gatten („Bei jedem Abschied zittert mir das Herz, — Daß du mir nimmer werdest wiederkehren"); daher tadelt sie
   a) seine kühnen „Wagefahrten" im allgemeinen
   b) und seine Fahrt mit Baumgarten über „den wüt'gen See" im besondern. („Das heißt — Nicht Gott vertrauen, das heißt Gott versuchen.")
2. Sie fürchtet, daß er sich an der Erhebung des Volkes gegen die Vögte beteilige;
   a) denn sie glaubt, daß dabei das Schwerste sein Anteil sein werde (III, 1. V. 57 u. 58);

b) sie hat eine Vorahnung, daß eine Begegnung mit Geßler dem Gatten Gefahr bringen könne, und bittet ihn daher, nicht nach Altorf zu gehen, wo gerade jetzt der Landvogt weile. (III, 1. V. 75—112.)

3. Als sie von seiner Gefangennahme hört, offenbart sich ihre Liebe zu Tell darin,

a) daß sie ihren Landsleuten und insbesondere Baumgarten Vorwürfe wegen ihrer Unthätigkeit macht („Wo waret ihr, da man den Trefflichen — In Bande schlug? Wo war da eure Hilfe? — Ihr sahet zu, ihr ließt das Gräßliche geschehn; — Geduldig littet ihr's, daß man den Freund — Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell — Auch so an euch gehandelt? Stand er auch — Bedauernd da, als hinter dir die Reiter — Des Landvogts drangen, als der wüt'ge See — Vor dir erbrauste? Nicht mit müß'gen Thränen — Beklagt' er dich, in den Nachen sprang er, Weib — Und Kind vergaß er und befreite dich." Vergl. III, 1. V. 68 u. 69);

b) daß sie sein Los in rührenden Worten beklagt (IV, 2. V. 49—60) und

c) darauf hinweist, daß durch seinen Verlust die verfolgte Unschuld einen Freund und Helfer verliere. (IV, 2. V. 63—68.)

4. Freiheit und Vaterland an sich kümmern sie wenig; sie freut sich zwar über die Erlösung des Volkes von der Tyrannei der Vögte, doch hauptsächlich nur deshalb, weil Tell es ist, der die Befreiungsthat vollbracht hat. („Heut' kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder! — Er lebt, ist frei, und wir sind frei und alles! — Und euer Vater ist's, der's Land gerettet.")

II. Hedwig als Mutter. Ihre Mutterliebe offenbart sich:

1. In der Besorgnis für ihre Kinder.

a) Sie sieht es ungern, daß die Kinder sich so zeitig im Armbrustschießen zu üben anfangen (III, 1. V. 15 u. 17); denn sie fürchtet, daß dadurch des Vaters Wagemut in ihnen geweckt werde.

b) Sie bittet den Gatten, den älteren Knaben nicht nach Altorf

mitzunehmen und freut sich, daß der jüngere bei ihr bleibe. (III, 1. V. 114 u. ff.)

2. In dem Tadel des Gatten, der es über das Herz gebracht habe, auf das Haupt des Kindes zu zielen. („Und ist es möglich? Konnt' er auf dich zielen? — Wie konnt' er's? O, er hat kein Herz — Er konnte — Den Pfeil abdrücken auf sein eignes Kind!" Vergl. IV, 2. V. 18 u. 19; V. 27—29.)

3. In der lauten Freude, mit der sie ihren Knaben „im Haus des Todes" begrüßt. IV, 2. V. 214—217. Vergl. V, 2. V. 7—9.

III. Hedwig als Weib überhaupt ist ausgezeichnet durch ihr sittliches Zartgefühl, das sie beweist

1. bei der Begegnung mit Parricida, vor dem sie unwillkürlich ein Grauen ergreift, wie es Gretchen vor Mephistopheles, Johanna vor dem schwarzen Ritter empfindet (V, 2. V. 24 und V. 28—37);

2. bei der Rückkehr Tells, dessen Hand sie nach der ersten herzlichen Begrüßung losläßt, weil sie Blut vergossen hat. (V, 2. V. 54—56.)

Schluß. So ist Hedwig ganz anders geartet als Stauffachers Gattin Gertrud. Durch den Gegensatz, den jene zu Tell bildet, wird seine Bedeutung gehoben. Eine Gertrud hätte Tells Selbständigkeit vermindert.

181.

Inwiefern ist der Apfelschuß in Schillers „Wilhelm Tell" der Wendepunkt der Handlung des ganzen Dramas?

Einleitung. Obgleich Wilhelm Tell sich nicht an die Spitze der Befreier des Landes stellt, ja nicht einmal an der Rütli-Versammlung teilnimmt, bildet er doch den Mittelpunkt der Haupthandlung des Dramas, indem sein Apfelschuß bestimmend darauf einwirkt.

Ausführung. Inwiefern ist Tells Apfelschuß der Wendepunkt des Dramas? Er ist es

I. insofern, als Tell infolgedessen seinen Racheplan faßt und sich so zu einer thätigen Beteiligung an der Befreiung des Landes entschließt. (Vergl. Disposition Nr. 177, II.);

II. insofern, als Tell, wenngleich ohne Absicht, die Erhebung **beschleunigt**, indem er

1. durch die Beseitigung Geßlers den schwierigsten Teil der Aufgabe, über den die Eidgenossen auf dem Rütli ratlos waren, thatsächlich löst (Stauffacher: „Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand, — Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben; — Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja selbst — Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land. — Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen." Reding: „Die Zeit bringt Rat. Erwartet's in Geduld. — Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.");
2. die andern beeinflußt, und zwar
   a) Rudenz,
      α) welcher aus Mitleid mit Tell offen mit Geßler bricht (Vergl. III, 3. V. 260—300.),
      β) welcher, als Bertha nach diesem Bruche von Geßler entführt wird, sich den Eidgenossen anschließt (IV, 2. V. 191—210) und sie zur That drängt (Stauffacher: „Das Christfest abzuwarten schwuren wir." Rudenz: „Ich war nicht dort, ich hab' nicht mitgeschworen. — Wartet ihr ab, ich handle.");
   b) Arnold von Melchthal, welcher durch Tells Gefangennahme und Rachethat veranlaßt wird, schon vor dem auf dem Rütli festgesetzten Termine mit Rudenz die festen Schlösser Sarnen und Roßberg zu erstürmen (IV, 2. V. 245—250; V, 1. V. 27—28 u. V. 35—37.) und die Tyrannen zu vertreiben („Rein ist der Boden. Freut Euch, alter Vater! — In diesem Augenblicke, da wir reden, — Ist kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.");
   c) die Eidgenossen überhaupt, welche dann auch das letzte Denkmal der Gewaltherrschaft der Vögte, die Burg Zwing-Uri, zerstören. (V, 1. V. 20—25.)

Schluß. Mit Recht wird Tell deshalb als „Stifter der Freiheit" (V, 1. V. 245.), „der Erretter" des Landes bezeichnet.. (V, 3. V. 1.)

182.

Die Einheit der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell.“

Einleitung. Es ist behauptet worden, daß in Schillers „Wihelm Tell“ drei Handlungen neben einander laufen: 1. Die Schweizerhandlung. 2. Die Tellhandlung. 3. Die Rudenzhandlung. Die drei Handlungen sind aber so mit einander verbunden, daß sie zu einer einheitlichen Handlung verschmolzen erscheinen

Ausführung. Die Einheit der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell.“

I. Sie beruht auf einer inneren Verbindung der drei Handlungen zu einer Haupthandlung.

1. Die drei Handlungen haben als gemeinsamen Ausgangspunkt die Bedrückung des Schweizervolkes durch die Vögte um das Land zur Anerkennung der östreichischen Herrschaft zu zwingen. Dieses Ziel soll durch verschiedene Mittel erreicht werden,
   a) durch Versagung der Bestätigung der Freiheitsbriefe und Mißachtung der alten Rechte des Landes (II, 1. V. 35 bis 38; II, 2. V. 366 u. ff.);
   b) durch Verletzung der Ehre (Baumgarten), des Eigentums (Melchthal), des Lebens und der heiligsten Gefühle des einzelnen (Tell);
   c) durch Verführung und Drohungen. (Wolfenschießen und Rudenz.) II, 1. V. 184—190; V. 194—196; III, 3. V. 266, 272, 290.
2. Die drei Handlungen dienen einer gemeinsamen Grundidee, als welche der Dichter die Befreiung des Landes von dem Drucke der Vögte hinstellt, für welche nicht nur die Eidgenossen, sondern auch Tell und Rudenz, die sich alle in dem Zustande der Notwehr befinden, wenngleich aus verschiedenen Beweggründen eintreten,
   a) die Schweizer, um sich ihre alten Freiheiten zu erhalten, die die man ihnen entreißen will;
   b) Tell, um seine Angehörigen vor Geßlers Gewaltthätigkeit zu schützen (Vergl. I, 3. V. 92 u. 93.);
   c) Rudenz, um die geraubte Braut aus den Händen des Vogts zu befreien.

3. Die drei Handlungen wirken **fördernd** auf einander; denn
   a) Tell beseitigt durch Geßlers Tod das schwierigste Hindernis der Befreiung des Volkes (Vergl. II, 2. V. 468—472.);
   b) Rudenz muß, um Bertha zu befreien, Sarnen erstürmen, wobei ihm die Eidgenossen helfend zur Seite stehen (Vergl. IV, 2. V. 222—224; V, 1. V. 35 - 54.);
   c) Die Eidgenossen werden durch Tells Gefangennahme zur Beschleunigung der Empörung bestimmt. (IV, 2. V. 445 bis 250.)

II. Die Einheit der Handlung beruht aber auch auf einer **äußerlichen** Verknüpfung der drei Handlungen,
   1. indem die Hauptperson der einen Handlung zugleich als Nebenperson in einer oder in den beiden anderen verwendet wird (z. B. Tell und die Eidgenossen.);
   2. indem einzelne Auftritte die Bindeglieder der verschiedenen Handlungen bilden, z. B. die Apfelschußscenen und die Schlußscenen verbinden alle drei Handlungen, die Scene zwischen Rudenz und Bertha die Schweizerhandlung und die Rudenzhandlung.

Schluß. Deshalb hat man mit Recht die drei Handlungen als die drei Quellen eines Stromes bezeichnet, die nach ihrer Vereinigung ein gemeinsames Ziel erreichen.

183.

Die Idee der Freiheit in Schillers „Wilhelm Tell."

Einleitung. Wie Schiller in seinem „Wallenstein" mit dichterischem Seherblick auf den Sturz Napoleons hindeutete, so hat er durch die Schilderung der Befreiung des Schweizervolkes in „Wilhelm Tell" das deutsche Volk dazu ermutigt, sich gegen seine Unterdrücker zu erheben und das französische Joch abzuschütteln.

Ausführung. Die vernünftige Freiheit als Gegensatz sowohl der Zügellosigkeit als auch der Tyrannenherrschaft. In diesem Sinne wird sie aufgefaßt

I. von den **Eidgenossen** auf dem Rütli, indem diese
   1. sich nicht der Oberherrschaft des Kaisers und den Pflichten, die sie ihm schuldig sind, zu entziehen suchen („Denn herrenlos

ist auch der Freiste nicht. — Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, — Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit." — — „Dieses ist der Freien einz'ge Pflicht, — Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt." Vergl. II, 2. V. 399 u. 400.);

2. nicht neue Rechte durch ihre Erhebung gewinnen, „nicht ungezügelt nach dem neuen greifen" („Wir stiften keinen neuen Bund; es ist — Ein uralt Bündnis nur von Väter Zeit, — Das wir erneuern!"), sondern
3. die alten Freiheiten, der sie gewaltsam beraubt worden sind, in gerechter Notwehr gegen ihre Unterdrücker behaupten („Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang; — Die alten Rechte, wie wir sie ererbt — Von unsern Vätern, wollen wir bewahren." Vergl. II, 2. V. 153—255.),
4. dabei aber in weiser Mäßigung jedes unnötige Blutvergießen vermeiden wollen („Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber. — Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten — Verjagen und die festen Schlösser brechen; — Doch, wenn es sein mag, ohne Blut. Es sehe — Der Kaiser, daß wir notgedrungen nur — Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen. — Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben, — Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn; — Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk, — Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt." Vergl. V, 1. V. 73 u. 74);

II. von Tell; denn er ist

1. friedfertig gesinnt („Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen. — Ein jeder lebe still bei sich daheim; — Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.");
2. gehorsam und ehrfurchtsvoll gegen die Obrigkeit, und zwar
   a) dem Landvogt gegenüber, indem er
      α) ihm im Schächenthal bescheidentlich entgegentritt (III, 1. V. 100—101. Vergl. IV, 3. V. 3.),
      β) ihn, als er dem Hute die Ehre versagt hat, um Verzeihung bittet („Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht, — Nicht aus Verachtung Eurer ist's gescheh'n. — Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell. — Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.");

b) Dem Kaiser gegenüber, indem er dem Parricida die Größe seiner Frevelthat vorhält, woraus die Ehrfurcht hervorgeht, die er vor seinem Herrn und Kaiser hegt. Vergl. V, 2. V. 77 u. 78; V. 80 u. 106; IV, 3. V. 32 u. 33.

Schluß. Nur in gerechter Notwehr erhebt sich Tell, erheben sich die Eidgenossen gegen ihre Unterdrücker. So hat auch das deutsche Volk seines Lieblingsdichters Drama verstanden, das wesentlich dazu beigetragen hat, das deutsche Nationalgefühl in den Zeiten der Schmach und Erniedrigung zu erwecken und es wach zu halten bis in unsre Tage hinein. Schillers Dichtung ist damit ein Grundstein geworden zu dem Bau des neuen deutschen Reiches, der in den Jahren 1870/71 von unserem großen Kaiser Wilhelm und seinen Palladinen errichtet worden ist.

184.

Ort und Zeit in Schillers „Wilhelm Tell.“

185.

Der Vierwaldstätter See nach Schillers „W. T.“

186.

Östreichs Verhalten gegen die Schweizer nach „W. T.“

187.

Mit welchen Gründen rechtfertigen bei Schiller die Schweizer ihren Aufstand?

188.

Das Verhältnis Tells zu seinen Landsleuten.

189.

Wie bethätigt Tell sein Wort: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt“?

190.

Wie reift in Tell der Entschluß zu seiner That?

191.

Tell, der Mann der That.

192.

Welche Mittel wendet Schiller an, um die That Tells zu rechtfertigen?

193.

Welcher sittliche Tadel trifft Schillers Tell wegen Geßlers Ermordung.

194.

Inwiefern ergänzt Tells That die Handlung des Rütlibundes?

195.

Charakteristik Walther Fürsts.

196.

Werner Stauffacher, ein Muster der Besonnenheit.

197.

Charakteristik Arnolds von Melchthal.

198.

Charakteristik Ulrichs von Rudenz.

199.

Geßler, das Bild eines Tyrannen.

200.

Tell und Stauffacher, die Befreier der Waldstätte.

201.

Ruodi und Tell, ein Gegensatz.

202.

Gertrud in Schillers Tell und die Gräfin Terzky in Schillers Wallenstein. Ein Vergleich.

203.

Welchen Anteil nimmt Bertha von Bruneck in Schillers „W. T.“ an dem Schicksale ihrer Landsleute?

204.

Dem Mutigen hilft Gott. (I, 2.)

205.

Der kluge Mann baut vor. (I, 2.)

206.

Ein furchtbar wütend Schrecknis ist
Der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten. (I, 2.)

207.

Was Hände bauten, können Hände stürzen. (I, 3.)

208.

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. (I, 4.)

209.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen. (II, 1.)

210.

Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit. (II, 2.)

211.

Früh übt sich, was ein Meister werden will. (III, 1.)

212.

Dann erst genieß ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute. (III, 1.)

213.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten. (III, 1.)

214.

Steh' zu deinem Volk! Es ist dein angeborener Platz. (III, 2.)

215.

— Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. (III, 3.)

216.

Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen. (IV, 3.)

217.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. (IV, 3.)

218.

Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen. (V, 1.)

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.